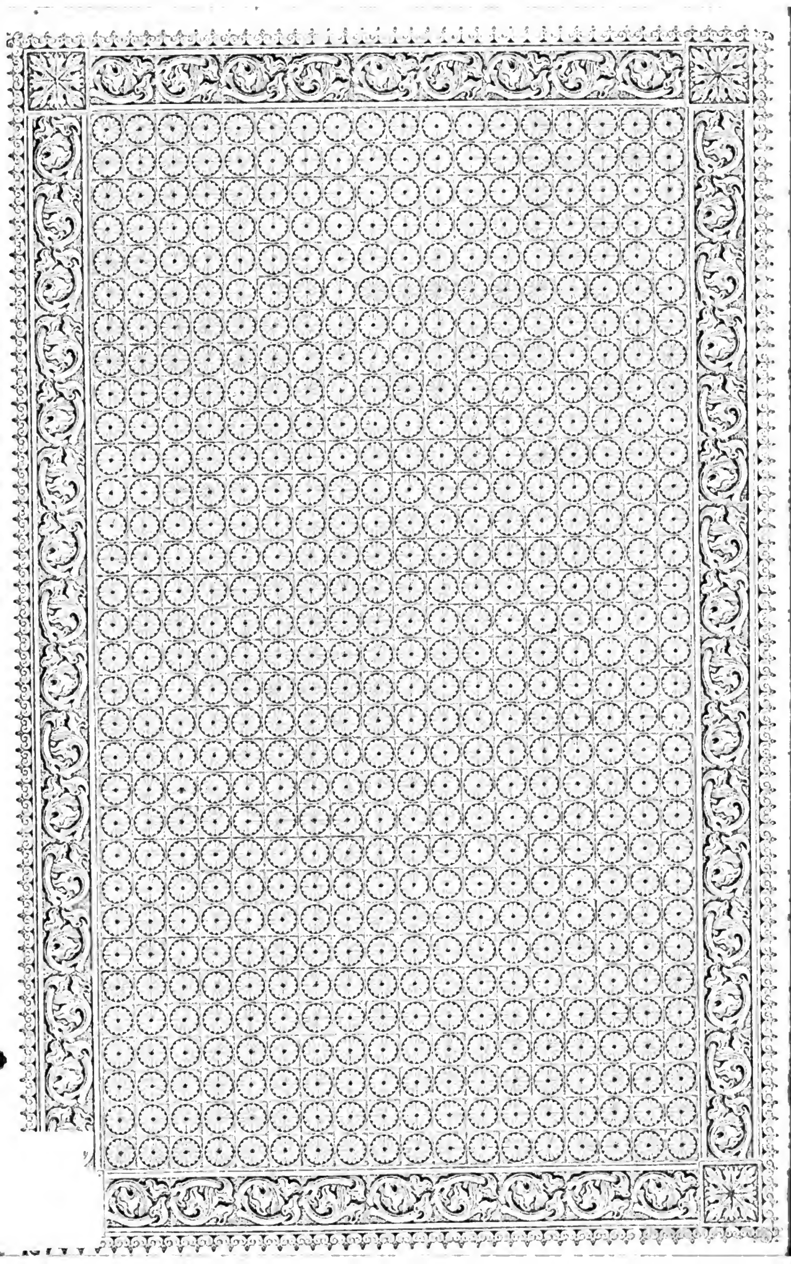
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1892.
Vierter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Verborgene Schätze. Roman von Reinhold Ortmann (Fortsetzung) 5
Die Vermählten. Novelle von Schmidt-Weißenfels . 97
Die Fluth des Lebens. Eine Erzählung aus dem amerikanischen Leben. Von Ernst Otto Hopp . 164
Eisenbahnsignale. Ein wichtiges Kapitel aus der Verkehrspraxis. Von Ulr. Myers 202
Der Abenteurerroman im vorigen Jahrhundert. Literaturgeschichtliche Skizze von Eugen Schmitt . 212
Das Schneeschuhlaufen. Sportbilder aus dem Norden. Von Th. v. Wittenbergk 222
Mannigfaltiges:
Ein Schlangenabenteuer 233
Von Peter dem Großen 235
Der Lootsenfisch 236
Die Nationalität der Päpste 237
Zur Geschichte der Bürste 238
Die Macht des Gesanges 239
Der spanische Bettler 239
Eine passende Inschrift 240
Das „Marterinstrument" 240

Verborgene Schätze.

Roman

von

Reinhold Ortmann.

(Fortsetzung.)

Wie es unter den obwaltenden Umständen nicht anders sein konnte, gestaltete sich auch der weitere Verlauf des Abendessens nicht fröhlicher, als sein Beginn. Es wurden zwar einige andere Unterhaltungsgegenstände berührt, aber das Gespräch wandte sich, wie unter dem Einfluß einer zwingenden, unsichtbaren Gewalt, doch immer wieder zu dem stillen, bleichen Mann auf dem Leidensbette zurück. Elfriede betheiligte sich daran nur ein einziges Mal, als sie eine direkt an sie gerichtete Frage ihres Vaters beantworten mußte; sie aß und trank nichts, und gleich nach Beendigung der Mahlzeit schlüpfte sie aus dem Zimmer.

Thomas Rocholl bot seinem Gast eine Cigarre an, aber da er selbst nicht zum Rauchen aufgelegt schien, lehnte auch Wolfram ab. Ein paar Minuten lang ging der Gutsherr mit langen Schritten im Zimmer auf und nieder, dann blieb er plötzlich stehen und fragte ganz unvermittelt: „Wenn ich meine Tochter recht verstanden habe, sind Sie von Beruf Ingenieur; haben Sie sich als solcher vielleicht jemals mit den Vorkehrungen zur Gewinnung von Petroleum beschäftigt?"

Wolfram war auf's Höchste überrascht, und er konnte

sich nicht enthalten, ein wenig zu lächeln, als er antwortete: „Sollte ich noch etwas von dem verwünschten Geruch mit mir in der Welt herumtragen, daß Sie so scharfsinnig auf eine Vermuthung gerathen, die doch wahrhaftig nicht gerade naheliegend ist? Ich habe vier Jahre in Oil-City im Staate Pennsylvanien gearbeitet, und in dieser gesegneten Stadt bildet das duftige Erdöl, nach dem man sie getauft hat, das Alpha und Omega aller privaten und öffentlichen Interessen."

Wie schwer es auch sein mochte, in Thomas Rocholl's unbeweglichem Gesicht zu lesen, diesmal war es doch unverkennbar, daß die Erwiederung des jungen Ingenieurs etwas für ihn sehr Angenehmes enthalten haben mußte. Er ließ sich ihm gegenüber nieder und sagte mit dem Ausdruck lebhaftester Antheilnahme: „Sie können sich kaum vorstellen, wie interessant und bedeutsam mir gerade jetzt das Zusammentreffen mit einem Manne erscheint, der auf diesem Gebiete sachverständig ist. Ich werde Ihnen auch die Erklärung dafür nicht schuldig bleiben, zuvor aber möchte ich mir von Ihnen noch Einiges erzählen lassen. Ich halte es nämlich für mehr als einen bloßen Zufall, daß unsere Lebenswege sich heute berühren mußten, und wenn Ihnen mein Ersuchen nicht als eine lästige Zudringlichkeit erscheint, möchte ich wohl etwas Näheres über Ihre Person und Ihre Verhältnisse erfahren."

„Da ist herzlich wenig zu erzählen; aber wenn es Sie wirklich interessirt, will ich Ihnen mit Vergnügen in zwanzig oder dreißig Worten meinen ganzen Lebenslauf darlegen. Als ich mit vierzehn Jahren in Hamburg die Volksschule absolvirt hatte, erlernte ich das ehrsame Schlosserhandwerk, und brachte es darin allgemach auf eine solche Stufe der Vollendung, daß ich sieben Jahre später bereits als Gehilfe des Maschinisten auf einem

Handelsdampfer nach New-York fahren konnte. Da ich einen gewissen Ehrgeiz hatte und nicht ohne gelindes Grauen daran denken konnte, im Kesselraum eines Schiffes als zweiter oder dritter Maschinist alt und grau zu werden, so entschloß ich mich, im Lande des Dollars zu bleiben und all' meine angeborene niedersächsische Zähigkeit aufzuwenden, um mich durch Ergänzung meiner recht mangelhaften Bildung zu etwas Höherem emporzuarbeiten. Es war zwar nicht ganz leicht, aber es ging doch, und nach Verlauf einiger Jahre durfte ich mit Fug und Recht den stolzen Titel eines Ingenieurs unter meinen Namen setzen. An Gelegenheit zur weiteren Ausbildung hat mir's bei dem Wandertrieb, von dem ich nun einmal besessen bin, dann nicht gefehlt. Ich habe Lokomotiven und Spinnmaschinen, Eisenbahnbrücken und Wasserleitungen gebaut, und zu den zahlreichen Löchern am Oil-Creek und Alleghany, aus denen schon früher der Reichthum von Oil-City floß, habe ich noch ein halbes Dutzend neue gebohrt."

„In der That? Ah, vortrefflich, ganz vortrefflich! Sie sind also, wie es die Amerikaner nennen, ein self-made-man, und nun ist es wahrscheinlich auch der Ehrgeiz gewesen, der Ihnen da drüben an Ihrem Petroleumflusse nicht länger Ruhe gelassen und Sie nach Europa zurückgeführt hat?"

Wolfram fuhr sich mit der Hand durch das dichte Haar und schüttelte den Kopf.

„Nein, diesmal war es etwas ganz Anderes als Ehrgeiz," sagte er, „es war vielmehr eine Dummheit, eine fixe Idee oder dergleichen, und Sie wissen, Herr Rocholl, von solchen Dingen spricht man nicht allzu gern."

„Ich will mich nicht unberufen in Ihr Vertrauen drängen — gewiß nicht! Aber ist es auch indiskret, zu fragen, wohin Ihre Reise geht?"

„Nach Italien, nach dem Lande der Sehnsucht für jedes deutsche Gemüth."

„Und — hm, Sie müssen die scheinbare Absonderlichkeit meiner Frage schon entschuldigen — ist Ihnen sehr viel daran gelegen, recht schnell, das heißt ohne jeden Aufenthalt dahin zu gelangen?"

Wolfram machte eine Bewegung, als ob er die Arme ausbreiten wollte, und in seinen sonst so klar und hell in die Welt blickenden Augen leuchtete es wie schwärmerisches Feuer auf.

„Ich wünschte, daß ich Adlersschwingen hätte, Herr Rocholl, und daß ich schon beim nächsten Frühroth die schimmernden Gipfel der Alpen unter mir aus dem Nebel könnte emportauchen sehen."

Thomas Rocholl erhob sich und that wieder ein paar Schritte durch das Zimmer.

„Schade, sehr schade!" sagte er, mehr zu sich selber als zu seinem Gast. „Dann wäre es also doch eine vergebliche Hoffnung gewesen!"

„Eine Hoffnung, die durch meine Reisepläne vereitelt würde?" fragte der Ingenieur, ohne sein Erstaunen zu verbergen. „Darf ich Sie bitten, sich darüber etwas näher auszusprechen?"

Der Gutsherr zauderte, doch nur für die Dauer weniger Sekunden. Dann stützte er den langen, hageren Oberkörper auf die Lehne seines Stuhles und erwiederte: „Weil ich Sie nach Ihren Worten wie nach Ihren Handlungen für einen tüchtigen und rechtschaffenen Mann halte, meinte ich auf Ihre Hilfe rechnen zu dürfen bei der Entlarvung eines ungeheuren Betruges, dessen Anblick mir heute das Blut in Wallung gebracht hat. Aber freilich, ich vergaß, daß Sie unmöglich dasselbe Interesse daran haben können, als ich! Wenn es Sie so mächtig nach dem schönsten Lande der Erde zieht, wie könnte ich Ihnen im Ernst

zumuthen, hier in unserer trostlosen Gegend zu verweilen, nur um ein paar abgefeimten Spitzbuben das Handwerk zu legen!"

„Sie können sich denken, Herr Rocholl, daß Ihre Andeutungen mich ebenso sehr überraschen, als neugierig machen müssen. Auch wenn ich nicht in der angenehmen Lage bin, Ihre Erwartungen zu rechtfertigen, werde ich Ihnen Dank wissen für eine nähere Erklärung."

„Eine Gegenfrage zuvor. Halten Sie es für möglich, daß auch bei uns, das heißt hier in unserer nächsten Umgebung, Petroleum erbohrt werden könnte?"

„Darauf läßt sich wohl kaum kurzweg mit einem Ja oder Nein antworten. Das kostbare Erdöl kommt in so mannigfachen Formen und unter so verschiedenartigen Bodenverhältnissen vor, daß es sehr gewagt wäre, allein aus der Beschaffenheit der letzteren endgiltige Schlüsse auf sein Vorhandensein oder Nichtvorhandensein zu ziehen. Auch will man ja in der That schon vor Jahren in der Gegend von Peine Spuren von wirklichem Petroleum gefunden haben. Die Möglichkeit also, daß irgend ein Glücklicher aus unserer armseligen Lüneburger Haide früher oder später ein neues Pennsylvanien macht, ist keineswegs ganz ausgeschlossen, wenn ich an die Wahrscheinlichkeit auch nicht recht zu glauben vermag."

„Nun, es wird Sie interessiren, zu erfahren, daß man bereits darauf und daran ist, die von Ihnen angedeutete Verwandlung herbeizuführen. Ich sah mit eigenen Augen, wie man sich anschickte, ein paar riesige Bohrthürme aufzurichten, und wie eine ganze Armee von Arbeitern sich durch ausgiebiges Faullenzen darauf vorbereitete, unserer dürftigen Erde ihre verborgenen Schätze zu entreißen."

„Wahrhaftig? Gibt es auch bei uns in Deutschland Leute von so erstaunlichem Wagemuth? Nun, ich wünsche ihnen zwar aufrichtig Glück für ihr Beginnen, aber ich

fürchte, daß in diesem Fall Geld und Arbeit kaum die erhofften Früchte tragen werden."

„Die ganze Sache würde mich durchaus nichts angehen und mich auch vollkommen kalt lassen, wenn irgend ein beliebiger tollkühner Unternehmer sein Kapital an einen so wahnwitzigen Versuch setzen wollte; aber hier handelt es sich meiner festen Ueberzeugung nach um einen Betrug von so ungeheuerlicher Dreistigkeit und Frechheit, daß ich ihm nicht ruhig würde zusehen können, auch wenn es nicht der Sohn meines besten Freundes wäre, der augenscheinlich zum Opfer dieses Betruges gemacht werden soll."

„Sie müssen schon entschuldigen, Herr Rocholl, wenn ich Ihnen bekenne, daß mir Ihre Worte etwas dunkel sind. Ein Betrug? Inwiefern kann bei einem solchen Unternehmen denn von einem Betruge die Rede sein?"

Während er sprach, war Elfriede ebenso behend und geräuschlos, als sie vorhin gegangen, wieder in das Zimmer getreten. Der Gutsherr aber ließ sich durch ihre Anwesenheit nicht abhalten zu antworten: „Man hat den armen, bethörten Mann, der jetzt unter meinem Dache auf dem Leidenslager, wenn nicht auf seinem Sterbebette liegt, durch irgend welche Künste zu bestimmen gewußt, für einen fast werthlosen Streifen elendesten Haidelandes eine lächerlich große Kaufsumme zu zahlen, indem man ihn an das sichere Vorhandensein unterirdischer Petroleumvorräthe glauben ließ. Und man hat sich, wie ich heute gesehen habe, damit nicht begnügt, sondern ein Mensch, den ich seiner ganzen Vergangenheit nach nur für einen Schwindler und Betrüger halten kann, ist eben im Begriff, den Bedauernswerthen völlig zu Grunde zu richten. Die Vorbereitungen, die da auf Kliffborn zur Petroleumgewinnung getroffen werden, müssen meiner Schätzung nach Unsummen verschlingen, und nur ein Wahnwitziger

oder ein Verbrecher kann den thörichten und leichtgläubigen Jüngling verführt haben, einem Hirngespinnst, einem gestaltlosen blauen Dunst zu Liebe ein Vermögen aufzuopfern, das — nun, sagen wir es rund heraus — das wahrscheinlich nicht einmal das seinige ist. Da ist ein ehemaliger höherer Bergbeamter, den man wegen sehr ehrenrühriger Dinge aus dem Staatsdienst entlassen hat, und ein sogenannter Ingenieur, über den ich selbst vor acht oder neun Jahren einmal als Geschworener zu Gericht gesessen habe, weil der sehr dringende Verdacht einer in gewinnsüchtiger Absicht begangenen Brandstiftung gegen ihn vorlag. In den Händen dieser beiden Ehrenmänner liegt, so viel ich erkennen konnte, die Ausführung des unsinnigen Projekts, und ich zweifle keinen Augenblick, daß sie nicht eher aufhören werden, ihre Kräfte daran zu setzen, als bis sie die Gewißheit gewonnen haben, daß kein Gewinntröpfchen mehr aus der Citrone zu pressen ist. Ah, es müßte ein wahres Vergnügen sein, diese Halunken und Diejenigen, welche vielleicht noch hinter ihnen stehen, dem Strafrichter zu überliefern!"

Dabei schüttelte er seine knochige Faust in der Luft, und seine Augen blitzten zornig. Die Beobachtungen, welche er an diesem Nachmittag auf Klippborn gemacht hatte, mußten ihn in der That sehr hochgradig erregt haben. Aber es war ihm nicht gelungen, diese unwillige Erregung auch auf seinen Gast zu übertragen. Seit Elfriedens Eintritt hatte ihm Wolfram wohl überhaupt nur noch mit halbem Ohr zugehört; denn seine Augen hingen unverwandt an der schönen, jugendlich elastischen Gestalt des Mädchens, das sich, von ihm abgewendet und scheinbar ohne Theilnahme für die Unterhaltung, an dem Silberschrank zu schaffen machte.

„Aber vorausgesetzt selbst, daß Sie mit Ihrem Verdacht den Leuten nicht dennoch Unrecht thun," sagte er

in halber Zerstreutheit, als Thomas Rocholl geendet, „wie sollte ich, ein unberufener Fremder, dem man ohne Weiteres die Thür weisen könnte, es wohl beginnen, ein paar ohne Zweifel sehr schlauer und geriebener Gauner ihrer betrügerischen Absichten zu überführen?“

„Sie dürften ihnen natürlich nicht mit offenem Visir gegenüber treten. Auch der Listigste ist schließlich zu überlisten, wenn die Sache schlecht ist, die er verficht. Nach dem Plane, der mir da vorhin durch den Kopf schoß, müßten Sie — aber es ist ja überflüssig, davon zu reden, da Sie doch entschlossen sind, schon morgen nach dem Süden weiter zu reisen.“

Er hatte sich fast ärgerlich unterbrochen, und indem er die braunen, sehnigen Hände auf dem Rücken zusammenlegte, nahm er seine Promenade durch das Zimmer wieder auf.

Es gab ein kleines Schweigen, während dessen der Ingenieur noch immer mit einer fast andächtigen Aufmerksamkeit den anmuthigen und leichten Bewegungen Elfriedens zusah. Dann aber, da Rocholl nicht gelaunt schien, die Unterhaltung seinerseits wieder aufzunehmen, wandte Wolfram ihm endlich sein Antlitz zu und sagte wie in Erwiederung auf seine letzten Worte: „Ja, ich bin dazu entschlossen, Herr Rocholl, denn diese Reise nach Italien bedeutet für mich die Verwirklichung eines Traumes, der fast seit den Tagen der Kindheit meine Seele erfüllt hat — eines Traumes, der mein Trost und meine Stütze gewesen ist in mancher schweren Stunde meines Daseins. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß es allein die Hoffnung auf diese Reise gewesen ist, welche mich manche sonst vielleicht unerträgliche Lebenslage hat ertragen lassen. An dieser Hoffnung habe ich mich gesättigt, wenn ich Hunger litt; an dieser Hoffnung habe ich mich gewärmt, wenn ich in meiner New-Yorker Man-

farbenkammer hoch oben im siebenten Stockwerk vor Frost erschauerte. So wenig es eigene Neigung gewesen war, die mich als Knaben in die Schlosserwerkstätte geführt hatte, so wenig folgte ich als Jüngling einem wirklichen gewaltigen Herzensdrange, da ich die furchtbarsten Entbehrungen und Mühen auf mich nahm, um die für den Beruf eines Ingenieurs erforderlichen Kenntnisse zu erlangen. In meiner Phantasie hatte sich von Jugend auf die Zukunft zu einem ganz anderen Bilde gestaltet, und meine heiße Sehnsucht, wie meine natürliche Veranlagung hatten mich auf einen ganz anderen Weg gewiesen, als es der war, den ich unter dem Druck der eisernen Nothwendigkeit gehen mußte. Mein Traum war, ein Maler zu werden, ein großer, berühmter Maler, dessen Name unsterblich fortleben sollte, wie derjenige eines Tizian und eines Raphael. Wäre meine arme Mutter am Leben geblieben, wer weiß, ob sie in ihrer heldenmüthigen Opferfähigkeit nicht trotz Dürftigkeit und Noth einen Weg ausfindig gemacht hätte, auf dem ich bis zu dem Ziel meiner knabenhaften Sehnsucht, bis zur Kunstakademie, gelangt wäre. Aber sie starb, noch ehe ich die Schule verlassen hatte, und in ihren einfachen, niederen Sarg bettete man mit ihr zugleich alle meine Hoffnungen ein. Ohne daß man es als der Mühe werth erachtet hätte, mich um meine Wünsche zu befragen, gab man mich dem ersten Besten in Zucht und Lehre, der sich geneigt zeigte, die mittellose Waise aufzunehmen, und das Weitere — nun, das Weitere habe ich Ihnen ja in einigen großen Strichen bereits skizzirt. Ich lernte bald begreifen, daß das wirkliche Leben etwas anders aussieht, als die Traumwelt, die sich im Kopfe eines Knaben malt, und als des Schicksals harte Faust nach einigen heißen Kämpfen meinen Trotz und meinen wilden Schmerz erst einmal gebändigt hatte, dachte ich nicht mehr daran, meinen Namen neben

denjenigen Tizian's und Raphael's in das goldene Buch der Kunstgeschichte zu schreiben. Aber mochten auch die hochfliegenden Träume, die mich einst beglückt hatten, in Dunst und in leere Luft zerfließen, die tiefe, innige, nie gestillte Sehnsucht nach dem ewig Schönen ließ sich trotz aller tapferen Unterdrückungsversuche niemals ganz aus dem Herzen vertreiben. Mußte ich selber auch ewig ein dilettantischer Stümper bleiben, so war mir damit doch das Recht nicht versagt, mich erheben, begeistern, berauschen zu lassen von dem, was Andere, Genialere und Glücklichere zum Heil aller schönheitsdurstigen Seelen geschaffen. Und als ich immer wieder in tiefinnerer Abneigung zurückschauderte vor der Beschäftigung mit trockenem Zahlen- und Formelwerk, mit lärmenden Maschinen und mit den unschönen Schöpfungen eines an kein ästhetisches Gesetz gebundenen Nützlichkeitstriebes, da setzte ich die Reise nach Italien mir selber als Preis aus für die Bewältigung der Riesenaufgabe, an der mein Kleinmuth schon nahezu verzweifeln wollte. Für die Reise nach Italien habe ich ein Jahrzehnt hindurch gedarbt und gelitten, gearbeitet und gekämpft, um dieser Reise willen habe ich es vier lange Jahre hindurch in dem schmutzigsten und abscheulichsten Winkel der Erde ausgehalten, und für diese Reise habe ich mich jetzt an den Gräbern meiner Eltern gesammelt und geläutert wie ein frommer Pilger, der sich anschickt, in das heilige Land zu ziehen. Werden Sie es noch länger für einen Mangel an Nächstenliebe oder an Hilfsbereitschaft halten, wenn ich mich nicht um eines fremden Interesses willen entschließen kann, auf den Preis für eine in Arbeit und Mühsal verlorene Jugend zu verzichten?"

Thomas Rocholl hatte seinen Spaziergang längst eingestellt, und schon nach Wolfram's ersten Worten hatte Elfriede ihre Beschäftigung an dem Silberschrank auf-

gegeben. Als der junge Ingenieur, der nur zu dem Gutsherrn gesprochen hatte, jetzt seinen Blick zu dem schweigsamen Töchterchen desselben hinübergleiten ließ, sah er gerade in zwei große, leuchtende Augensterne, die mit seltsamer, wohlig und wonnig bis in die Tiefe seiner Seele dringender Wärme auf ihn gerichtet waren. Rocholl aber legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Reisen Sie glücklich, und der Himmel bewahre Sie davor, daß Sie mit einer Enttäuschung zurückkehren müssen."

Ein Klopfen wurde vernehmlich, und Nitzschke's gutmüthiges, in diesem Augenblick etwas ängstliches Gesicht tauchte in der Thüröffnung auf.

„Ach, Herr Rocholl, meine Johanne — sie meint — sie schickt mich hierher, weil sie meint, daß der Kranke — erschrecken Sie gütigst nicht — sie meint nicht, daß er sterben würde — aber es hätte den Anschein, sagt sie, als ob eine gewisse Veränderung mit ihm vorginge — und sie versteht sich auf solche Sachen, das ist wahr! Wenn nun der Herr die Güte haben wollte, meint sie —"

„Schon gut, Nitzschke!" fiel der Hausherr ein. „Ich komme sofort. Bleiben Sie inzwischen bei meiner Tochter, Herr Wolfram. Ich möchte nachher gern noch ein paar Worte über Ihre italienische Reise mit Ihnen reden."

Er ging, und der Ingenieur, den plötzlich ein unwiderstehliches Verlangen überkommen hatte, sich volle Gewißheit über einen Gegenstand zu verschaffen, der ihn mehr als alles Andere beschäftigte, wie gleichgiltig er ihm auch im Grunde hätte sein müssen, trat auf die stumm und regungslos dastehende Elfriede zu.

„Sie haben sich des Patienten während des ganzen Nachmittags mit so aufopfernder Theilnahme angenommen, mein Fräulein, sicherlich würde es Ihnen sehr nahe gehen, wenn er trotz all' der Liebe und Sorgfalt, die man ihm hier entgegenbringt, nicht mehr gerettet werden könnte."

In voller Unbefangenheit erhob sie den Blick zu seinem Gesicht, und er sah in ihre Augen wie in einen Himmel voll Unschuld, Reinheit und lauterer Herzensgüte.

„Gewiß, es würde mir sehr nahe gehen," erwiederte sie ohne Zaudern. „Kann man sich denn etwas Traurigeres vorstellen, als dies Schicksal — am Tage nach der Hochzeit? Alle meine Gedanken sind bei der unglücklichen jungen Frau. Jetzt hat sie die Depesche meines Vaters gewiß bereits empfangen, in einer wie namenlosen Verzweiflung muß sie sich befinden, da sie den Gatten todkrank unter fremdem Dache weiß, und in wie qualvoller Langsamkeit müssen ihr die Stunden dahinschleichen, bis sie an sein Lager treten und seine Pflege als ihr heiliges Gattenrecht übernehmen darf!"

„Wir wollen im Interesse des Kranken hoffen, daß sie ihre Pflichten wirklich so ernst auffaßt, als Sie es da vermuthen. Aber wenn das nun wider Erwarten nicht der Fall wäre, wenn sie vielleicht aus Furcht vor Ansteckung oder aus irgend einem anderen Grunde überhaupt nicht käme, würden Sie dann etwa gesonnen sein, an ihre Stelle zu treten?"

Sie schien seine Frage nicht sogleich zu begreifen, denn ein Ausdruck der Verwunderung trat auf ihr Gesicht; dann aber schüttelte sie den Kopf und sagte: „Sie wird kommen, es ist ja gar nicht anders möglich, als daß sie kommt. Aber wenn ich Sie recht verstanden habe, Herr Wolfram, wenn Sie mich fragen wollten, ob ich mich der Pflege des Patienten widmen würde, falls sie dennoch ausbliebe, so ist die Antwort darauf doch wohl eine ganz selbstverständliche. So lange Herr Jasmund unsere Gastfreundschaft genießt, wird er für meinen Vater wie für mich ein Mitglied unserer Familie sein, und ich werde Alles für ihn thun, was ich für einen Bruder thun würde."

Der unschuldigen Unbefangenheit gegenüber, mit der

sie sprach, würde Wolfram von den vielen naheliegenden Bedenken, die sich gegen ihren menschenfreundlichen Vorsatz geltend machen ließen, sicherlich auch dann kein einziges vorgebracht haben, wenn er sich ein Recht dazu hätte zuschreiben dürfen. Aber die unbehagliche, peinigende Empfindung, der sich nun einmal kein anderer Name als derjenige der Eifersucht geben ließ, war doch noch immer in seinem Herzen, und so klang es fast ein wenig kränkend, als er nach kurzem Zögern fragte: „Inzwischen haben Sie sich ja auch wohl ohne Zweifel erinnert, daß Sie sein Gesicht bereits anderswo als nur im Traume gesehen haben. Man hegt nicht ohne Weiteres so warme Theilnahme für einen Wildfremden."

„Und doch ist Jasmund mir nichts Anderes als ein Fremder gewesen. Sein Name oder vielmehr der Name seines Vaters war allerdings sehr häufig in unserem Hause genannt worden; er selbst aber hatte es nie zuvor betreten. Wenn ich ihn wirklich schon früher irgendwo gesehen habe, und wenn es nicht im Traume gewesen ist, so hatte ich damals jedenfalls keine Ahnung davon, wer er war."

„Sie hörten, was Ihr Herr Vater vorhin über das merkwürdige Petroleumprojekt sagte, und welche Gefahr er darin für diesen Herrn Jasmund erblickt. Haben auch Sie es mir nicht verübelt, Fräulein Rocholl, daß ich aus selbstsüchtigen Ursachen ablehnte, die mir von Ihrem Vater zugedachte Rolle zu übernehmen?"

Sie schüttelte verneinend das Köpfchen, aber sie sah ihn nicht mehr an, während sie erwiederte: „Nicht mein Vater war es, dem zuerst der Gedanke an Ihre Hilfe kam, sondern ich. Es ist seine Art sonst wahrlich nicht, so unbescheidene Zumuthungen an die Opferwilligkeit Anderer zu stellen."

Heiß wie in einem Gefühl der Scham wallte dem jungen Ingenieur das Blut zum Kopfe empor.

„Sie, mein Fräulein?“ sagte er, und die Befangenheit, die er bei ihrem ersten Anblick gespürt hatte, war wieder über ihn gekommen. „Und nun haben Sie erkennen müssen, daß Sie da eine viel bessere Meinung von mir gehegt, als ich es verdiente — nicht wahr?“

„O nein, nicht so!“ versetzte sie eifrig. „Ich habe vielmehr eingesehen, daß es ganz thöricht war, Ihnen eine solche Zumuthung zu machen. Seien Sie gewiß, Herr Wolfram, daß wir Ihnen für Ihre hochherzige Handlungsweise gegen einen Freund unseres Hauses stets die wärmste Dankbarkeit bewahren werden.“

„Ich habe keinen Anspruch auf diesen Dank, mein Fräulein; denn was ich da gethan habe, war nur selbstverständlich, und ich würde kaum anders verfahren haben, wenn statt des Herrn Jasmund irgend ein Vagabund am Straßenrande gelegen hätte. Aber wenn ich jetzt auf meine Reise nach Italien verzichtete, wenn ich Ihrem Wunsche entspräche und Ihrem Freunde sein Vermögen zu retten suchte, das, Fräulein Rocholl, würde vielleicht in der That eines kleinen Dankes werth sein; und um mir diesen Dank zu verdienen —“

Er konnte nicht vollenden, denn Elfriede erhob mit ganz bestürztem Gesicht, wie beschwörend ihre Hand und sagte: „O, sprechen Sie nicht aus, was Sie nothwendig bitter gereuen müßte! Ich sagte Ihnen ja schon, daß ich mein voriges Verlangen jetzt selber für eine Thorheit halte, und daß ich beklage, dem vermessenen Wunsch gegen meinen Vater Worte gegeben zu haben. Wie könnte Ihnen unsere Dankbarkeit, und wäre sie noch so tief und innig, jemals ersetzen, was Sie da soeben in einer Aufwallung all zu hochsinnigen Edelmuthes zu opfern bereit schienen!“

Ihre Warnung war gewiß aufrichtig gemeint, aber sie brachte ersichtlich eine ganz andere Wirkung als die beabsichtigte auf Wolfram hervor.

„Ich weiß nicht, wie es zugeht," erwiederte er, „aber mir ist, als ob meine Sehnsucht nach den Herrlichkeiten Italiens mit einem Mal sehr viel von ihrer leidenschaftlichen Inbrunst eingebüßt hätte. Vielleicht war es mit dieser Sehnsucht wie mit jenen Feengeschenken im Märchen, die all' ihre Zauberkraft verlieren, sobald ihr glücklicher Besitzer sie auch den Augen anderer Menschen enthüllt. Vielleicht auch war meine stürmische Kunstbegeisterung nur noch eine holde Selbsttäuschung, und der Ingenieur in mir ist allmälig viel mächtiger geworden, als ich selber es geahnt. Es reizt mich gewaltig, diese merkwürdigen Anlagen auf Kliffborn mit eigenen Augen zu sehen, und wenn sich neben dem Drang nach Thätigkeit auch der Durst nach Schönheit wieder einstellen sollte, nun, so wird es am Ende auch hier nicht ganz unmöglich sein, ihn zu befriedigen. Auch die melancholische Schönheit der Haide hat schon mehr als einen Sänger unter den deutschen Dichtern gefunden, und überdies ist der Boden, auf dem ich mich hier bewege, ja der Boden meiner Heimath. Kurzum, mag sich's gestalten, wie es will, ich werde es versuchen!"

Trotz der Bestimmtheit in seinen letzten Worten hätte ihm Elfriede vielleicht auch jetzt noch widersprochen, wenn nicht die Rückkehr Thomas Rocholl's sie daran gehindert hätte. Der Gutsherr sah weniger verdrießlich aus, als vorhin, und es war kein Zweifel, daß er unmöglich der Träger einer schlechten Neuigkeit sein konnte.

„Diesmal hat sich unsere unfehlbare Johanne zum Glück doch geirrt," sagte er, „und wenn von einer Veränderung in Jasmund's Befinden überhaupt die Rede sein kann, so ist es jedenfalls keine Veränderung zum Schlimmeren. Sein jetziger Zustand gibt mir im Gegentheil die Hoffnung, daß seine kräftige Jugend dieser abscheulichen Krankheit doch vielleicht erfolgreich widerstehen werde.

Aber um von etwas Angenehmerem zu reden: wir wurden vorhin unterbrochen, Herr Wolfram, als wir von Ihrer italienischen Reise sprachen. Ich möchte Ihnen da auf Grund meiner eigenen Erfahrung einige Rathschläge geben, deren Befolgung Sie nicht gereuen wird."

„Das ist sehr liebenswürdig," fiel der Ingenieur ruhig ein, „aber vor der Hand würde ich davon doch noch keinen Gebrauch zu machen wissen. Ich habe mich in der Zwischenzeit entschlossen, die Reise zu vertagen und Ihnen, falls Sie wirklich glauben, daß sie von Nutzen sein können, meine Dienste zur Verfügung zu stellen."

Thomas Rocholl, der sichtlich sehr überrascht war, blickte forschend und ungewiß zu seiner Tochter hinüber.

„Das ist sehr merkwürdig," sagte er zögernd. „So lebhaft ich mich vorhin über eine Zusage gefreut hätte, so sehr fürchte ich jetzt, daß Sie auf dem Wege sein könnten, eine Uebereilung zu begehen."

„Nicht doch, es ist erwogen und überlegt zur Genüge. Eine langwierige und umständliche Vorbereitung derartiger Entschlüsse ist niemals meine Sache gewesen. Der Wandervogel und — wenn Sie so wollen — der Abenteurer steckt mir im Blute, und gerade in dem Unvorhergesehenen, Ungeahnten liegt darum für mich stets ein ganz besonderer Reiz. Auch handelt sich's ja vorläufig nur um einen Versuch. Sehe ich, daß ich wirklich irgendwie von Nutzen sein kann, so bleibe ich; haben wir aber die Lage der Verhältnisse falsch beurtheilt, nun, so wird mir der kleine Aufschub den späteren Genuß gewiß nicht beeinträchtigen."

Thomas Rocholl schüttelte ihm mit kräftigem Druck die Hand.

„Ich habe kein Recht, ein Anerbieten zurückzuweisen, durch das, wie ich hoffe, nicht nur meinem unglücklichen jungen Freunde, sondern auch der Gerechtigkeit ein guter Dienst geleistet wird. Selbstverständlich wird

das Gelingen oder Nichtgelingen nicht das Geringste an meiner Dankbarkeit für Ihre selbstlose Handlungsweise ändern können. Unsere Bekanntschaft ist kurz; aber sie hat mir zur Genüge gezeigt, daß Sie das Herz auf dem rechten Flecke haben. Es wird mir ein Vergnügen sein, wenn Sie mich hinfort als Ihren aufrichtigen Freund betrachten wollen."

Die Standuhr im Speisezimmer verkündete die elfte Stunde, und dies mochte die Zeit sein, zu der man sich auf Mellenthin zur Ruhe begab. Wenigstens lehnte der Gutsherr den Wunsch seines Gastes, noch etwas Näheres über die Kliffborner Verhältnisse zu erfahren, mit der im freundlichsten Tone ausgesprochenen Bemerkung ab, daß er am kommenden Tage zu jeder beliebigen Morgenstunde bereit sein werde, Rede und Antwort zu geben. Wolfram verstand den Wink und näherte sich der Tochter des Hauses, um ihr eine gute Nacht zu wünschen. Er hätte nicht den Muth gehabt, ihr die Hand zu bieten, aber sie streckte ihm ohne alle Zimperlichkeit ihre weiße, wohlgeformte Rechte entgegen, und der junge Ingenieur täuschte sich nicht, als er einen warmen Druck der schlanken Finger zu spüren meinte.

„Gute Nacht!" sagte sie. „Und der Traumgott zeige Ihnen sein freundlichstes Gesicht! Nach dem Glauben unserer Landleute geht ja in Erfüllung, was man in der ersten Nacht unter fremdem Dache träumt."

Als Wolfram dann die Treppe zu dem rothen Zimmer emporstieg, ging es ihm durch den Sinn: „Einen Traum wüßt' ich mir wohl zu wünschen, schöne Elfriede, den holdesten Traum meines Lebens, aber wenn mir nur das zu träumen vergönnt ist, was sich wirklich erfüllen soll, so wird mir das Wünschen herzlich wenig nützen."

In Schweigen und Dunkelheit lag bald darauf das Herrenhaus von Mellenthin da. Zwei Fenster nur schim-

merten noch matt erhellt in die Nacht hinaus. Sie gehörten zu dem Krankenzimmer, in welchem Walter Jasmund die zweite Nacht nach seiner freudlosen Hochzeit verbrachte, und zu dem Stübchen im zweiten Stock, das Elfriede Rocholl zum ersten Mal einem Fremden überlassen hatte.

Dreizehntes Kapitel.

Herr Doktor Starcke kehrte auf seinem wohlgenährten Braunen eben von einem Inspizirungs- oder Vergnügungsritt zurück, als ihm der Knecht, welcher ihm vor dem Gutshause beim Absteigen behilflich war, die Mittheilung machte, es sei ein Herr gekommen, der drinnen auf den Herrn Oberbergrath warte.

„Sein Name?" brummte der Doktor, welcher derartige Störungen durchaus nicht liebte; aber der Knecht zuckte mit den Achseln und meinte, es sei ihm natürlich nicht eingefallen, sich darnach zu erkundigen.

In einem der nothdürftig hergerichteten, schlechten Zimmer des Hauses wartete der Besucher auf den Höchstgebietenden von Kliffborn. Die Begrüßung, die ihm von Seiten des Doktors zu Theil wurde, war eine mehr herablassende als höfliche, obwohl die kleinen, verschmitzten Aeuglein des alten Herrn zuerst mit einem fast scheuen Ausdruck der Ungewißheit über die reckenhafte Gestalt des unbekannten jungen Mannes dahin geglitten waren.

„Sie wünschten mich zu sprechen. Mit wem habe ich das Vergnügen?"

„Ingenieur Wolfram," lautete die Antwort. „Ich komme geradeswegs aus den Petroleumbezirken von Pennsylvanien, in denen ich vier Jahre hindurch bei der Erbohrung neuer Quellen thätig gewesen bin."

Die Miene des Oberbergraths wurde etwas freundlicher. „Ein Bittsteller oder ein Beschäftigung Suchen-

der," dachte er, „jedenfalls ein Mensch, von dem nichts zu fürchten ist!" So deutete er, während er seine Handschuhe abstreifte, auf einen Stuhl und sagte lächelnd: „Das heiße ich mitten in die Sache hineingehen. Denn wenn ich den Zweck der Mittheilung, welche Sie mir da über Ihre bisherige Thätigkeit machen, richtig verstehe, so ist es Ihr Wunsch, hier eine ähnliche Anstellung zu erhalten."

Wolfram verbeugte sich leicht.

„Sie haben es errathen. Mich darum zu bewerben, kam ich hierher."

„Hm! Woraus konnten Sie denn aber schließen, daß man gerade hier für einen mit Bohrarbeiten vertrauten Ingenieur möglicherweise Verwendung haben könnte? Mitten in der Lüneburger Haide pflegt man dergleichen sonst doch nicht vorzunehmen."

„Man erzählte mir in einem der umliegenden Dörfer von den Arbeiten, die hier im Werke seien und von ihrem Zweck. Daß die Sache für mich ein ganz besonderes Interesse haben mußte, bedarf wohl kaum einer Versicherung, und wenn Sie sich von meiner Erfahrung für Ihr Unternehmen einigen Nutzen versprechen —"

Der Oberbergrath machte eine bedauernde Bewegung mit den Schultern, um den Bewerber an der Vollendung des begonnenen Satzes zu hindern.

„Ich habe mich mit den erforderlichen Hilfskräften bereits versehen," sagte er, „und es thut mir leid, daß ich Ihnen auch für einen späteren Zeitpunkt wenig Aussichten eröffnen kann. Schade, daß ich nicht einige Wochen früher das Vergnügen gehabt habe, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen."

Seine Haltung deutete ziemlich verständlich an, daß er den Gegenstand damit als erledigt betrachte, aber der Andere verharrte dessenungeachtet ruhig auf seinem Platze.

„Sie weisen mich ab, weil es Ihnen ohne greifbare Beweise an der erforderlichen Ueberzeugung von meiner Tüchtigkeit fehlt. Das ist Ihr gutes Recht, und ich bin gewiß der Letzte, es Ihnen zu verübeln. Aber ich bedaure in Ihrem Interesse, daß Sie bei dem Engagement Ihrer — wie sagten Sie doch? — Ihrer Hilfskräfte nicht mit derselben Vorsicht zu Werke gegangen sind."

Doktor Starcke kehrte sich ihm heftig zu, und seine kleinen Augen funkelten.

„Herr, Sie erlauben sich da eine Sprache — wie in aller Welt kommen Sie dazu, mir eine derartige Vorhaltung zu machen?"

Wolfram verlor seine Kaltblütigkeit und Gelassenheit keinen Augenblick.

„Wie ich dazu komme? Mein fachmännisches Gewissen ist es, das mich dazu treibt. Man kann die Sache ja unmöglich verkehrter anfassen, als es hier bei Ihnen geschieht, und wenn Sie so fortfahren, werden Sie niemals zu einem Ergebniß gelangen, vorausgesetzt selbst, daß in der That vorhanden wäre, was Sie suchen."

Des Oberbergraths Antlitz hatte sich tief geröthet, und seine kurze Oberlippe zitterte nervös. Man sah es ihm an, daß er diesen unbequemen Menschen am liebsten mit beiden Fäusten ergriffen und zur Thür hinausgeworfen hätte. Es mußte ihn wirklich eine gewaltige Anstrengung kosten, sich auch nur einigermaßen zu beherrschen.

„Sie sind ja von einer rührenden Aufrichtigkeit, Herr — Herr — nun, Ihren werthen Namen habe ich vergessen. Und woher, wenn ich mir die bescheidene Frage erlauben darf, schreibt sich Ihre Kenntniß von der Verkehrtheit unseres Verfahrens?"

„Woher sonst als aus der Besichtigung der bereits vollendeten und der im Gange befindlichen Arbeiten. Das

kann ein Fachmann unmöglich anders als mit Entrüstung oder mit einem mitleidigen Lächeln betrachten."

Doktor Starcke ließ einige unartikulirte Laute vernehmen, aber aus irgend welchen geheimen Gründen versagte er sich's auch jetzt noch, dem unberufenen Kritiker kurzweg die Thür zu weisen.

„Das Betreten der Arbeitsplätze ist Fremden streng verboten," sagte er, heiser vor unterdrückter Aufregung, „und ich denke, die Aufschriften der an den Zugängen befindlichen Warnungstafeln wären deutlich genug. Hält man es etwa drüben in Amerika für anständig, sich über solche Verbote einfach hinweg zu setzen?"

„Mein Gott, eine Sache, bei welcher Hunderte von Menschen beschäftigt sind, läßt sich doch am Ende nicht als ein tiefes Geheimniß behandeln, und wenn Sie durchaus vor fremden Augen verbergen wollten, was da getrieben wird, so hätten Sie statt des bretternen Bauzaunes mit seinen Astlöchern und Lücken eine dreifache chinesische Mauer um Ihr Terrain ziehen müssen. Aber ich muß gestehen, verehrter Herr, daß mir Ihre Erregung ganz unverständlich ist. Ich glaubte, mir durch meine ehrliche Warnung vielmehr einen Anspruch auf Ihre Dankbarkeit zu erwerben."

Der Oberbergrath bemühte sich, sein eben noch sehr ingrimmiges Gesicht zu einer freundlichen Grimasse zu verziehen.

„Nun ja, Ihr herbes Urtheil mag ja aus einer rechtschaffenen Absicht entsprungen sein, und es ist ja auch nicht unmöglich, daß hier und da kleine Fehler gemacht worden sind, die noch beseitigt werden müssen. Aber es ist nicht angenehm, das aus fremdem Munde zu vernehmen, zumal in einer — entschuldigen Sie — so wenig verbindlichen Form. Und noch unangenehmer würde es mir sein, wenn Sie sich etwa auch Anderen gegenüber in

ähnlicher Weise aussprächen. Sie haben ja auch nicht das mindeste Interesse an der Weiterverbreitung dessen, was Sie da gesehen haben wollen oder vielleicht wirklich gesehen haben."

„Das ist richtig. Aber ich habe ebenso wenig ein Interesse daran, es zu verschweigen. Einer meiner Bekannten hier in der Nachbarschaft scheint von besonders lebhafter Theilnahme für die Kliffborner Bohrarbeiten erfüllt zu sein, und es geschah hauptsächlich auf seine Anregung, daß ich mich trotz Ihrer Warnungstafeln von dem Stande der Dinge unterrichtete. Was für eine Ursache hätte ich nun, den Mann zu belügen oder ihm etwas zu verheimlichen?"

„Und den Namen dieses Bekannten — darf man ihn erfahren?"

„Warum nicht, ich habe keine Geheimnisse. Es ist Herr Thomas Rocholl auf Mellenthin."

Der Doktor schlug mit der Faust auf den Tisch, und seine Oberlippe zitterte noch heftiger als zuvor.

„Der also! Das sind ja recht hübsche Eröffnungen. In seinem Auftrage also sind Sie gekommen, um zu spioniren?"

„Nicht um zu spioniren, sondern um Ihnen meine Dienste anzubieten, bin ich gekommen. Sie vergessen, wie es scheint, den Anfang unserer Unterhaltung."

Der Oberbergrath trat an das Fenster, und sein Athem ging schnaufend, wie derjenige eines erhitzten Pferdes. Hinter seiner Stirne wälzten sich jedenfalls allerlei bedeutsame Gedanken; aber er ließ Minuten verstreichen, ehe er einem derselben Ausdruck gab.

„Sie sagen, dieser Herr Rocholl sei Ihr Bekannter," fragte er endlich, „das heißt, ehrlich gesprochen, Sie sind intim mit ihm befreundet, nicht wahr?"

„Ich kenne den Besitzer von Mellenthin seit weniger

als vierundzwanzig Stunden; aber ich leugne nicht, daß er mir in der That sehr gut gefällt."

„Das ist mir natürlich sehr gleichgiltig, wenn ich Ihren Geschmack auch — unter uns gesagt — etwas sonderbar finde. Ich dachte nur eben daran, daß Ihre Freundschaft für diesen Herrn Sie ohne Zweifel veranlaßt haben würde, ihm über alle Vorgänge auf Kliffborn fortlaufend Bericht zu erstatten, falls es mir in den Sinn gekommen wäre, Ihrem Gesuch um eine Anstellung zu entsprechen."

„Man ist, wie es scheint, sehr mißtrauisch in meinem lieben Vaterlande. Seien Sie versichert, Herr Doktor, daß ich in dem von Ihnen angedeuteten Falle nur noch im Interesse Desjenigen thätig gewesen sein würde, in dessen Dienst ich hier auf Kliffborn gestanden hätte."

„Wirklich? Und Sie könnten Ihr Ehrenwort dafür verpfänden?"

„Unbedenklich!"

„Sie könnten mir mit Ihrem Worte versprechen, daß Sie weder mündlich noch schriftlich an Herrn Rocholl oder an eine andere uninteressirte Persönlichkeit irgend welche Mittheilungen gelangen lassen würden, welche die Beschaffenheit oder den Stand unserer Arbeiten betreffen?"

„Wenn ein solches Versprechen zu Ihrer Beruhigung erforderlich wäre, könnten Sie es ohne Weiteres haben!"

„Hm! Und Ihre Papiere? Ihre Prüfungszeugnisse und Referenzen? Man pflegt sich doch mit dergleichen zu versehen, wenn man darauf ausgeht, sich um eine Anstellung zu bewerben."

Der Ingenieur zuckte mit den Achseln, und zum ersten Mal trat etwas wie eine gewisse Verlegenheit in seinem Benehmen zu Tage.

„Meine Legitimationen und Zeugnisse sind mir auf der Reise abhanden gekommen," sagte er. „Ich bin mit Ver-

gnügen bereit, jedes Examen oder jede praktische Probe meiner Leistungsfähigkeit zu bestehen; aber ich würde Ihnen verbunden sein, wenn Sie alles Uebrige auf sich beruhen ließen."

In den kleinen, verschmitzten Aeuglein des Doktors leuchtete es verständnißvoll und zugleich triumphirend auf.

„So — so!" meinte er, einen wesentlich anderen, vertraulicheren Ton anschlagend. „Vermuthlich war es irgend ein kleiner Schiffbruch, bei welchem Sie Ihre Papiere einbüßten. Dergleichen kann ja dem Tüchtigsten passiren, auf hoher See sowohl als auf dem festen Lande. Nun, sofern wir uns nur allezeit recht verstehen, mein Lieber, wird davon nicht weiter die Rede sein. Es bliebe also nur noch ein einziger Punkt zu erledigen, die Gehaltsfrage nämlich. Wie sind die Ansprüche beschaffen, welche Sie da erheben?"

„Ich ersuche Sie, die Höhe meiner Besoldung nach dem Werthe meiner Leistungen zu bemessen. Es wird nach Ablauf des ersten Probemonats noch Zeit genug sein, darüber zu reden."

„Einverstanden. Und ich bemerke Ihnen schon heute, daß bei den reichen Mitteln, über welche ich verfüge, die Größe Ihres Gehaltes ganz und gar keine Rolle spielen wird. Wenn Sie in jedem Augenblick eingedenk bleiben, daß unsere Interessen hier Hand in Hand gehen, und daß Sie mit dem bedingungslosen Eingehen auf meine Absichten und Wünsche nur Ihren eigenen Vortheil wahrnehmen, so werden Sie auf Kliffborn nicht nur Ihr gutes Auskommen finden, sondern Sie werden es unter Umständen sogar zu einem kleinen Vermögen bringen können; doch davon und über manches Andere, was noch zwischen uns erledigt werden muß, werden wir später reden. Wann glauben Sie, Ihre Stellung antreten zu können?"

„Heute noch, wenn es Ihnen so gefällt. Aber —

halten Sie meiner Unkenntniß der Verhältnisse die Frage zugute — bedarf es für den giltigen Abschluß eines solchen Engagementsvertrages nicht noch der Zustimmung anderer Personen?"

„Nein. Der Besitzer von Kliffborn ist schwer krank und unfähig, irgend welche Dispositionen zu treffen. Um ihn haben Sie sich überhaupt nicht zu kümmern, denn ich bin nicht nur bevollmächtigt, die Bohrarbeiten mit all' ihrem Zubehör ganz selbstständig zu leiten, sondern ich kann auch über beliebig große Kapitalien nach eigenem Ermessen und Gutdünken verfügen. Seien Sie versichert, mein werther Herr Wolfram" — der Name des jungen Ingenieurs mußte ihm plötzlich wieder eingefallen sein — „daß ich mich in Allem, was ich gethan habe und noch weiter thun werde, in vollster Uebereinstimmung mit meinem Auftraggeber befinde, auch wenn Ihnen dabei vielleicht Dies oder Jenes auf den ersten Blick etwas befremdlich scheinen müßte. Es wird in solchen Fällen nicht immer angängig sein, Erklärungen zu geben und langwierige Erörterungen stattfinden zu lassen, aber bei einigem guten Willen auf Ihrer Seite werden wir uns schon verstehen, wie ich ja auch Sie vorhin sogleich verstanden habe, als von Ihren Zeugnissen und Empfehlungen die Rede war. Die wesentlichste Hauptsache ist Verschwiegenheit!"

„Verschwiegenheit!" wiederholte Wolfram, indem er den Händedruck des Oberbergraths duldete, ohne ihn zu erwiedern. Dann, seine Hand so schnell als möglich befreiend, fuhr er fort: „Vermuthlich werde ich meine Wohnung hier im Hause zu nehmen haben."

„Bis auf Weiteres, ja. Sie müssen sich in der elenden Baracke einrichten, so gut es eben geht. Noch im Herbst aber werden wir, wie ich hoffe, Alle miteinander das behagliche Nestchen beziehen können, das ich uns da drüben

erbauen lasse. Uebrigens wünschen Sie nicht, gleich jetzt mit Ihrem Kollegen, dem Ingenieur Hasselkamp — nebenbei bemerkt, einem sehr verständigen und umgänglichen Manne — bekannt gemacht zu werden?"

„Später!" wehrte Wolfram ab. „Gestatten Sie mir zunächst, meine geringen Habseligkeiten zu holen. Noch vor Einbruch des Abends gedenke ich zurück zu sein."

Der Oberbergrath hatte nichts dagegen einzuwenden, und während er dann vom Fenster aus dem über den Hof Schreitenden nachschaute, murmelte er: „Der Bursche scheint wahrhaftig keiner von den Dümmsten, und ich werde ihn theuer genug bezahlen müssen. Aber was blieb mir Anderes übrig, als ihn zu kaufen, wenn ich diesem verdammten Aufpasser da drüben auf Mellenthin nicht eine Waffe in die Hand geben wollte, die vielleicht gerade jetzt doppelt und dreifach gefährlich gewesen wäre!"

Vierzehntes Kapitel.

Das Telegramm an Frau Gerda Jasmund hatte sich als unbestellbar erwiesen, und der Besitzer von Mellenthin erhielt am nächsten Vormittag die amtliche Mittheilung, daß die Adressatin von Berlin abgereist sei, „unbekannt wohin."

Daraufhin sandte Thomas Rocholl seine Hiobspost durch den elektrischen Draht an Walter Jasmund's Prokuristen, indem er der Nachricht von der schweren Erkrankung des jungen Bankiers die dringende Bitte hinzufügte, den Aufenthalt seiner Gattin zu ermitteln und sie unverweilt von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen.

Die fatale Depesche verursachte dem Empfänger eine nicht geringe Bestürzung, denn erst wenige Stunden vorher hatte er ja den Brief erhalten, in welchem Jasmund seinem Kassirer die bestimmte Weisung ertheilte, jede von

dem Oberbergrath unterzeichnete Anweisung ohne Weiteres zu honoriren. Er nahm das Blatt noch einmal zur Hand und überzeugte sich, daß die Schriftzüge, wenn sie auch hastiger und flüchtiger schienen als sonst, doch unzweifelhaft von Jasmund herrührten. Seine Erkrankung mußte also ganz plötzlich eingetreten sein, und wenn der junge Mann das auch bei dem schlechten Aussehen seines Chefs während der letzten Tage keineswegs für ganz unglaublich hielt, meinte er doch, sich zunächst durch eine telegraphische Anfrage in Klissborn volle Gewißheit verschaffen zu müssen.

Die Antwort, welche zwei Stunden später eintraf, enthielt nichts als eine kurze Bestätigung und die Anzeige, daß Doktor Starcke selbst in den nächsten Tagen behufs weiterer Besprechungen und Anordnungen nach Berlin kommen werde. Unter solchen Umständen schien es dem Prokuristen nun selber einleuchtend, daß vor Allem die junge Frau des Erkrankten zu benachrichtigen sei; denn in ihren Händen mußten ja naturgemäß die nächsten Entscheidungen liegen.

Er begab sich zunächst zu dem bisherigen Sachwalter Gerda's, aber dieser erklärte ihm zu seiner Ueberraschung mit aller Bestimmtheit, daß er durchaus nichts von dem Verbleib seiner Klientin wisse. Doch wies er ihn an Paul Leuendorf, der als ein Anverwandter der Neuvermählten von ihren Plänen und Absichten wahrscheinlich besser unterrichtet sein würde, als er.

In dem eleganten Vorzimmer des Herrn Leuendorf ließ man den Prokuristen länger warten, als es ihm unter der Last der Sorgen und Geschäfte, die sich plötzlich auf seine Schultern gewälzt hatte, erträglich dünkte. Da die lebhafte Unterhaltung im Nebengemache, von der er hier und da neben anderen, unverständlichen Bruchstücken auch die anscheinend sehr häufig wiederholten Namen

Jasmund und Kliffborn zu vernehmen glaubte, noch sehr weit von ihrem Ende entfernt schien, klopfte er zuletzt kurz entschlossen an die Thür und trat, ohne eine Aufforderung abzuwarten, in Paul Leuendorf's Arbeitszimmer ein. Es überraschte ihn ein wenig, daß die beiden Herren, welche er da als Besucher vorfand, die ihm wohlbekannten Gebrüder Tobias waren, und er glaubte wahrzunehmen, daß diese ihrerseits von der Begegnung nicht eben angenehm berührt waren; aber für ihn war es jetzt nicht an der Zeit, eingehende Beobachtungen anzustellen oder sich über kleine Absonderlichkeiten den Kopf zu zerbrechen. Sein Eindringen mit wenigen Worten entschuldigend, wandte er sich an Leuendorf und zog Thomas Rocholl's Telegramm aus der Tasche. Der Hausherr überflog es flüchtig und las es dann zur Verwunderung des Prokuristen noch einmal mit lauter Stimme von Anfang bis zu Ende vor.

„Es ist nicht gerade etwas Neues, das ich da erfahre," sagte er, „denn auch an mich ist von anderer Seite bereits eine Nachricht von dem schweren Mißgeschick gelangt, dessen Opfer mein armer Freund geworden ist. Ich würde keinen Augenblick zögern, an sein Krankenbett zu eilen, wenn nicht gerade jetzt sehr dringende Geschäfte meine Anwesenheit in Berlin nothwendig machten. Aber seine Gattin muß auf der Stelle benachrichtigt werden, das unterliegt keinem Zweifel. Sie wissen doch, wo sie sich befindet?"

„Ich kam hierher, um es von Ihnen zu erfahren, Herr Leuendorf. Meine bisherigen Erkundigungen sind ohne Ergebniß geblieben."

Paul Leuendorf lächelte etwas verlegen.

„Von mir wollten Sie es erfahren? Nun freilich, freilich! Und Sie thaten ganz recht daran, sich an mich zu wenden. Gedulden Sie sich nur einen Augenblick, ich werde Ihnen sogleich die betreffende Adresse bringen."

Er verließ das Zimmer, und die Thür war kaum hinter ihm zugefallen, als Herr Hugo Tobias sich an den Buchhalter wandte: „Sie sind der Prokurist des Herrn Jasmund, nicht wahr? Es ist mir, als ob ich Sie schon zuweilen an der Börse gesehen hätte.“

„Allerdings, Herr Tobias!“ lautete die Antwort, deren kühlen und zurückhaltenden Ton der Fragende nicht zu bemerken schien, da er mit vermehrter Freundlichkeit fortfuhr: „Es fällt da durch die Krankheit Ihres Chefs eine große Verantwortung auf Ihr Haupt. Gerade jetzt, wo Herr Jasmund sich, wie man hört, in ein so bedeutendes und kostspieliges Unternehmen eingelassen hat, ist seine Erkrankung gewiß ein besonderes Mißgeschick für die Firma.“

„Sie wird diesem Mißgeschick nicht erliegen, Herr Tobias,“ sagte der Prokurist, die Ablehnung, welche in seinen Worten liegen sollte, noch schärfer betonend als vorhin. „Auch für einen so unerwarteten Fall, als es der vorliegende ist, pflegen in einem soliden Hause alle Vorbereitungen getroffen zu sein.“

„Gewiß, gewiß! Wer könnte daran zweifeln! Ich hoffe, Sie werden meine Theilnahme nicht mißverstehen. Aber da auch meinen Bruder und mich die wärmste Freundschaft mit Herrn Walter Jasmund verbindet, das heißt,“ fügte er unter dem erstaunten Blick des Prokuristen ohne merkliche Verlegenheit hinzu, „eine Freundschaft, die darum nicht weniger innig ist, weil sie bisher äußerlich vielleicht wenig oder gar nicht zu Tage trat, so dürfen Sie sich nicht wundern, wenn in meinen Fragen und Bemerkungen etwas ist, das unter anderen Umständen fast wie Neugierde aussehen könnte. Ihr Geschäft ist ein solides Geschäft, das weiß jedes Kind, und es wird auch ohne den Chef ruhig seinen Gang weiter gehen wie bisher. Aber diese Bohrungen da unten in der Lüneburger Haide, sie können ja kaum begonnen sein, und sie werden

ohne Zweifel noch viele Aufwendungen, Aufwendungen von vielleicht sehr bedeutendem Umfange nothwendig machen. Haben Sie denn eine Vollmacht, auch in dieser Beziehung nach Ihrem Ermessen zu handeln?"

„Auch in dieser Beziehung hat Herr Jasmund rechtzeitig seine Anordnungen getroffen."

„Ah, das ist in der That eine Vorsicht, die seinen kaufmännischen Tugenden alle Ehre macht. Man könnte sich ja geradezu ein Beispiel an ihm nehmen, nicht wahr, Adolph? Schon in gesunden Tagen ein vollständiges geschäftliches Testament zu verfassen, das ist wahrhaft antik! Und dabei gibt es Leute an der Börse, die ihm jede Umsicht und Geschäftskenntniß absprechen wollen. Na, mir soll nur wieder Einer mit solchen Redensarten kommen; ich werde ihn nicht schlecht beschämen! Ich werde ihm sagen — ja — das heißt — was war es doch, das Sie mir von Jasmund's Anordnungen erzählten?"

„Ich erzählte Ihnen nichts davon, Herr Tobias, und als Kaufmann werden Sie auch nicht erwarten, daß ich es thue. Ueber seine geschäftlichen Angelegenheiten zu sprechen, würde nur meinem Chef selbst zustehen."

Herr Hugo Tobias räusperte sich und warf dem Prokuristen einen bösen Blick zu; die boshafte Erwiederung aber, die er vielleicht auf den Lippen hatte, mußte unausgesprochen bleiben, da Paul Leuendorf wieder in das Zimmer trat und dem Buchhalter sehr höflich einen kleinen Zettel überreichte.

„Dies ist die Adresse der Frau Pastor Holdheim, in deren Begleitung Frau Jasmund vorgestern von Berlin abgereist ist," sagte er. „Ohne jeden Zweifel wird die junge Frau sich noch bei ihr befinden."

Der Prokurist verabschiedete sich eilig, und nachdem er sich im Comptoir überzeugt hatte, daß neue Nachrichten über das Befinden seines Chefs inzwischen nicht eingegangen

waren, faßte er den Entschluß, sich selbst zu Frau Gerda Jasmund zu begeben und sie so schonend als möglich von dem Geschehenen zu unterrichten. Die Reise nach dem kleinen Städtchen, das auf Leuendorf's Zettel angegeben war, nahm ja nur wenige Stunden in Anspruch, und er konnte ohne besondere Unbequemlichkeiten am nächsten Morgen wieder in Berlin eintreffen.

Ein freundliches, schmuckes, von den Ranken des wilden Weines gar traulich umsponnenes Häuschen war es, das ihm als die Wohnung der Pastorin gewiesen wurde. Aber die Fensterladen waren sammt und sonders gleich der Hausthür verschlossen, und kein Zeichen des Lebens antwortete von drinnen auf das wiederholte energische Läuten des jungen Mannes. Zuletzt aber wurde eine freundliche Nachbarin auf ihn aufmerksam und kam herzu, um ihm Rede zu stehen. Die Auskunft, die sie ertheilen konnte, war freilich nichts weniger als ermuthigend für den Prokuristen. Die beiden Damen, das heißt die Pastorin und das Fräulein, wie die Frau sich beharrlich ausdrückte, seien allerdings gestern auf ein paar Stunden nach Hause gekommen, aber schon um die Mittagszeit hätten sie mit einem großen Koffer und mit vielem Handgepäck das Haus wieder verlassen, und es hätte ganz den Anschein gehabt, als beabsichtigten sie, eine große Reise zu unternehmen. Ueber das Ziel derselben hatte die mittheilsame Dame nicht einmal eine Vermuthung, aber sie wußte dem Prokuristen doch verschiedene Persönlichkeiten in der Stadt namhaft zu machen, die mit den Damen näher befreundet gewesen seien, und die darum wohl auch wissen würden, wohin sich dieselben begeben.

Zwei Stunden später langte der bedauernswerthe junge Mann abgehetzt und zum Tode ermüdet wieder auf dem Bahnhofe an, ohne daß es ihm gelungen wäre, der Erfüllung seiner Aufgabe auch nur um einen einzigen Schritt

näher zu kommen. Man hatte ihn von Einem zum Anderen geschickt, und er hatte das Städtchen nach allen Richtungen hin durchwandert, um doch überall nur dieselbe unbefriedigende Antwort zu erhalten. Die beiden Damen hatten während der kurzen Zeit, die zwischen ihrer Ankunft und ihrer Abreise gelegen hatte, augenscheinlich mit Niemand gesprochen, und wenn sie dennoch irgend ein menschliches Wesen in das Geheimniß eingeweiht hatten, mit welchem sie ihr Reiseziel umhüllt, so war es dem Buchhalter jedenfalls nicht möglich gewesen, dieses Wesen ausfindig zu machen. Unverrichteter Sache kehrte er nach Berlin zurück, und nach Mellenthin gelangte am folgenden Tage die Nachricht, daß Frau Gerda Jasmund's gegenwärtiger Aufenthalt trotz aller Bemühungen nicht zu ermitteln sei, und daß sie aus diesem einfachen und einleuchtenden Grunde auch nicht von der Erkrankung ihres Gatten benachrichtigt werden könne.

Während man so mit dem Aufgebot großer Mühe und vielen Scharfsinns bestrebt war, ihre in unverkennbarer Absichtlichkeit verwischte Fährte aufzuspüren, fuhr die Gesuchte weiter und weiter gen Süden, und obwohl sie sich als vollkommen freie Herrin ihrer Entschlüsse fühlte, war doch etwas von der angstvollen Aufregung einer Verfolgten in ihrem Wesen. Gerda hatte keiner Mahnung der mütterlichen Freundin, soweit damit eine Versöhnung oder Verständigung zwischen den beiden Gatten beabsichtigt war, Gehör geschenkt. Von rastloser Unruhe gequält, hatte sie auf alle Bitten und Vorstellungen keine andere Antwort gehabt, als ein immer wiederholtes leidenschaftliches: „Fort! Nur fort! Weiter! Immer weiter!" Und die Pastorin hegte zu viel aufrichtige Liebe für ihren Schützling, als daß sie es über sich gewonnen hätte, Gerda in ihrer jetzigen Gemüthsverfassung allein in die Welt hinausziehen zu lassen. Sie gab es endlich als ein hoff-

nungsloses Bemühen auf, ihren Sinn zu ändern, und sie fügte sich seufzend auch in das mit beinahe heftiger Bestimmtheit ausgesprochene Verlangen der jungen Frau, daß Niemand ein Sterbenswörtchen über die Richtung und das muthmaßliche erste Ziel ihrer Reise erfahre.

Denn mit voller Bestimmtheit kannten die beiden Damen dieses Ziel selbst noch nicht, als der Eilzug sie bereits in rasendem Fluge durch das norddeutsche Tiefland dahin führte. Gerda hatte zwei Fahrkarten bis Basel gelöst, denn sie dachte an die Schweiz und an Oberitalien. Aber als sie dann nach der ersten in Frankfurt zugebrachten Nacht gestärkt und erfrischt in den sonnigen Morgen hineinfuhren, als sich hinter Heidelberg allgemach die sanften, waldbekrönten Höhen des Schwarzwaldes mit ihren anmuthigen Rebenhängen vor den Blicken der Reisenden erhoben, als aus gesegnetem, lachendem Thale der schlanke, gothische Thurm des Freiburger Münsters zugleich riesenhaft und zierlich in den blauen Himmel emporragte, da änderte Gerda, von der Lieblichkeit des landschaftlichen Bildes unwiderstehlich angezogen, plötzlich ihre Entschlüsse.

„Ich kenne ein reizend gelegenes Dorf in der Nähe von Badenweiler," sagte sie, „in dem ich einst einen herrlichen Sommer mit meinen Eltern verlebte. Ich war damals noch ein Kind, aber die Schönheit des Ortes ist mir mit all' den lieben Erinnerungen, die sich an ihn knüpfen, so lebhaft im Gedächtniß geblieben, daß ich eine wirkliche Sehnsucht darnach empfinde, ihn noch einmal wiederzusehen. Wie wäre es, wenn wir dort in der lieblichsten Abgeschiedenheit und Stille unsere erste Rast nähmen — vielleicht für einige Tage, vielleicht auch für Wochen oder Monate, ganz wie es uns gefällt? Ich fühle es mit voller Gewißheit, daß ich dort viel eher Ruhe und Frieden wiederfinden werde, als in diesen lärmenden, von

lästigen, gleichgiltigen Menschen erfüllten Riesenhotels der Schweiz."

Nach einer solchen Erklärung war an Widerspruch natürlich nicht zu denken, obgleich sich die Pastorin für Gerda eine viel segensreichere Wirkung von dem Verkehr mit fröhlichen Menschen, als von der Abgeschlossenheit eines einsamen Walddorfes versprochen hätte. In Müllheim verließen die beiden Damen den Eisenbahnzug und fuhren in einem der auf dem Bahnhofe bereitstehenden leichten Wägelchen über Badenweiler nach dem von Gerda bezeichneten Dorfe. Freilich war der erste Eindruck, welchen die junge Frau dort empfing, derjenige einer leichten Enttäuschung; denn statt des alten, nach guter Schwarzwälder Art gebauten Gasthauses mit seinen niedrigen Mauern und seinem mächtigen, weit überhängenden Dach, wie es in ihrer Erinnerung einen so ehrwürdigen Platz behauptet hatte, fand sie ein nüchternes zweistöckiges Hotelgebäude, und statt der behäbigen Wirthin in buntem Rock und schwarzer Flügelhaube war es ein schön frisirter Oberkellner in tadellosem Frack, welcher die Ankommenden mit eleganter Verbeugung begrüßte.

Aber die Berge, die Wälder und der kleine See, auf dessen tiefblaue, fast immer unbewegte Fläche Gerda vom Fenster ihres Zimmers blicken konnte, waren doch unberührt geblieben vom Einfluß der Jahre und der modernen Kultur. Auch hatte die eigentliche Fremdensaison noch nicht begonnen, und die wenigen Gäste, welche außer den beiden Damen das Hotel bereits bewohnten, verriethen durch ihr Benehmen zur Genüge, daß sie ebenfalls nur der Natur zu Liebe und nicht um geselliger Freuden willen hierher gekommen waren.

Während es Frau Holdheim liebte, mit irgend einer kleinen Handarbeit an einer geschützten Stelle des Gartens zu sitzen, der das Gestade des winzigen See's um-

säumte, schweifte Gerda zu jeder Stunde des Tages in den herrlichen Bergwäldern umher, in denen sie oft auf meilenweiten Spaziergängen nicht einem einzigen menschlichen Wesen begegnete. Und wenn sie dann am Abend von solchen einsamen Ausflügen zurückkehrte, schienen die Röthe auf ihren Wangen und der Glanz in ihren Augen wirklich Zeugniß zu geben nicht nur von einer Kräftigung ihres Körpers, sondern auch von einer zunehmenden Genesung ihres kranken Herzens.

Aber wie oft auch die ältere Freundin dieser Hoffnung Raum gab in ihrer Seele, immer wieder mußte sie doch schon in der nämlichen Stunde erkennen, daß sie eine trügerische gewesen sei. Leichter als die Berührung einer Menschenhand den feinen Farbenschmelz von den zarten Flügeln eines Schmetterlings streift, verschwand der frische Waldhauch von Gerda's Antlitz, sobald es nicht mehr die majestätische und doch zugleich trostvolle Einsamkeit der Gebirgsnatur war, welche sie umgab. Der bloße Klang einer menschlichen Stimme, mochte es auch nur die Stimme eines gleichgiltigen Fremden sein, schien hinreichend, eine Fülle von Erinnerungen in ihrem Herzen herauf zu beschwören, deren jede schmerzlich genug war, sie schweigsam und traurig zu machen. In ihren Unterhaltungen mit der Pastorin berührte sie die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit nie mit einem Wort, und niemals wurde der Name ihres Gatten zwischen ihnen genannt; daß aber Gerda's Gedanken noch immer fast unausgesetzt bei jenen Dingen weilten, bewiesen der Ernst ihres ganzen Wesens, ihre früher nie vorhanden gewesene launenhafte Reizbarkeit, ihr plötzliches Verstummen mitten in einer scheinbar lebhaften Unterhaltung und hundert andere Anzeichen mehr als zur Genüge. Aber wenn auch Bitterkeit und Groll in ihrem Inneren zuweilen so mächtig wurden, daß ihr die Kraft versagte, sie ganz zu verbergen, so schien

sie doch viel häufiger von einer Empfindung ganz anderer Art, von einem Gefühl tiefer, weicher Trauer beherrscht zu werden, und in solchen Stunden besonders liebte sie es, aus der Gesellschaft der Menschen, selbst aus derjenigen ihrer fürsorglichen Begleiterin, zu entfliehen und sich mit ihrem unausgesprochenen Weh in die einsamsten Tiefen der verschwiegenen Wälder zu flüchten.

So waren ihnen in ihrem stillen Zufluchtswinkel mehrere Wochen vergangen, ohne daß Gerda des eintönigen Lebens müde geworden wäre und Neigung verrathen hätte, den ursprünglichen Reiseplan wieder aufzunehmen. Da aber fiel eines Tages ein ganzer Schwarm geräuschvoller und rücksichtsloser Engländer in das Hotel, und schon bei der ersten Table d'hôte machten einige junge Herren, die zu der Gesellschaft gehörten, recht zudringliche Versuche, sich den beiden Damen zu nähern. Wohl war die Abweisung, welche Gerda ihnen zu Theil werden ließ, von unzweifelhafter Deutlichkeit; aber gleich nach dem Essen ließ die junge Frau doch den Besitzer des Hotels zu sich kommen, und als ihr derselbe auf ihre Frage mittheilte, daß die Engländer für mehrere Wochen Quartier genommen hätten, verlangte sie die Rechnung und schickte sich ohne Weiteres an, ihren Koffer zu packen. Noch an demselben Abend wollte sie mit dem von Frankfurt kommenden Kurierzuge nach Basel fahren, es dann dem Zufall oder der Eingebung des Augenblicks überlassend, wie sich die Reiseroute weiter gestalten würde.

Wochenlang hatte der Himmel fast unausgesetzt seine heiterste Miene gezeigt, an diesem Nachmittag aber begann er sich zu umwölken, und als die Damen nach stundenlanger Fahrt in Müllheim den Wagen verließen, rieselte ein feiner, gleichmäßiger Regen herab. Tiefe abendliche Dunkelheit lag über der Landschaft, als die feurigen Augen des Eilzuges in der Ferne sichtbar wurden, und

Gerda fröstelte ein wenig in ihrem leichten Mantel, während sie durch den Regen auf eines der weniger gefüllten Coupés zuschritt.

„Wir hätten diese Nacht noch in unserem Hotel bleiben sollen," sagte die Pastorin. „Es ist recht unbehaglich, bei solchem Wetter zur Nachtzeit in einer fremden Stadt anzukommen."

Gerda antwortete nicht, und nachdem sie die Reisedecke über ihre Kniee gebreitet hatte, lehnte sie das Köpfchen in die Polster zurück, wie wenn sie schlafen wolle. Frau Holdheim aber wurde von einem alten Herrn, der ihr gegenüber saß, in eine Unterhaltung verflochten, die sie für das Schweigen ihrer Begleiterin einigermaßen zu entschädigen schien und es ihr ersparte, diese mit weiteren Fragen oder Bemerkungen zu quälen.

In der That befand sich die junge Frau, seitdem sie aus ihrem waldumhegten Asyl aufgescheucht worden war, in einer ebenso trüben und schwermüthigen Stimmung, als an dem Tage, da sie ihre fluchtartige Reise angetreten hatte. Deutlicher als je fühlte sie, daß sie mit diesem planlosen Umherschweifen in der Welt Ruhe und Frieden gewiß nicht erjagen werde, und es lastete auf ihr wie ein Gefühl der Beklemmung und der bangen Sorge vor dem Ungewissen, dem sie da entgegenfuhr. Hätte nicht die Vorstellung, daß sie ihrem Gatten dort von Neuem begegnen könne, etwas wahrhaft Grauenerregendes für sie gehabt, so würde sie vielleicht alle weiteren Reiseabsichten aufgegeben haben und unverweilt in das trauliche Nestchen zurückgekehrt sein, in dem sie die letzten, ruhig glücklichen Mädchenjahre verlebt hatte. Aber der bloße Gedanke an jene Möglichkeit erfüllte sie mit einem so fieberhaften Verlangen, weiter und weiter zu fliehen, daß daneben — für den Augenblick wenigstens — jede andere Empfindung zum Schweigen kam. Zum Tode ermüdet und doch unfähig,

zu schlafen, in tiefster Seele unglücklich und ganz durchdrungen von der vernichtenden Gewißheit, daß ihre Zukunft eine vollkommen hoffnungslose, ihr Leben ein rettungslos zerstörtes sei, starrte Gerda mit halbgeöffneten Lidern auf das Fenster zu ihrer Rechten, an dessen Außenseite der Regen in kleinen Bächen niederrieselte, und das in kurzen Zwischenräumen von den an der Bahnstrecke angebrachten Signallaternen wie von gespenstisch vorüberhuschenden Feuergeistern erhellt wurde. Sie wußte, daß diese Eisenbahnfahrt im Ganzen nur wenige Stunden währen würde, und doch schienen sich ihr die Strecken zwischen den einzelnen Stationen in's Unendliche zu dehnen. Das Klappern und Aechzen des Zuges, das Keuchen und Pfeifen der Lokomotive, deren Athem zuweilen in phantastisch gestalteten und beleuchteten Rauchwolken an dem Coupéfenster vorüberschwebte, es verschmolz ihr zu einem wahrhaft höllischen Chaos von widerwärtigen Tönen, das ihre überreizten Nerven entsetzlich peinigte und ihr einen drückenden Schmerz in den Schläfen verursachte.

Sie wußte nicht, wie oft der Zug bereits gehalten habe, aber sie hatte die Empfindung, daß schon eine sehr lange Zeit seit dem letzten Aufenthalt vergangen sein müsse, als plötzlich ein schriller Pfiff der Lokomotive, der ganz wie ein verzweifelter Aufschrei aus menschlichem Munde klang, nicht nur Gerda selbst, sondern auch ihre Mitreisenden erschreckt zusammenfahren und aufhorchen ließ. Und dem ersten Pfiff folgte unmittelbar ein zweiter, dritter, vierter, gellend, gleich den Hilferufen eines zum Tode Geängstigten, der den blutgierigen Stahl seines Mörders auf sich gezückt sieht, tönte es herzzerreißend über all' den anderen Lärm hinweg.

„Was ist das? Was bedeutet das?" stand es in angstvoller Frage plötzlich auf allen Gesichtern, die sich schreckensbleich einander zukehrten, in all' den weitgeöffneten

entsetzten Augen, die durch die verregneten Fensterscheiben hindurch das nächtige Dunkel da draußen zu durchdringen versuchten. Aber es kam kaum Einer in dem langen, mit Menschen überfüllten Zuge dazu, diese einzige Frage, die plötzlich in hundert Herzen jeden anderen Gedanken, jedes andere Interesse zurückgedrängt hatte, wirklich laut auszusprechen, denn Alles, was da geschah, war ja nur das Werk einer Sekunde, und fast unmittelbar auf den ersten Schrecken folgte für die Reisenden die lähmende Erstarrung der Todesangst. Ein paar heftige Stöße, wie wenn alle Bremsen des Zuges auf einmal in Thätigkeit gesetzt worden wären, gingen dem Entsetzlichen voran; dann — der Schaffner, der die Wagenthüren aufreißen wollte, hatte noch nicht Zeit genug gehabt, einen einzigen Riegel zu drehen — folgte eine furchtbare, in ihrer Heftigkeit unbeschreibliche Erschütterung der langen Wagenreihe. Selbst der schrille Klageruf der ununterbrochen tönenden Dampfpfeife ging unter in einem Krachen, wie es gleich grauenhaft und bluterstarrend von all' den Hunderten noch Keiner je vernommen hatte.

Der Wagen, in dem Gerda und die Pastorin saßen, befand sich in der zweiten Hälfte des Zuges. Bei dem ersten stärkeren Stoß war die junge Frau aufgesprungen und hatte die Hand nach dem Lederriemen zu ihrer Rechten ausgestreckt, als ob sie das Fenster herablassen wolle. Aber sie kam nicht mehr dazu, denn schon im nächsten Augenblick erfolgte jenes fürchterliche Krachen, Knirschen und Klirren, das sich in seinem höllischen Zusammenklang weder mit dem Donner eines einschlagenden Blitzstrahls, noch mit dem Lärm einer Schlacht oder dem Brüllen eines an Felsen brandenden, wild empörten Meeres vergleichen ließ. Ein Stoß und ein Ruck, wie wenn Titanenfäuste das ganze armselige Menschenwerk zusammengeschüttelt hätte, gingen durch die Reihe der eben noch in schnellster

Bewegung begriffenen, urplötzlich festgebannten Wagen, und in dem Augenblick, da Gerda das Haupt nach ihrer Begleiterin wenden wollte, fühlte sie einen heftigen Schlag gegen die Stirn. Das aber war für die junge Frau das letzte von den blitzschnell aufeinander gefolgten Schrecknissen, denn fast gleichzeitig mit der schmerzenden Empfindung dieses Schlages hüllte sich ihr Alles in undurchdringliche Finsterniß und tiefes Schweigen ein. —

Ein wirrer, thörichter und doch namenlos beglückender Traum war es, aus dessen Banden die zum Leben erwachende Seele der jungen Frau sich langsam befreite. Ein Traum, in welchem des Glanzes, der Helligkeit und der süßen Freude so viel gewesen war, daß es den halb umschleierten Augen, die sich nur widerstrebend öffneten, wohl unmöglich sein mußte, an die Wahrhaftigkeit und Wirklichkeit des Bildes zu glauben, das sich da in ihnen spiegelte.

Eine dunkle, feuchtkühle Nacht gab den unheimlichen Hintergrund für die spukhafte Scene ab, die sich mehr schattenhaft als greifbar deutlich vor Gerda's ungläubigen, verständnißlosen Blicken abspielte. Der Regen rieselte nicht mehr vom Himmel hernieder, aber die finsteren Wolken waren noch so dicht zusammengeballt, daß die bleiche Scheibe des halbgerundeten Mondes nur in langen Zwischenräumen für wenig Augenblicke in irgend einer phantastisch gestalteten Lücke erscheinen und die in ihrer scheinbaren Nähe vorüberjagenden Wolkenschatten mit mattem Lichte erhellen konnte. Drunten auf der Erde aber, kaum fünfzig oder sechzig Schritte vor der auf einer sanft ansteigenden Böschung unter freiem Himmel ruhenden Gerda glühten düsterrothe, qualmende Flackerlichter mit unruhig züngelnder Flamme, und gleich beweglichen Leuchtkäfern eilten ruhigere weiße Lichtpunkte dazwischen hin und her. Was sie erhellten, war aber eine räthselhafte, riesige, abenteuerlich

gestaltete Masse, ein hochgethürmtes, langgestrecktes, ungeheuerliches Etwas, dem Gerda keinen Namen zu geben wußte, wie lange sie auch darauf hinstarrte. Hier und da blinkte es einmal im Strahl einer vorübereilenden Laterne mit metallischem Glanze auf, und von der Stelle her, wo aus einem gewaltigen, phantastisch geformten Klumpen etwas wie ein verbogener Schornstein schräg zum Himmel aufragte, wurde ein zischendes, ächzendes Geräusch vernehmlich, das wie das schaurige Todesröcheln eines qualvoll sterbenden Riesen klang.

Noch eine kleine Weile, dann erkannte Gerda auch die Umrisse menschlicher Gestalten, welche sich da schattenhaft durcheinander bewegten, und sie unterschied immer deutlicher das Gewirr von Tönen, das anfänglich nur wie das Brausen eines Gewitterwindes an ihr Ohr geschlagen war. Sie hörte ein lautes Rufen und Befehlen rauher Männerstimmen, und sie vernahm dazwischen kreischende, wimmernde, winselnde Töne, die ihr das Blut erstarren machten, obwohl ihr noch nicht das leiseste Verständniß aufdämmerte für ihre Herkunft und Ursache.

Hier und da lösten sich einige von den schattenhaften Menschengestalten aus dem großen chaotischen Knäuel los. Bald zu Zweien, bald zu Dreien und Vieren näherten sie sich der Stelle, wo Gerda lag, und es hatte jedesmal den Anschein, als ob sie mit Anstrengung etwas trügen, das sie in größerer oder geringerer Entfernung von der jungen Frau auf den Erdboden niederlegten. Und nun bewegte sich auch einer der weiß leuchtenden Punkte — Gerda sah, daß es das Lichtflämmchen in einer Laterne war — an der Böschung entlang auf sie zu. In kurzen Zwischenräumen machte es Halt, und Gerda unterschied neben dem Laternenträger noch die Gestalt eines anderen Mannes, der sich über irgend etwas am Boden Liegendes niederbeugte und sich bald für kürzere, bald für längere Zeit damit zu schaffen machte.

Aber wenn es bei der Häufigkeit solchen Aufenthalts auch nur mit schneckenhafter Langsamkeit geschehen konnte, die Laterne rückte doch näher und näher heran; jetzt sah Gerda deutlich, daß der Eine der beiden Männer eine runde Mütze trug, und daß das Licht der Laterne, welche er in der Hand trug, glitzernd von den blanken Knöpfen seines Rockes zurückgeworfen wurde. Und jetzt — ah, nun wußte sie mit einem Mal, daß dies Alles nur ein Traum war, ein wirrer, beängstigender und doch zugleich wieder beglückender Traum; denn nun erkannte sie ja auch den Anderen, der neben dem Laternenträger herschritt. Wohl war er viel magerer und hinfälliger in seiner ganzen Erscheinung, als an dem Tage, da sie ihm in einem glänzend erhellten, festlichen Raume zum letzten Mal gegenüber gestanden hatte, wohl war eine wächserne Blässe auf seinem klugen, ernsten Gesicht — aber Gerda wunderte sich darüber nicht einen Augenblick, denn sie wußte ja, daß dies nur ein Traum sei, und daß er in Wahrheit längst auf dem Grunde des Meeres oder in dem heißen Sande einer fernen Küste ruhte. Sie wunderte sich auch nicht über das weiße, mit dunklen Stellen befleckte Tuch, das als schmale Binde seine Stirn umschlang — sie hatte überhaupt keine andere Empfindung, als die einer namenlosen Glückseligkeit, ihn noch einmal so greifbar und leibhaftig vor sich zu sehen, und kein anderes Verlangen, als daß ihr Leben zugleich mit diesem Traume endigen möge.

Und das Maß der Freuden, welche der phantastische Traum für sie hatte, war noch nicht einmal gefüllt. Der Mann mit der Laterne blieb hart an ihrer Seite stehen und sprach etwas, das sie nicht verstand, weil das ganze Wahrnehmungsvermögen ihrer Sinne sich nur auf einen einzigen Gegenstand richtete und vereinte. Dann aber rieselte es wie ein Erschauern überirdischer Wonne durch ihren Körper, denn der bleiche Mann mit der verbundenen

Stirn kniete ja neben ihr auf dem Boden, sein Antlitz neigte sich ganz nahe über das ihrige, und während es mit einem Male wie sonnige Verklärung über seine ernsten, leidvollen Züge ging, kam es in einem Tone heißester, innigster Zärtlichkeit von seinen Lippen: „Gerda! O Gerda!"

Es war ihr, als müsse sie die Arme um seinen Hals schlingen und seinen blassen Mund vollends zu dem ihrigen herabziehen, denn dies Alles war ja nur ein Traum, und sie wußte von ihrer Verheirathung so wenig, als von dem furchtbaren Ereigniß dieser Stunde. Aber sie hatte nicht die Kraft, ihre Arme zu erheben, wie sie auch die Kraft nicht hatte, seinen Namen zu rufen und ihm zu sagen, daß sie unaussprechlich glücklich sei. Nur durch ein Lächeln vermochte sie zu ihm zu reden, durch ein seliges, verklärendes, zärtliches Lächeln. Und mit diesem holden Ausdruck des höchsten irdischen Glückes in den schönen Zügen schloß sie langsam die Augen, weil eine süße Mattigkeit sich schwer auf ihre Lider legte, und weil ihr die spukhafte nächtliche Scene abermals in Schweigen und Dunkelheit unterging.

Fünfzehntes Kapitel.

„Es ist also trotz der fortschreitenden Besserung noch immer ganz unmöglich, mit dem Kranken von geschäftlichen Dingen zu reden?"

Der Ingenieur Wolfram war es, welcher diese Frage an Thomas Rocholl gerichtet hatte. Die beiden Herren gingen auf einem der gut gehaltenen Wege des Mellenthiner Parkes auf und nieder, und auf Wolfram's hübschem Männerantlitz lag noch die durch einen scharfen Ritt hervorgerufene Röthe.

Der hagere Gutsherr schüttelte in Beantwortung der fast ungeduldig hervorgestoßenen Frage mit Entschiedenheit den Kopf.

„Es ist ganz unmöglich," bestätigte er. „Die Krisis ist zwar überwunden, aber die Gefahren eines Rückfalls sind vorläufig noch so groß, daß es geradezu ein Verbrechen wäre, Jasmund auch nur der geringfügigsten Aufregung auszusetzen. Und etwas Angenehmes wird es doch schwerlich sein, das Sie ihm da mitzutheilen wünschen."

Wolfram hieb mit seiner Reitpeitsche ingrimmig ein vorstehendes Zweiglein von dem nächsten Gebüsch.

„Nein, wahrhaftig," grollte er, „etwas Angenehmes ist es nicht!"

Thomas Rocholl hatte ihn mit seinen klaren, durchdringenden Augen forschend angesehen und schien zu erwarten, daß der Ingenieur dieser einfachen Bestätigung noch etwas Weiteres hinzufügen werde. Da Wolfram aber schwieg, nahm er selber nach einer Weile von Neuem das Wort: „Sie beobachten da eine beinahe kränkende Zurückhaltung gegen mich, lieber Freund, eine Zurückhaltung, die ich nicht verstehe, da unser Interesse an der Sache doch die nämliche Quelle und das nämliche Endziel hat. In den vier Wochen, welche Sie nun schon drüben auf Kliffborn zubringen, habe ich — abgesehen von Ihrem heutigen Besuche — nur ein einziges Mal das Vergnügen gehabt, Sie zu sehen, und damals sind Sie meinen Fragen mit der Erklärung ausgewichen, daß Sie noch keine Gelegenheit gehabt hätten, etwas Verdächtiges zu beobachten. Ich habe mich dabei beschieden, da mein Vertrauen in Ihre Aufrichtigkeit ein wirklich unbegrenztes ist; heute aber, wo Sie nach Ihrem eigenen Zugeständniß etwas sehr Bedeutsames auf dem Herzen haben, heute kann ich wahrhaftig nicht mehr einsehen, warum Sie sich mir gegenüber nicht offen und ohne Rückhalt aussprechen wollen."

Die Miene des Ingenieurs war noch verdrießlicher geworden, und in seiner zuweilen etwas derben Art fuhr

er heraus: „Ja, zum Teufel, es wäre ja Niemand froher als ich, wenn ich das könnte! Aber dieser alte Fuchs da drüben hat mich ja nur unter der ausdrücklichen Bedingung engagirt, daß ich Ihnen niemals etwas von dem Stande der Dinge auf Kliffborn verriethe. Es blieb mir keine Wahl, als ihm mein Wort darauf zu geben, und das muß ich doch am Ende halten, wäre Derjenige, dem ich es verpfändet habe, auch hundertmal ein Lump."

Thomas Rocholl zeigte sich eher befriedigt als gekränkt.

„Wenn es so steht, ist Ihr Schweigen allerdings zur Genüge gerechtfertigt," sagte er ruhig, „aber da an irgend welches Eingreifen von Seiten Jasmund's vorläufig auch nicht entfernt zu denken ist, wird man die Halunken da drüben unter solchen Umständen wohl noch eine gute Weile gewähren lassen müssen."

Wolfram fuchtelte noch immer wie in unterdrücktem Zorn mit seiner Reitpeitsche in der Luft herum.

„Ah, wenn ich nur erst die Stelle gefunden habe, an der sie zu packen sind, werde ich mich wahrhaftig keinen Augenblick besinnen, ihnen das Handwerk zu legen. Aber der verschlagenste Yankee ist nicht schlauer als dieser Doktor; er nimmt sich vor mir in Acht wie vor seinem bösen Geist, und wenn ich ihn ertappt zu haben glaube, schlüpft er mir mit einer geschickten Wendung glatt wie ein Aal durch die Finger. Vielleicht hätte ich mich bei einiger Geschicklichkeit im Anfang leicht in sein Vertrauen einschleichen können, aber ich bin nun einmal kein Meister in solchen Künsten, und es ist ohnedies Lüge und Verstellung genug bei der Geschichte. Wollte Gott, wir wären erst so weit, daß ich ihn mit einem ehrlichen: ‚Jetzt habe ich Dich, Du Schurke!' an der Gurgel fassen könnte! Aber, alle Wetter, ich glaube, da rede ich auch schon wieder mehr als ich dürfte. Sprechen wir also von etwas An=

derem. Ist es denn dieser Frau Jasmund noch immer nicht eingefallen, sich um ihren schwer kranken Mann zu kümmern?"

„Nein. Sie ist am Tage nach der Hochzeit in die Welt hinein gefahren, kein Mensch weiß wohin. Und unter solchen Umständen habe ich für meine Person gar keine weiteren Anstrengungen gemacht, ihren Aufenthalt auszukundschaften. Denn eine Frau, die dergleichen fertig bringt, hätte schwerlich die rechte Pflegerin für den armen Kranken abgegeben. Jasmund ist ja, wie ich denke, in leidlich guten Händen, und wenn er erst wieder auf festen Füßen steht, mag er sich selber mit seinem Weibe abfinden, wie es ihm beliebt."

Auf Wolfram's Stirn war noch immer ein Schatten des Verdrusses.

„Diese Dinge kümmern mich ja im Grunde sehr wenig," sagte er, „aber ich kann mich der Empfindung nicht erwehren, Herr Rocholl, daß wir Beide da die Kastanien aus dem Feuer holen für Einen, der's nicht verdient. Dieser Jasmund ist der Sohn Ihres besten Freundes — nun ja, ich gebe zu, daß das keine schlechte Empfehlung ist, aber es ist gar nicht so selten, daß die allerbesten Väter die niederträchtigste Nachkommenschaft haben. Ich meine immer: ganz ohne Grund und Ursache läuft eine junge Frau nicht unmittelbar nach der Trauung davon."

Thomas Rocholl blieb stehen; das veränderte Wesen seines Besuchers mochte ihn wohl mehr und mehr befremden.

„Sie sind ja sehr schlecht zu sprechen auf den Mann, dem Sie selber das Leben gerettet haben. Hat man Ihnen vielleicht inzwischen etwas Nachtheiliges über ihn erzählt?"

„Erzählt — nein. Aber ich habe noch immer in meinem Leben die Wahrheit des Wortes bestätigt gefunden: ‚Zeige mir Deine Freunde und ich sage Dir, wer

Du bist!' Die Freunde des Herrn Jasmund aber, die sich da zuweilen auf Kliffborn einfinden — doch genug davon! Da ich nicht Alles sagen darf, haben auch die halben Andeutungen keinen Zweck."

„Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß der arme Mann in der letzten Zeit vor seiner Erkrankung einer Sorte von sogenannten Freunden in die Hände gefallen war, die es lediglich darauf abgesehen hatte, ihn auf das Schändlichste zu mißbrauchen. Aber ich sehe darin viel mehr ein Unglück als ein Verbrechen, und auch Sie, lieber Freund, sollten Jasmund nicht eher verurtheilen, als bis Sie im Stande sind, die Verhältnisse zu übersehen, deren Sklave er vielleicht gewesen ist. Vorläufig haben wir es doch nur mit einem hilflosen, bemitleidenswerthen Kranken zu thun, den eine Bande von Schurken vollends zu Grunde richten wird, wenn nicht ein paar ehrliche und uneigennützige Männer sich seiner annehmen."

Wolfram antwortete nicht sogleich, sondern beschäftigte sich noch eifriger als zuvor damit, die überstehenden Zweiglein abzuschlagen, die er in seiner Nähe erspähen konnte. Plötzlich aber drehte er beinahe heftig den Kopf nach seinem Begleiter um und sagte: „Es mag ja seine volle Richtigkeit haben mit Allem, was Sie zu seinen Gunsten geltend machen; aber ich bleibe trotzdem dabei, daß Sie an diesem Jasmund mehr thun, als Sie verantworten können."

„Mehr als ich verantworten kann? Das verstehe ich nicht! Wem wäre ich denn überhaupt eine Verantwortung schuldig für das, was ich thue?"

„Wenn keinem Anderen, so doch sich selbst und vielleicht auch — nun, warum soll ich es nicht rund heraus sagen? — vielleicht auch Ihrer Tochter."

„Ich verstehe Sie immer weniger, und ich liebe es nicht, wenn Männer in Räthseln zu einander reden. Was

hat meine Tochter mit Jasmund und mit seinen Angelegenheiten zu schaffen?"

„Das fragen Sie mich? Sie, unter dessen Augen sich doch abspielt, was nichtswürdige, hämische Gesellen bereits zum Gegenstand ihres lästernden Geredes zu machen wagen?"

In Rocholl's tief gebräuntem Antlitz veränderte sich keine Linie; aber zum zweiten Mal hielt er jetzt im Weiterschreiten inne, und Brust an Brust standen sich die beiden Männer gegenüber.

„Ich sehe, junger Mann, daß Sie ein starkes Vertrauen in die Größe meiner Freundschaft haben, da Sie mir das zu sagen wagten! Aber ich erwarte, daß Sie sich deutlicher erklären werden; es wäre nicht gut, wenn Sie mir diese Erklärung schuldig bleiben müßten!"

„Liegt die Erklärung denn nicht auf der flachen Hand?" fragte Wolfram mit Bitterkeit zurück. „Ihr Gast ist ein junger Mann, dessen Frau am Hochzeitstage spurlos verschwunden ist, und Diejenige, die ihn durch ihre Pflege dem Leben wiedergegeben hat, ist ein mutterloses junges Mädchen."

In Thomas Rocholl's jugendlich hellen Augen blitzte es auf, wie wenn plötzlich zwei blinkende Messer darin gezückt worden wären; äußerlich aber blieb er unverändert ruhig.

„Es ist meine Tochter, von der Sie da sprechen — nicht wahr?"

Wenn diese Frage die Bedeutung einer Warnung hatte, so war der Mann, an den sie gerichtet worden, doch offenbar nicht furchtsam genug geartet, sie als eine solche aufzunehmen.

„Ja," sagte er freimüthig, „es ist Ihre Tochter Elfriede, und wollte Gott, daß nur ich es wäre, der ihren Namen in Verbindung mit demjenigen dieses Jasmund zu nennen wagt!"

Der Gutsherr von Mellenthin schob mit einer ungestümen Bewegung seinen Hut aus der Stirn; sein Unterkiefer streckte sich ein wenig vor, und die Muskeln und Sehnen seines hageren Halses schienen sich straffer zu spannen.

„Wer also war es, der es außer Ihnen gewagt hat?"

„Einer, der es nicht zum zweiten Mal thun wird — dessen dürfen Sie versichert sein! Aber wenn ich auch im Stande wäre, jeden einzelnen Verleumder zu Boden zu schlagen, wie diesen da, die Verleumdung selbst, das niederträchtige, hundertzüngige Gerücht, das mit einem Mal an allen Ecken und Enden zugleich ist, schlüge ich damit doch nicht zu Boden! Sie haben eine Krankenwärterin in's Haus genommen, und ich vermuthe, daß Sie überdies noch Ihre alte Beschließerin so oft als möglich an das Bett des Patienten setzen werden. Aber was bedeutet für die verleumdungssüchtige Welt das Alles in einem Hause, dem die Hausfrau fehlt? Wenn Sie über Ihrer Menschenfreundlichkeit nicht Ihre Pflichten als Vater vernachlässigen wollten, Herr Rocholl, so mußten Sie Ihre Tochter an demselben Tage fortschicken, an dem Sie sich entschlossen, diesem Manne unter Ihrem Dache ein dauerndes Asyl zu bereiten."

Die über der Brust verschränkten Arme des Gutsherrn lösten sich langsam. Er rückte seinen Hut wieder zurecht und es war eine unbegreifliche Gelassenheit im Ton seiner Stimme, als er fragte: „Und Sie selbst? Glauben Sie, daß irgend ein Kern von Wahrheit in dieser Verleumdung stecken könnte?"

„Ich? Sie könnten mich ebenso gut fragen, ob ich jemals einen Zweifel in die Reinheit und Unantastbarkeit meiner eigenen Mutter gesetzt hätte!"

„Geben Sie mir Ihre Hand, junger Mann! Sie haben mich zum zweiten Mal zu Ihrem Schuldner ge-

macht, und ich rechne Ihnen das, was Sie soeben gethan, höher an als alles Andere! Aber Sie müssen mir's trotzdem überlassen, in dieser Sache auch weiter nach meinem eigenen Sinne zu handeln. Vielleicht werden Sie über die vermeintliche Vernachlässigung meiner väterlichen Pflichten etwas milder urtheilen, wenn wir um einige Wochen älter geworden sind."

Es war der ernsten Miene des jungen Ingenieurs wohl anzusehen, daß diese Beendigung des Gespräches ihn trotz der gespendeten Anerkennung nicht befriedigte; aber er machte doch keinen Versuch, den Gegenstand von Neuem aufzunehmen. Als sie auf ihrem Spaziergange wieder in die Nähe des Herrenhauses gelangt waren, zog er seine Uhr und sagte: „Mein Gaul wird sich zur Genüge verschnauft haben. Erlauben Sie mir, mich gleich hier von Ihnen zu verabschieden."

„Aber Sie sind ja kaum gekommen, und mit einem so verdrießlichen Gesicht möchte ich Sie überdies nicht gerne ziehen lassen. Wollen Sie meinem Mädel nicht wenigstens einen guten Morgen wünschen?"

Es schien fast, als habe der Ingenieur eine trotzige Verneinung auf den Lippen; aber als er den finster gesenkten Blick erhob, hatte er Mühe, einen Ausruf freudiger Ueberraschung zu unterdrücken, denn in der jugendlich schlanken, weiblichen Gestalt, die vom Hause her mit raschen Schritten auf die beiden Spaziergänger zueilte, hatte er mit dem ersten Augenaufschlag Elfriede Rocholl erkannt. Nun freilich wäre an ein Ausweichen nicht mehr zu denken gewesen, selbst wenn er auch jetzt noch ein Verlangen darnach gehabt hätte, und in der nächsten Minute schon hatte er seinen Hut gezogen, um sie mit einer ehrerbietigen Verbeugung zu begrüßen. Das junge Mädchen aber reichte ihm ohne alle Förmlichkeit wie einem guten alten Bekannten die Hand, und es war ein Klang unver-

fälschter Freude in ihrer Stimme, als sie sagte: „Wie lange sind Sie uns fern geblieben! Walter Jasmund weiß, daß Sie ihm das Leben gerettet haben, und trotz seiner großen Schwäche hat er schon wiederholt mit offenbarer Sehnsucht den Wunsch ausgedrückt, Sie zu sehen."

Wolfram strich sich den Bart, und der Sonnenschein, der eben noch auf seinem Gesicht gelegen hatte, war schon wieder verflogen.

„Er wird wenig Freude davon haben," sagte er, „denn an dem Tage, da man ihm zum ersten Male gestattet, mich zu empfangen, wird er einige Neuigkeiten erfahren, die er wahrscheinlich viel lieber niemals vernommen hätte."

Der unfreundliche Ton, in welchem er diese Worte gesprochen hatte, veranlaßte Elfriede, bestürzt zu ihm aufzublicken. Thomas Rocholl aber gab sich den Anschein, als ob er Wolfram's Antwort gar nicht vernommen hätte.

„Ich muß aus zwingender Veranlassung einen kleinen Sprung nach den Wirthschaftsgebäuden hinüber thun," sagte er, „in längstens zehn Minuten bin ich wieder da. Ich mache Dich dafür verantwortlich, Elfriede, daß er uns nicht inzwischen davonläuft!"

Er winkte den Beiden, die schweigend und in sichtlicher Befangenheit dastanden, mit der Hand und eilte langen Schrittes in der Richtung nach dem Wirthschaftshofe davon. Auf dem halben Wege begegnete ihm der alte Nitzschke, und Rocholl erfaßte den ehrerbietig bei Seite Tretenden am Rockärmel.

„Na, alter Freund, Ihr macht ja ein höllisch saures Gesicht! Ist es etwa die Geschichte, die Ihr vorhin nicht anbringen konntet, die Euch im Magen liegt? Ich weiß ja, solche Geheimnisse machen Euch nun einmal viel Beschwerde, wenn Ihr sie nicht von Euch geben könnt! Also heraus damit! Was war es, das Euch der Karl Mettmann von dem fürchterlichen Ereigniß erzählt hat, das

sich unter seinen Augen auf Kliffborn abgespielt haben soll?"

Der redselige Alte machte ein ganz glückliches Gesicht.

„Aber der Herr werden mich nicht an Herrn Wolfram verrathen, nicht wahr? Ich möchte nicht, daß es den Anschein gewinnt, als ob ich ein klatschsüchtiges altes Waschweib wäre."

Thomas Rocholl legte ihm beruhigend die Hand auf die Schulter.

„Seid unbesorgt. Wenn Ihr bei ihm nicht ohnedies längst in diesem Rufe steht, ich werde Euch nicht dazu verhelfen! Aber macht's kurz. Was hat der Karl Mettmann gesehen?"

„Ja, ich will's ganz kurz machen. Also der Karl Mettmann, was ein Schwiegersohn von der Base meiner Frau, also gewissermaßen ein entfernter Verwandter von mir ist —"

„Um Gottes willen — ich kenne den Menschen ja seit zehn Jahren und brauche seine Lebensgeschichte darum nicht zu hören. Er arbeitet gegenwärtig als Zimmermann auf Kliffborn und — nun, da ist der Punkt, wo Ihr mit Eurer Geschichte einsetzen könnt."

„Und er war gestern in der Nähe von einer Stelle beschäftigt, wo der Herr Wolfram und der Herr Oberbergrath sich mit zwei Herren unterhielten, die neuerdings öfter auf ein paar Stunden aus Berlin herüber gekommen sind. Wovon sie zuerst sprachen, konnte er nicht verstehen, aber mit einem Mal fuhr der Herr Wolfram ganz dunkelroth im Gesicht auf den einen von den beiden Fremden los, und schrie ihn an, auf der Stelle solle er das zurücknehmen, was er da gesagt habe. Der aber muß wohl, nach seinem Gesichtsausdruck zu urtheilen, eine recht boshafte und hämische Antwort gegeben haben, denn ehe sich noch irgend Jemand eines derartigen unerhörten Ereig-

nisses versah, hatte ihm der Herr Wolfram Eins versetzt, daß er in seiner ganzen Länge auf der Erde lag, und daß der Karl Mettmann nicht anders meinte, als er müßte ihn todtgeschlagen haben. Dann ging er, der Herr Wolfram nämlich, ruhig seines Weges, und es hatte Keiner die Courage, ihm auch nur ein Wort des Vorwurfs zu sagen. Der Geschlagene aber kam unter den Bemühungen der beiden Anderen alsbald wieder zu sich und machte zuerst einen Mordsspektakel, indem er fortwährend schrie, er werde den Elenden tödten wie einen Hund, und er verlange, daß derselbe noch in dieser Stunde mit Schimpf und Schande von dannen gejagt werde, und was so der gefährlichen Redensarten mehr waren. Aber nachdem er eine kleine Weile wie ein Besessener getobt hatte, nahm ihn der Herr Oberbergrath bei Seite und redete ganz eifrig und ganz leise auf ihn ein. Und der Karl Mettmann meint, es müsse wohl etwas ganz Besonderes gewesen sein, was der ihm da gesagt habe, denn der Wüthende sei nicht blos mit einem Mal ganz mäuschenstill geworden, sondern er sei auch, als nach einer Weile der Herr Wolfram ganz seelenruhig wieder dahergekommen, ohne Weiteres auf denselben zugegangen und habe ihm seine Hand zur Versöhnung entgegengestreckt. Was die Beiden dabei gesprochen, wußte Karl mir nicht zu sagen, er wußte nur, daß der Herr Wolfram die dargebotene Hand nicht genommen habe und schon nach ein paar Worten mit sehr stolzer Miene weiter gegangen sei."

„So? Und damit ist die Geschichte wohl zu Ende?"

„Ja, Herr, weiter hat er wenigstens nichts gesehen."

„Wußte er nicht vielleicht auch zufällig, wie der Name des Mannes lautet, den Wolfram da zu Boden geschlagen hat?"

Nitzschke rieb sich die Stirn, wie wenn er seinem Gedächtniß damit aufhelfen könnte.

„Ja, er hat ihn mir genannt, aber ich glaube beinahe, ich habe ihn vergessen. Es war so etwas wie — hm! — Einer von den Propheten, meine ich, müßte so geheißen haben. Aber Hesekiel war's nicht, Habakuk auch nicht — doch halt, ich hab's! Tobias hieß er — Herr Tobias!"

„Also Herr Tobias! Na, schönen Dank auch, Nitzschke. Das war zur Abwechslung doch einmal eine Geschichte, die wirklich etwas werth war. Also Herr Tobias! Da kämen die Fäden des sauberen Gespinnstes ja allgemach zu Tage."

Er schlenderte weiter, während ihm der alte Diener, dem die letzten Worte natürlich ganz unverständlich geblieben waren, verwundert nachschaute.

„Vorhin hat er mich barsch angefahren, als ich kaum den Mund aufgethan hatte, und nun soll meine Geschichte mit einem Mal etwas werth sein. Manchmal ist er doch wahrhaftig ein wenig sonderbar, unser Herr."

Aber als ob er sich dieses unehrerbietigen Gedankens gleich darauf vor sich selber schäme, zog der brave Alte den Kopf zwischen die Schultern und kehrte mit beschleunigten Schritten und verdoppeltem Pflichteifer zu seinen Obliegenheiten im Herrenhause zurück. —

Zwischen den beiden jungen Menschenkindern, welche Thomas Rocholl gleich nach ihrer ersten Begrüßung sich selbst überlassen hatte, war es bis zu diesem Augenblick recht kühl und einsilbig zugegangen. In langsamem Weiterschreiten hatten sie sich mehr und mehr von dem Herrenhause entfernt und inmitten des stattlichen Parkes war es so still und einsam geworden um sie her, daß sie die beste Gelegenheit gehabt hätten, sich die zartesten und wichtigsten Geheimnisse anzuvertrauen. Aber es mußte entweder Keines von ihnen ein solches Geheimniß auf dem Herzen haben, oder es mußte ihnen an Muth ge-

brechen, die Gunst des Augenblicks zu nützen; denn was sie da miteinander sprachen, waren nur gleichgiltige, inhaltlose Worte, und sie kamen hüben und drüben so karg und mühselig von den eigensinnig widerstrebenden Lippen, als bedeute dies kümmerlich hingeschleppte Gespräch eine Riesenaufgabe für Jeden der Beiden.

Mit einem Mal aber blieb Elfriede Rocholl stehen, und ein leiser Zug von Traurigkeit erschien auf ihrem Gesicht, während sie sagte: „Erinnern Sie sich noch meiner Warnung an dem Abend des Tages, an welchem Sie Walter Jasmund in unser Haus gebracht? Ich wußte es ja, daß Ihr rascher Entschluß Sie bald gereuen würde, und daß Sie mir als der Urheberin desselben dann am meisten grollen müßten. Und doch ist in diesem Groll eine Ungerechtigkeit, die mir wehe thut."

Er hatte sich ihr zugewendet, und sein ehrliches Gesicht war bis über die Stirn hinauf roth geworden.

„Welch' eine Vermuthung, Fräulein Rocholl! Ich sollte Ihnen grollen? Nein, wahrhaftig, wenn mein damaliger Entschluß wirklich eine Dummheit gewesen wäre, so würde ich doch keinem Anderen die Verantwortung dafür zuschieben, als mir ganz allein. Und wenn ich ungeschickt genug war, Sie meine Verdrießlichkeit merken zu lassen, so ist es doch wahrlich nur eine Verdrießlichkeit über mich selbst, die mir wieder einmal das Leben verbittert."

So treuherzig seine Versicherung auch klang, sie mußte doch nicht von überzeugender Kraft gewesen sein, denn Elfriede schüttelte zweifelnd das Köpfchen.

„Es ist ja möglich, daß Sie mir in Wahrheit nicht zu zürnen glauben; ich aber bin über die eigentliche Ursache Ihrer Verstimmung nicht im Zweifel. Sie haben mir die Verwirklichung eines Lieblingswunsches geopfert und sind nun zu der Erkenntniß gelangt, daß Keiner von

uns Sie dafür in einer auch nur halbwegs angemessenen Weise zu belohnen vermag. Ist es da ein Wunder, wenn Sie jetzt insgeheim den Zufall verwünschen, der Sie in unser Haus geführt hat?"

„Nein, nein, und tausendmal nein! Ich verwünsche nichts Anderes, als mein eigenes verfehltes und verpfuschtes Dasein, das durch all' dies heimathlose Herumvagiren in der Welt so von Grund aus verdorben ist. Diese heiß ersehnte italienische Reise war ja am Ende auch nichts Anderes, als eine trügerische Fata morgana, die sich in Dunst und Nebel aufgelöst hätte, sobald ich ihr nahe gekommen wäre. Ich wette, daß ich mich da zwischen den Bildern und Statuen, in den herrlichen Kirchen und den schimmernden Palästen nicht zufriedener und glücklicher gefühlt haben würde, als an den schmutzigen Bohrlöchern von Oil-City. Eine Jugend wie die meinige macht Einem schließlich doch das ganze künftige Leben zu Schanden, das fühle ich immer deutlicher mit jedem neuen Tage. Aber was ich Ihnen da vorschwatze, ist wenig unterhaltend für Sie, mein Fräulein. Ich weiß kaum noch, wie ich darauf verfallen konnte."

„Ich selbst bin die Veranlassung dazu gewesen, Herr Wolfram, und ich würde mich sehr freuen, wenn Sie mich ein wenig Ihres Vertrauens würdigen wollten. Wir sind ja in gewissem Sinne Mitarbeiter an dem nämlichen guten Werke, und ich hatte gehofft, wir würden darum auch gute Kameraden sein."

Das war wieder dieselbe warme Herzlichkeit im Klang ihrer Stimme, die ihn am ersten Tage ihrer Bekanntschaft so widerstandslos gefangen genommen hatte. Und auch jetzt schmolz der letzte Rest bitteren Trotzes in seinem Herzen vor diesem süßen, sinnbethörenden Klange wie Schnee in der Frühlingssonne dahin.

„Es ist nicht viel Gewinn zu erwarten von einer

Kameradschaft, wie ich sie zu bieten vermöchte," sagte er ohne die vorige Herbheit, „denn ich bin ein unruhiger, friedloser Geselle, der mit all' seinen unangenehmen Ecken und Kanten in irgend einer amerikanischen Wildniß unter allerlei Gesindel wahrscheinlich noch am besten aufgehoben ist. Ein Dasein, wie das meinige, ist — bei Lichte betrachtet — nicht einen Schuß Pulver werth; aber die Schuld daran, das weiß ich recht wohl, liegt bei mir allein! Ich hätte bei meinem Handwerk bleiben und mein Leben so nehmen sollen, wie es nun einmal war. Statt mich mit meinen Büchern und Zeichenheften in eine elende Dachstube einzuschließen, hätte ich die herrlichen Jahre meiner Jugend nützen sollen, wie es all' die Hunderttausend thaten, die in der großen Schicksalslotterie ein ebenso jämmerliches oder vielleicht ein noch schlechteres Loos gezogen als ich. Es keimte und drängte in meinem Herzen ja nicht minder mächtig und heiß begehrlich, als in dem der Anderen; aber der Himmel hatte mir nun einmal das zweifelhafte Geschenk einer Willensstärke verliehen, die all' jene vermeintliche Versuchung siegreich überwand, und von den köstlichen Thorheiten der glückseligen Jugend, von der heiligen Begeisterung für irgend eine große Idee, von der überschwänglichen Freundschaft für einen edlen Menschen, von der schwärmerischen Liebe für ein holdes weibliches Wesen blieb mein Leben völlig verschont. Ich hatte mich ja in meine Einsamkeit wie in einen undurchdringlichen Panzer eingehüllt, und unter der freiwillig getragenen Last einer widerwärtigen, seelenmörderischen Arbeit erstickte und erstarb allgemach jede raschere Wallung meines jugendheißen Blutes. Aber die Natur ist stärker, als der armselige Menschenwille. Sie läßt sich wohl eine Weile scheinbar knechten und unterdrücken, um uns dann plötzlich, wenn wir sie ganz bezwungen zu haben glauben, wieder als die allgewaltige

Herrscherin gegenüber zu treten und unbarmherzig einzufordern, was wir ihr am Fälligkeitstermin schuldig geblieben sind. Als ich das Ziel meiner heißen Arbeit erreicht hatte, als ich unter Kämpfen und Entbehrungen zum Manne geworden war, da begann sich's da drinnen mit einem Mal gar wunderlich zu regen. Ich versuchte, mich für eine große Idee zu begeistern, die mir früher wohl der Begeisterung werth erschienen war, aber meine Lebenserfahrung und der kühl abwägende Verstand des gereiften Mannes ließen mich düstere Schatten gewahren, wo ich zehn Jahre früher wohl nur eitel Licht und Glanz gesehen haben würde. Wenn mir aber das Gähren in meiner Brust trotzdem nicht länger Ruhe ließ an einem Orte, so setzte ich meinen Wanderstab weiter in der unbestimmten Hoffnung, daß sich doch irgendwo vielleicht Befriedigung bieten könnte für diese verzehrende Sehnsucht nach dem verlorenen Glück meiner Jugend. Zuletzt war es mir fast zur fixen Idee geworden, daß ich unter dem Himmel Italiens endlich finden müsse, was ich bis dahin vergebens überall gesucht. Aber daß auch dies nur ein Wahn gewesen, lernte ich an jenem Abend erkennen, da ich den raschen Entschluß faßte, hier zu bleiben. An diesem Abend war mir Italien mit einem Male so gleichgiltig geworden, als hätte der Klang seines Namens mein Herz niemals in rascheren Schlägen klopfen machen. Es war urplötzlich über mich gekommen wie Glück und Friede, und wenn ich mir damals meiner Empfindungen auch wohl nicht sogleich mit voller Klarheit bewußt war, heute weiß ich doch, daß ich an jenem Abend endlich gefunden zu haben meinte, was ich als ein fahrender Ritter der Arbeit auf all' meinen Irrfahrten vergebens zu erjagen gesucht."

„Es war die Rückwirkung Ihres edlen, selbstlosen Vorsatzes, welche Sie damals fühlten, der Segen der guten

That, an welche Sie Ihre Kräfte setzen wollten und für die Sie Ihren Lieblingswunsch geopfert hatten."

In beinahe heftiger Verneinung schüttelte der junge Ingenieur den Kopf.

„Nein, nein, ich will nicht, daß Sie mich ohne mein Verdienst für einen so uneigennützigen Menschenfreund halten, Fräulein Rocholl. Als ich mich entschloß, zu bleiben, wollte ich damit Keinem etwas Gutes erweisen als mir selbst. Was kümmerte mich auch dieser Jasmund und was kümmerten mich die Schurken, die ihm nach seinem Vermögen trachteten! Nicht einen Tag hätte ich mich um ihretwillen aufhalten lassen. Was mich bestimmte zu bleiben, war Ihre Theilnahme, Fräulein Elfriede, waren Ihre Augen, Ihre Stimme — war der Wunsch, Ihnen zu dienen und in Ihrer Nähe zu weilen, so lange es immer möglich sein würde. Niemals hat der ausgeprägteste Eigennutz größeren Antheil an einem Entschlusse gehabt, als in diesem Fall; aber ich hoffe, Sie werden mich um dieses Geständnisses willen eher bemitleiden als verurtheilen, nachdem Sie soeben einen Blick in mein zerfahrenes und verpfuschtes Leben gethan haben."

Da sie ihm nicht antwortete, blieb es ungewiß, ob sein Bekenntniß in höherem Maße ihr Mitleid oder ihren Unwillen geweckt habe, aber die verrätherische Gluth in ihrem tief gesenkten holdseligen Antlitz glich viel eher den lieblichen Rosen jungfräulicher Scham, als den heiß auflodernden Flammen des Zornes. Trotzdem mußte Wolfram ihr Schweigen wohl für eine Verneinung seiner zuletzt ausgesprochenen Hoffnung nehmen, denn nachdem sie ein gutes Stück Weges stumm nebeneinander hergeschritten waren, begann er recht gedrückten Tones von Neuem: „Als ich heute hierherkam, lag es wahrhaftig nicht in meiner Absicht, Ihnen den Zustand meines Herzens zu offenbaren, denn ich konnte mir wohl an den

fünf Fingern abzählen, wie Sie eine derartige Mittheilung aufnehmen müßten. Aber da mir nun einmal nach meiner alten schlechten Gewohnheit das Herz über die Zunge gelaufen ist, will ich auch nichts zu beschönigen oder abzuschwächen suchen, obgleich ich mir damit vielleicht die Gunst erschleichen könnte, Sie noch öfter wiederzusehen. Sie wissen jetzt, warum ich eine Aufgabe übernommen habe, die ich nun wohl oder übel auch zu Ende führen muß — Sie wissen, daß ich viel eher ein Narr als ein Heiliger bin — und Sie wissen, Fräulein Elfriede, weshalb mein heutiger Besuch auf Mellenthin nun wohl mein letzter gewesen sein muß."

Bei den letzten Worten war seine Stimme doch ein wenig unsicher geworden, wie tüchtig er sich auch zusammennahm, und nur mit einem scheuen, zaghaften Blick, wie er ihm sonst wahrlich nicht eigenthümlich war, wagte er das reizende Gesichtchen zu streifen, das sich ihm plötzlich wieder voll zugewendet hatte. Aber wie ein belebender Gluthstrom fluthete es ihm in der nächsten Sekunde vom Herzen in die Stirn, als er die süße Stimme seiner schönen Begleiterin mit dem Klange holdseligster Schüchternheit sagen hörte: „Nein, Herr Wolfram, das weiß ich nicht! Ich bitte Sie vielmehr darum, wiederzukommen, recht oft wiederzukommen, wenn es Ihnen wirklich ein wenig Vergnügen macht, mit mir zu plaudern!"

„Elfriede, Fräulein Elfriede!" Er wußte in seiner großen Ueberraschung und in seiner überquellenden Herzensfreude nichts Anderes hervorzubringen, als die drei Worte, aber er nahm ihre beiden schlanken Hände, die sie ihm widerstandslos überließ, und drückte sie so herzhaft und so lange, als wenn er sie nie mehr aus den seinigen freigeben wolle.

Ein kurzes trockenes Räuspern, das in unmittelbarer Nähe laut wurde, brachte ihn indessen schon nach wenig

Augenblicken seliger Selbstvergessenheit wieder zur Besinnung. So hart vor ihnen tauchte Thomas Rocholl's lange Gestalt plötzlich aus den Gebüschen auf, daß es fast ein Wunder gewesen wäre, wenn er nichts mehr von der rasch gelösten Verschlingung ihrer Hände wahrgenommen hätte. Aber trotz der sonst so scharfen Augen des Mellenthiner Gutsherrn mußte sich dies Wunder wohl wirklich ereignet haben, da er weder Ueberraschung noch Unwillen äußerte, sondern die Beiden in voller Unbefangenheit mit freundlichem Wort begrüßte. Auch während sie dann gemeinsam nach dem Herrenhause zurückkehrten, schien es ihm merkwürdigerweise gar nicht aufzufallen, daß er auf seine lebhaften Fragen und Bemerkungen von dem Einem wie von der Anderen nur einsilbige oder gar völlig verkehrte Antworten erhielt, und daß die leuchtenden Augen der jungen Menschenkinder, die da rechts und links an seiner Seite gingen, in ihrem Suchen und Fliehen ein gar verwunderliches Spiel miteinander trieben.

Die Einladung zum Frühstück lehnte Wolfram unter dem Hinweis auf die Pflichten, welche ihn nach Kliffborn zurückriefen, in hastigen Worten ab, und Thomas Rocholl war jetzt auch viel weniger eifrig, ihn zurückzuhalten, als vorhin. Er blieb an der Seite des Ingenieurs, bis dessen Pferd vorgeführt worden war und bis er sich anschickte, wieder in den Sattel zu steigen. Darum gab es nur einen stummen und kurzen Abschied, ein scheinbar flüchtiges Händereichen zwischen Wolfram und Elfriede; aber ihre Blicke senkten sich dabei doch noch einmal tief ineinander. Sie mußten Beide wohl vollkommen zufrieden sein mit dem, was sie sich in der winzig kurzen Spanne Zeit mit den Augen zu sagen vermocht hatten.

Sechzehntes Kapitel.

Alle Tageszeitungen brachten lange Berichte über die Einzelheiten jenes schrecklichen Eisenbahnunglücks, das sich infolge des verhängnißvollen Versehens eines untergeordneten Beamten auf der Strecke zwischen Müllheim und Basel zugetragen hatte. Infolge unrichtiger Weichenstellung war der von Norden kommende Eilzug auf ein falsches Geleise gerathen und mit einem anderen, ihm von Basel her entgegenfahrenden Zuge zusammengestoßen. Der Führer des letzteren hatte die Gefahr zwar noch frühzeitig genug bemerkt, um seine Lokomotive mit höchster Anstrengung zum Stehen zu bringen; der Andere aber war weniger aufmerksam oder weniger glücklich gewesen. Er hatte die Bremsen zu spät in Thätigkeit gesetzt, als daß sie bei der rasenden Fahrgeschwindigkeit seines Zuges noch hätten zu voller Wirkung gelangen können. Ein großer Theil der Wagen war bei dem furchtbaren Zusammenprall vollständig zertrümmert worden, und außer den beiden Lokomotivführern und Heizern, die in heldenhafter Selbstaufopferung bis zum letzten Augenblick auf ihrem Posten geblieben waren, hatten viele Reisende ihr Leben eingebüßt oder Verletzungen von mehr oder weniger schwerer Natur davongetragen.

Ein Hilfszug, den man sogleich beim Bekanntwerden des schrecklichen Ereignisses mit größter Schnelligkeit in Basel ausgerüstet, hatte die Todten und Verwundeten noch in derselben Nacht dahin gebracht, und während die Ersteren in einem geeigneten Raume des Bahnhofes aufgebahrt wurden, waren die Letzteren, soweit ihre Beschädigungen sich nicht als ganz leichte erwiesen, in das städtische Spital geschafft worden.

Unter der verhältnißmäßig kleinen Zahl von Glücklichen, denen ihr körperlicher Zustand gestattete, einen Gasthof aufzusuchen hatten sich auch Gerda Jasmund

und ihre Begleiterin befunden. Die Todesangst der letzten Augenblicke vor dem Zusammenstoß und die furchtbare Erschütterung bei dem Anprall hatten allerdings beiden Damen wie den meisten anderen weiblichen Reisenden das Bewußtsein schwinden lassen, und während Frau Holdheim sich in der kühlen Nachtluft bald wieder so weit erholt hatte, daß sie ihre Freundin unter verzweifeltem Jammern zwischen den an der Bahnstrecke niedergelegten Todten und Verwundeten hatte aufsuchen können, war die junge Frau noch ohne Besinnung in einen der Wagen des Hilfszuges getragen worden. Aber während der kurzen Fahrt nach Basel war auch sie wieder zum Leben erwacht, und bei der flüchtigen Untersuchung, welche einer der im Zuge befindlichen Aerzte vorgenommen, hatte sich zu Frau Holdheim's namenloser Freude herausgestellt, daß Gerda's äußerlich sichtbare Verwundung an der Stirn ohne Belang und eine andere schwerere Verletzung anscheinend nicht vorhanden sei. Da die Pastorin ihr Leben lang von einer seltsamen, fast abergläubischen Furcht vor Krankenhäusern erfüllt gewesen war, und da sich Gerda überdies von Minute zu Minute zusehends erholte, hatte sie ihre ganze Beredtsamkeit aufgeboten, die junge Frau zur sofortigen Uebersiedelung in einen Gasthof zu bestimmen. Dem gastfreundlichen Entgegenkommen, wie der sorgsamen Pflege, welche den beiden Damen dort zu Theil geworden, hatten sie es zu danken, daß schon nach wenig Tagen die äußeren Spuren ihres fürchterlichen Erlebnisses völlig geschwunden waren.

Die seelischen Nachwirkungen ließen sich allerdings nicht so schnell beseitigen, und während sie bei Gerda mehr in einem eigenthümlich schwermüthig-träumerischen Wesen zu Tage traten, schien das gesammte Nervensystem der Frau Holdheim eine recht ernste Erschütterung erlitten zu haben. Jede Erinnerung an die nächtliche Katastrophe

genügte, sie in hochgradige Aufregung zu versetzen und lang andauernde Weinkrämpfe hervorzurufen, so daß Gerda ängstlich darauf bedacht sein mußte, Alles zu vermeiden, was irgendwie darnach angethan sein konnte, solche Erinnerung zu wecken.

Eine ganze Woche hindurch wich sie deshalb keinen Augenblick von der Seite der leidenden Freundin, und da die Pastorin während dieser Zeit in ihrer Furcht vor neuem Unglück nicht zu bewegen war, auf die Straße hinab zu gehen, sah sich auch Gerda zur steten Gefangenschaft im Zimmer verurtheilt. Natürlich durfte kein Zeitungsblatt, welches vielleicht irgend eine Mittheilung über das Eisenbahnunglück enthalten konnte, zu Gerda gelangen, und da auch die Bediensteten des Hauses entsprechende Weisungen erhalten hatten, war sie noch ohne jede Kenntniß von den Einzelheiten der Katastrophe, die in ihrer Vorstellung eine ganz unbestimmte, traumhafte Gestalt angenommen hatte.

Weil sie durch ein gütiges Geschick, welches ihre Sinne stundenlang umschleiert hatte, davor bewahrt geblieben war, das Gräßlichste mit eigenen Augen zu sehen, vermochte sie ohne Grauen an das Ereigniß jener Nacht zurück zu denken. In ihre schmerzliche Theilnahme für das traurige Geschick jener Beklagenswerthen, die man todt oder verstümmelt aus dem Trümmerhaufen gezogen haben mochte, mischte sich immer wieder eine Empfindung ganz anderer Art, ein wehmüthig süßes Erinnern an die holde Wahnvorstellung, die seltsamerweise gerade in jenen schrecklichen Augenblicken vor ihrem Geiste hatte aufsteigen können. Es mußte eine wunderliche Mischung von Traum und Wirklichkeit gewesen sein, unter deren geheimnißvollem Bann sie sich damals befunden hatte, denn der nächtig schauerliche Hintergrund, von dem sich in ihrem Gedächtniß die Gestalt des Doktors Platenius und

sein edles, todtenbleiches Antlitz abhoben, war ja ohne Zweifel kein Gebilde ihrer Phantasie! Gerade so mußte der Schauplatz der Katastrophe in Wahrheit ausgesehen haben, und so lebhaft war der Eindruck, den ihr jener räthselhafte Traum hinterlassen hatte, daß sie noch jetzt das Wehen des feuchtkühlen Windes an Stirn und Wangen zu spüren meinte, und daß sie ganz deutlich die abenteuerlich gestalteten dunklen Regenwolken über sich sah, zwischen deren Lücken sich hier und da die fahle Mondsichel hervorzudrängen suchte.

Es war eine große Ueberraschung für die junge Frau, als ihr die Pastorin am Morgen des achten Tages plötzlich erklärte, sie könne es hier nicht länger ertragen, und sie wolle noch heute in die Heimath zurückkehren. Ihre krankhafte Furcht vor dem abermaligen Besteigen eines Eisenbahnzuges mußte also plötzlich geschwunden oder doch von der lebhaften Sehnsucht nach ihrem stillen Heim in den Hintergrund gedrängt worden sein. So ungern sich Gerda auch immer zu dieser Heimreise entschließen mochte, glaubte sie die Freundin doch nicht durch einen Widerspruch aufregen zu dürfen, und da das ruhige, beinahe heitere Wesen der Frau Holdheim eine Wiederkehr ihrer beängstigenden Nervenanfälle wenigstens für die nächste Stunde nicht wahrscheinlich machte, erklärte sie sich bereit, sofort in das Lesezimmer des Hotels hinabzugehen und sich über die Abfahrtszeit der Eisenbahnzüge zu unterrichten.

Während sie auf dem mit Zeitungen bedeckten Tische nach dem Kursbuch suchte, fiel Gerda's Blick zufällig auf eine durch den Druck hervorgehobene Stelle in einem Baseler Blatte, an welcher, wie sie sofort erkannte, von dem Eisenbahnunglück die Rede war. Es wurden da den früher erschienenen Berichten nur einige Einzelheiten nachgetragen, die namentlich von dem wackeren Verhalten mehrerer Bahnbediensteten und Passagiere nach der Kata-

strophe berichteten. Mit einer gewissen scheuen Hast war Gerda's Blick über die ersten Zeilen geflogen, plötzlich aber begannen sich alle Gegenstände im Zimmer wie in tollem Wirbeltanze um sie zu drehen, und sie sank halb ohnmächtig in den zunächst stehenden Stuhl. Eine Schwäche wie in dem Augenblick des Zusammenstoßes schien sie überwältigen zu wollen. Doch die Energie ihres Willens trug diesmal über die Erschütterung der Nerven den Sieg davon. Von einem leidenschaftlichem Verlangen beherrscht, sich volle Gewißheit zu verschaffen über den Spuk, der sich da augenscheinlich zum zweiten Mal ihrem sonst so klaren Verstande aufdrängen wollte, raffte sie sich auf und ergriff das Zeitungsblatt, das vorhin ihren kraftlosen Händen entsunken war. Mochte es ihr auch jetzt noch vor den Augen wirbeln und verschwimmen, sie überzeugte sich nun doch, daß es da schwarz auf weiß zu lesen stand, was so unfaßbar und unbegreiflich war, daß sie es nach dem ersten Blick nur für eine Täuschung hatte halten können.

Denn da war geschrieben:

„Ein wahrhaft klassisches Beispiel heroischer Selbstüberwindung und Selbstaufopferung aber lieferte ein junger Arzt, dem wohl mehr als einer der Verunglückten die Erhaltung seines Lebens zu danken haben mag. Sein Name lautet Reimar Platenius, und er wird vor dem Vergessenwerden gesichert sein, auch wenn es dem edlen Manne nicht mehr vergönnt sein sollte, dieser Großthat seines Lebens noch eine weitere hinzu zu fügen. Doktor Platenius befand sich in einem Coupé des von Basel abgelassenen Zuges, welcher mit dem aus dem Norden kommenden Eilzuge zusammenstieß. Er war im Begriff, sich in seine Heimath zu begeben und dort Erholung zu suchen von den schweren Folgen einer Blutvergiftung, die er sich an Bord eines Schiffes bei der

aufopfernden Pflege eines erkrankten Matrosen zugezogen. Wochenlang dem Tode nahe und durch verschiedene operative Eingriffe auf das Aeußerste geschwächt, hatte sich der junge Arzt kaum hinreichend gekräftigt, um eine so weite Reise ohne Gefahr für sein Leben unternehmen zu können, und es hatte denn auch von Seiten eines Baseler Kollegen, der ihm noch aus der Studienzeit befreundet war, angesichts seines leidenden Zustandes nicht an eindringlichen Warnungen gefehlt. Platenius aber hatte dieselben mit dem Bemerken zurückgewiesen, daß er selbst nicht an seine Wiederherstellung glaube, und daß er darum seinen alten Eltern die Möglichkeit verschaffen müsse, ihn noch einmal vor seinem Tode zu umarmen. Mit banger Sorge sah ihn der Freund ziehen; aber er ahnte nicht, wie bald und unter wie traurigen Umständen er ihn wieder sehen sollte.

Platenius war bei dem Zusammenstoß der beiden Eisenbahnzüge nicht unerheblich am Kopfe verwundet worden; aber ungeachtet dieser Verletzung und seiner allgemeinen körperlichen Hinfälligkeit betheiligte er sich an dem Rettungswerke, welches die unversehrt gebliebenen Zugsbeamten und Reisenden sofort begannen, in einer Weise, von welcher sämmtliche Augenzeugen nur in Ausdrücken des Staunens und der höchsten Bewunderung sprechen können. Fast mit Gewalt mußte man ihn dazu bringen, auch seine eigene Wunde wenigstens nothdürftig zu verbinden, und es war, wie uns erzählt wird, wahrhaft ergreifend anzusehen, mit welchem Aufgebot eiserner Willenskraft er die wiederholten Anwandlungen von Schwäche zu bekämpfen und zu unterdrücken wußte. Fast bis zum Eintreffen des Sanitätszuges war er unermüdlich thätig, und die Aerzte des städtischen Spitals wissen nicht genug das bewunderungswürdige Geschick zu rühmen, mit dem er einer Anzahl von Schwerverletzten die ersten Ver-

bände angelegt hat, obwohl dieselben bei dem Mangel aller ärztlichen Hilfsmittel aus allen erdenklichen Stoffen, wie sie sich eben im Augenblick darboten, improvisirt werden mußten.

Zuletzt aber war Platenius verschwunden, ohne daß man es bei der herrschenden Verwirrung sogleich bemerkt hätte, und erst als die mit dem Hilfszuge gekommenen Aerzte und Samariter die letzten Verwundeten auflasen, fand man den heldenmüthigen jungen Arzt in tiefer Bewußtlosigkeit neben einer ohnmächtigen, aber nur leicht verletzten jungen Dame, welcher er augenscheinlich noch einen Stirnverband anzulegen vermocht hatte.

Aus dieser Bewußtlosigkeit nun ist er bis zum heutigen Tage noch nicht erwacht, und die Aerzte des städtischen Spitals, die natürlich ihre ganze Kunst aufbieten, ihn am Leben zu erhalten, haben leider wenig Hoffnung, daß ihr Bemühen von Erfolg gekrönt sein werde. Es scheint, als ob er in der That den letzten Rest seiner Lebenskraft aufgerieben habe in der fieberhaften, fast die Leistungsfähigkeit eines gesunden Mannes übersteigenden Thätigkeit für die Rettung seiner unglücklichen Schicksalsgenossen. Wenn aber die trüben Befürchtungen seiner Kollegen wirklich in Erfüllung gehen sollten, so wird heldenmüthiger und ruhmreicher noch kein Kämpfer auf dem Schlachtfelde geblieben sein, als dieser hochherzige junge Arzt, der seine Wissenschaft noch sterbend in den Dienst der leidenden Menschheit stellte, auf dem Felde seines Berufes geblieben ist. Die Ehren eines Helden sind es, die ihm gebühren!"

Als Gerda eine Viertelstunde später wieder in das Zimmer trat, schrie Frau Holdheim, die sehr eifrig mit dem Packen ihres Koffers beschäftigt war, erschrocken auf: „Um Gottes willen, Kind, was ist Dir widerfahren? Du bist leichenblaß und Deine Augen glänzen wie im Fieber."

Gerda strich sich mit der Hand über die Stirn und machte sogar einen schwachen Versuch, zu lächeln.

„Mir ist ganz wohl," sagte sie, „aber wir können noch nicht reisen, heute wenigstens noch nicht."

„Wie? Wir können nicht?" fragte die Pastorin bestürzt. „Und was ist es, das uns daran hindert?"

„Frage mich nicht darnach, ich bitte Dich darum! Ich habe hier eine Pflicht zu erfüllen, der ich mich nicht entziehen darf, und stände auch viel mehr als die Möglichkeit unserer Abreise auf dem Spiel. Du darfst von mir fordern, was Du willst, nur das darfst Du nicht verlangen, daß ich auf die Erfüllung dieser heiligen Pflicht verzichte."

Die Feierlichkeit und der tiefe Ernst dieser Erwiederung ließen alle weiteren Fragen und Einwendungen der Pastorin verstummen. Sie schwieg auch, als sie sah, daß Gerda sich mit einer Hast, die ihrem Wesen sonst ganz fremd war, zum Ausgehen ankleidete, und nur, als die junge Frau sie zum Abschied stürmisch in die Arme schloß, sagte sie, indem sie voll Zärtlichkeit ihre Lippen auf Gerda's weiße Stirn drückte: „Ich weiß, daß Du nichts thun wirst, was ich nicht gutheißen könnte, auch wenn Du mich nicht in Dein Vertrauen ziehst. Gott segne Dich und Dein Vorhaben, mein Kind!" —

Bereitwillig und zuvorkommend führte man die schwarz gekleidete junge Dame, welche so dringend einen der anwesenden Aerzte zu sprechen wünschte, in das Konsultationszimmer des Spitals, und schon nach wenig Minuten sah sie durch den Eintritt eines freundlich blickenden Herrn in mittleren Jahren ihr Verlangen erfüllt.

„Doktor Spörri!" sagte er, sich kurz vorstellend. „Womit, mein Fräulein, kann ich Ihnen dienen?"

„Ist es wahr, daß sich unter Ihren Kranken auch der Doktor Reimar Platenius befindet?" fragte Gerda,

die den Schlag ihres Herzens bis zum Halse hinauf zu spüren meinte. „Und wenn es sich so verhält — ist es möglich, ihn zu sehen?"

„Ihre erste Frage vermag ich mit Ja zu beantworten, was aber die zweite anbetrifft, so sollte ich sie eigentlich ohne Weiteres verneinen. Unser Patient ist erst gestern aus langer Bewußtlosigkeit erwacht, und seine Schwäche ist so groß, daß ihm vor Allem jede Erregung sorgsam ferngehalten werden muß."

Gerda preßte die Hände gegen die Brust, und ein Ausdruck tiefer Muthlosigkeit trat auf ihr schönes, blasses Gesicht.

„Ich würde mich ja gewiß bemühen, Alles zu vermeiden, was ihn aufregen könnte," sagte sie leise. „Aber wenn es nicht sein kann, bescheide ich mich auch bei dieser Abweisung; denn ich will natürlich hundertmal eher auf die Erfüllung meines sehnlichsten Wunsches verzichten, als daß seine Wiederherstellung durch meine Schuld gefährdet oder verzögert würde. Und er wird doch wiederhergestellt werden, nicht wahr? Ich kann die Zuversicht mit mir hinweg nehmen, daß er genesen werde?"

Doktor Spörri sah die Fragende voll Theilnahme an, aber es war nichts Ermuthigendes, das auf seinem Gesicht zu lesen stand.

„Eine widerstandsfähige Natur und eine eiserne Willenskraft haben oft genug selbst da noch Wunder gewirkt, wo die ärztliche Wissenschaft an den Grenzen ihres Vermögens angelangt war," sagte er ausweichend. „Beide aber besitzt Platenius unzweifelhaft in seltenem Maße; denn eine schwächere Konstitution — die Konstitution eines Durchschnittsmenschen — hätte nicht den zehnten Theil dessen überwinden können, was er in den beiden letzten Monaten freiwillig und unfreiwillig ertragen hat."

An Gerda's Wimpern zitterten zwei schwere Thränen.

„Und das ist Alles, was Sie mir zum Troste sagen können?“ fragte sie mit halberstickter Stimme. „Ein Wunder müßte geschehen, wenn Sie an seine Genesung glauben sollen?“

„Es ist mir schmerzlich genug, daß ich Ihnen keine bessere Auskunft zu geben vermag, als diese. Aber ich möchte doch nicht, daß Sie sie für eine ganz trostlose nehmen. Solche Wunder geschehen ja viel häufiger, als man gemeinhin glaubt, und ohne sie würde es recht schlecht bestellt sein um unsere Erfolge. Und was Ihren Wunsch anbetrifft, den Kranken zu sehen, so habe ich Ihnen denselben ja auch keineswegs rundweg abgeschlagen, mein Fräulein. Nur die Frage müssen Sie mir gestatten — und es ist gewiß nicht müßige Neugier, die mir dieselbe eingibt — in welchem Verhältniß Sie zu Platenius stehen, ich meine, ob Sie mit ihm verwandt oder näher befreundet sind.“

Vielleicht war ihm das tiefe Erglühen auf dem Antlitz der jungen Dame Auskunft genug, denn noch ehe die zaudernde Gerda, der das Bedenkliche und vielleicht sogar Sträfliche ihres Schrittes erst jetzt zu vollem Bewußtsein zu kommen schien, eine Antwort gefunden hatte, fuhr er im freundlichsten Tone fort: „Auch die einfache Nennung Ihres Namens würde mir genügen, wenn derselbe dem Kranken bekannt genug ist, um mich bei Ihrer Anmeldung mit einiger Sicherheit beobachten zu lassen, welchen Eindruck Ihr Besuch auf Platenius hervorbringen wird.“

„Ich heiße Gerda — Gerda Hornstein,“ sagte die junge Frau, und es war, als ob irgend eine unsichtbare Gewalt sie daran verhindere, den Namen ihres Gatten zu nennen, den einzigen Namen, den sie in diesem Augenblick als den ihrigen hätte angeben dürfen. Jedenfalls folgte sie nicht einer bewußten Ueberlegung, sondern einem unbewußten Antriebe, als sie ihn verschwieg, und in der nächsten Minute, als ihr die Unterlassungssünde schwer auf die

Seele fiel, war es bereits zu spät, sie wieder gut zu machen, denn Doktor Spörri hatte mit einer kleinen Verbeugung das Zimmer verlassen.

Eine in Wahrheit vielleicht nur kurze, für die beklommen Harrende aber schier unendliche Zeit verging, ehe er zurückkehrte. Als sein freundliches Gesicht nun wiederum in der geöffneten Thür erschien, da hatten Gerda's Befangenheit und Angst einen so hohen Grad erreicht, daß es ihr für den Augenblick vielleicht lieber gewesen wäre, wenn er mit einem abweisenden Bescheide zurückgekehrt wäre. Aber der humane Arzt nickte ihr ermuthigend zu und sagte: „Kommen Sie, mein liebes Fräulein. Unser Patient erwartet Sie, und nach der Wirkung, welche der bloße Klang Ihres Namens auf ihn ausübte, fürchte ich nicht länger, daß dieser Besuch ihm schaden werde, natürlich unter der Voraussetzung einiger Vorsicht und Behutsamkeit auf beiden Seiten."

All' ihre Kraft zusammennehmend und doch innerlich erbebend, folgte Gerda ihrem Führer durch einige der langen, hallenden Korridore, bis er am letzten Ende eines Ganges die dort befindliche Thür öffnete, und sie durch eine Handbewegung bedeutete, einzutreten.

Man hatte Platenius ein eigenes Zimmer eingeräumt, und das kleine, aber freundliche Gemach hatte durchaus nichts von dem düsteren, verstimmenden Charakter einer Krankenhauszelle. Daß man das in den Spitalgarten hinaus führende Fenster geöffnet und der würzig linden Luft des schönen, sonnenhellen Tages freien Zutritt gestattet hatte, mochte wohl auf den Wunsch des Kranken geschehen sein; wenigstens hatte er sein Antlitz nach jener Richtung gewendet und seine Augen schienen mit sehnsüchtiger Begier die lebenspendende Helligkeit zu trinken, die da zugleich mit dem erquickenden Duft des frischen Laubes zu ihm hereinströmte.

Das geräuschlose Oeffnen der Thür hatte er nicht vernommen, aber er hörte das leise Rascheln des Frauenkleides auf den Dielen, und er wußte auf der Stelle, daß dies das Kleid seiner Wärterin nicht war. Seine Schwäche gestattete ihm keine andere Bewegung als ein rasches Wenden des Kopfes; aber in der Veränderung, die sich bei Gerda's Anblick auf seinem ernsten, abgezehrten Antlitz vollzog, war mehr Beredtsamkeit, als in einem jauchzenden Zuruf und in einem stürmischen Entgegeneilen mit weit geöffneten Armen. Gerda aber hatte all' ihre Furcht und Befangenheit vergessen, als sie diesen edlen und trotz seiner augenfälligen Kraftlosigkeit noch immer imponirenden Männerkopf wieder vor sich sah. Sie dachte auch nicht mehr daran, daß sie sich mit einer Lüge hier bei ihm eingeführt, sich vielleicht nur durch diese Lüge seine Einwilligung, sie zu empfangen, erwirkt habe, in ihrer Seele war nur Raum für ein Gefühl namenloser Freude über dies Wiedersehen mit einem Todtgeglaubten, für eine Empfindung unaussprechlicher Glückseligkeit, die durch keine Regung mahnenden Schuldbewußtseins getrübt werden konnte, so lange sie die glänzenden Augen des geliebten Mannes auf sich gerichtet sah.

Rasch war sie an die Lagerstätte des jungen Arztes getreten und hatte wortlos seine mit offenbarer Anstrengung erhobene, durchsichtig weiße Hand ergriffen. Sie blickten einander an, und tausend glühende Worte hätten nicht ausdrücken können, was sie sich in diesen ersten Momenten der unerwarteten Wiederbegegnung mit der stummen Sprache ihrer Augen sagten.

Endlich war es Platenius, welcher zuerst das Schweigen brach, indem er leise sagte: „Wie großmüthig ist es, daß Sie zu mir kommen, Fräulein Gerda, und wie innig danke ich Ihnen für diese Güte! Wenn ich nun auch meine braven Eltern noch einmal sehen könnte, bevor ich

sterbe, so wäre ja ganz herrlich Alles erfüllt, was ich noch an irdischen Wünschen im Herzen trage."

Da glitt sie aufschluchzend neben dem Bett in die Kniee und preßte ihr Gesicht auf die heiße, magere Hand, die sie noch immer in der ihrigen hielt. Sie wußte nicht, was sie damit that; denn in diesem Augenblick gab es für sie auf der ganzen Welt nichts weiter als dies kleine Spitalzimmer und dies weiße Krankenlager, auf welches die Sonne ihre zitternden, wechselnden Lichter warf, und in diesem Augenblick war ihre Seele so rein von jedem sündigen Gedanken, wie die Seele eines unschuldigen Kindes, obwohl der Mann, an dessen Leidensstätte sie kniete, nicht ihr Gatte war.

„O nicht so — sprechen Sie nicht so!" flehte sie, die heiß aufsteigenden Thränen bekämpfend. „Sie sollen nicht sterben, sondern Sie werden leben, leben für Ihre Eltern und für — für Ihre Freunde!"

„Fast möchte ich selber mir's wünschen — nach dieser Stunde!" gab er zurück; aber das wehmüthige Lächeln auf seinen Lippen bekundete, daß er keinen Glauben mehr habe an die Erfüllung solchen Wunsches. Und dann, als es abermals minutenlang still geblieben war zwischen ihnen, fragte er zaudernd und mit unverkennbaren Zagen: „Muß ich Ihnen heute schon Lebewohl sagen, Fräulein Gerda? Werden Sie weiter reisen, ohne daß ich Sie noch einmal sehe?"

Die junge Frau erhob den Kopf, und indem sie den Kranken voll ansah, erwiederte sie: „Nein, ich bleibe hier, und ich werde Sie so oft besuchen, als es mir von Ihnen und von Ihren Aerzten gestattet wird."

Das helle Aufleuchten der Freude, das bei ihrem Eintritt auf seinem Gesicht gewesen war, glitt wieder über seine Züge; aber unmittelbar darnach mußte ihm doch wohl ein ernstes Bedenken kommen; denn das Leuchten

verschwand und wie zum Zeichen der Ablehnung schüttelte er den Kopf.

„Vergeben Sie mir, daß meine thörichte Frage Sie dazu drängte, das Unmögliche zu versprechen," sagte er. „Auch wenn er es einem Sterbenden gegenüber nicht gar so genau nehmen wollte mit der Geltendmachung seiner Rechte, würde Ihr Verlobter Ihnen eine solche Handlungsweise gewiß verübeln. Es würde ja vielleicht nicht Jeder daran glauben, daß nur das Mitleid Sie hierher geführt hat."

Als wäre sie abermals von rauhen Fäusten aus einem wehmüthig süßen Traume wachgerüttelt worden, hatte Gerda diese Worte empfunden, und es überkam sie dabei eine Empfindung, wie wenn sich breit und unübersteiglich ein klaffender Abgrund aufthäte zwischen ihr und dem theuren Kranken. Die unschuldige Unbefangenheit, welche sie so lange die ganze übrige Welt hatte vergessen lassen, sie war unwiederbringlich dahin, und mit ernster, fast drohender Mahnung stand die Gewißheit vor ihrer Seele: Jetzt ist es an der Zeit, ihm die volle Wahrheit zu sagen, denn hier ist die haarscharfe Scheidelinie zwischen Schuldlosigkeit und Schuld.

Sie richtete sich auf, sie öffnete die Lippen, um das schwere Bekenntniß abzulegen, das sie die Achtung des geliebten Mannes kosten mußte, und das doch nicht ungesprochen bleiben durfte, wenn sie nicht die Achtung vor sich selbst verlieren wollte. Da fiel ihr scheu erhobener Blick auf sein Gesicht, und sie glaubte in seinen groß auf sie gerichteten Augen ein fieberhaftes Flimmern zu sehen, das vorhin nicht darin gewesen war, sie glaubte eine angstvolle Frage und die Furcht vor einer niederschmetternden Enthüllung in ihnen zu lesen. Das aber ließ das entscheidende Wort auf ihrer Zunge ersterben und all' ihre mühsam erkämpfte Kraft der Selbstvernichtung jämmerlich zusammenbrechen.

„Ich bin nicht mehr verlobt," sagte sie fast tonlos, „und — und ich habe nach keines Menschen Urtheil über meine Handlungsweise zu fragen."

Sie hatte den verhängnißvollen Schritt über die haarscharf gezogene Grenze gethan, aus dem halb unbewußten Vergehen war mit dieser Lüge die bewußte Sünde geworden, und noch während sie sprach, fühlte sie bereits den schweren, beklemmenden Druck derselben auf ihrer Seele.

Aber das gesprochene Wort war nicht ungesprochen zu machen, und Gerda hätte es auch nicht zurücknehmen wollen, selbst wenn sie es gekonnt hätte. Sie sah ja das angstvolle Flimmern aus den Augen des Kranken verschwinden, sie sah, wie seine gespannten Züge sich zu einem Ausdruck ruhig heiteren Friedens glätteten, und sie hörte ihn mit leiser Stimme sagen: „Wenn es so ist, Fräulein Gerda, so mögen Sie tausendfach für jede Minute gesegnet sein, die Sie mir opfern wollen. Die Parze, die sich nicht erbitten läßt, wird ja ohnedies dafür sorgen, daß es deren nicht mehr allzu viele sind."

Eine leise Berührung an ihrer Schulter ließ Gerda aufblicken, und sie sah in das milde Gesicht des Doktor Spörri, der sie durch einen leicht verständlichen Wink mit den Augen daran hinderte, dem Kranken zu antworten und sie damit zugleich zur Beendigung ihres Besuches aufzufordern schien. Zögernd wandte sie sich zum Gehen; Platenius aber erhob noch einmal, und, wie es scheinen wollte, mit viel geringerer Mühe als vorhin seine Hand und sagte, während Gerda's schlanke Finger dieselbe umschlossen: „Auf Wiedersehen denn! — Es ist so schön, auf etwas Köstliches hoffen zu dürfen, und daß Sie mir diese Möglichkeit gewährt haben, das werde ich Ihnen bis zum letzten Athemzuge danken, auch wenn der Hoffnung keine Erfüllung mehr folgen sollte."

Doktor Spörri machte der Wärterin ein Zeichen und bot der jungen Frau höflich seinen Arm, um sie über die hallenden Gänge bis in das Vestibule des Krankenhauses zurück zu geleiten.

„Wollen Sie mir Ihre Adresse geben, mein Fräulein, damit ich Sie regelmäßig über das Befinden des Kranken unterrichten kann?“ fragte er zuvorkommend; aber Gerda schüttelte heftig den Kopf, und sie fühlte die Röthe der Scham und des Schuldbewußtseins bis zur Stirn hinauf auf ihrem Antlitz brennen.

„Nein, nein, es bedarf dessen nicht; denn wenn Sie es mir gestatten, werde ich täglich und vielleicht mehrmals täglich hierher kommen, um mich selbst darnach zu erkundigen. Sie haben ja gehört, daß Doktor Platenius mich gebeten hat, meinen Besuch zu wiederholen, und Sie werden es mir nicht verwehren, dieser Bitte Folge zu leisten, nicht wahr?“

„Ich hoffe, daß mein ärztliches Gewissen mir gestatten wird, Ihren Wünschen zu entsprechen. Aber die überraschende Lebhaftigkeit und Theilnahme, welche der Kranke während Ihres Aufenthaltes in seinem Zimmer an den Tag gelegt hat, darf uns doch nicht so weit über seinen wirklichen Zustand täuschen, daß wir darum auch nur auf eine einzige gebotene Vorsicht verzichteten. Platenius ist schwer leidend; aber im Gegensatz zu meinen Kollegen halte ich sein Leiden noch nicht für so durchaus hoffnungslos, daß ich ihm unbedenklich jede Erregung gestatten möchte.“

Seine letzten Worte waren unzweifelhaft dazu bestimmt, die junge Dame mit einem tröstlicheren Ausblick in die Zukunft zu entlassen, als er sich ihr nach dem ganzen Verlauf ihres Besuches bis jetzt aufgethan haben konnte. Und Gerda bewies ihm durch einen dankenden Blick, daß sie seine gute Absicht ihrem vollen Werthe nach anerkenne, wenn sie auch außer Stande war, ihm zu

antworten und sich mit einem stummen Neigen des Hauptes rasch entfernte.

Die Vorstellung, daß es aller menschlichen Voraussicht und Wissenschaft nach ein Sterbender war, in welchem sie den Verlorenen und Todtgeglaubten wieder gefunden, war plötzlich mit so niederdrückender, zermalmender Schwere über sie gekommen, daß sie durch die engen Straßen der volkreichen Stadt dahin wandelte, ohne von dem Leben und Treiben um sie her mehr als einen ganz traumhaften, verschwommenen Eindruck zu gewinnen, und daß unter dem dunkeln Schleier unaufhaltsam heiße Thränen über ihre Wangen rannen.

Siebenzehntes Kapitel.

In Gesellschaft einer jungen Schweizerin, die zu ihrer Begleitung engagirt worden war, hatte Frau Holdheim mit Zittern und Zagen die Heimreise angetreten, während Gerda ihr nur bis über die verhängnißvolle Stätte des damaligen Zusammenstoßes hinaus das Geleit gegeben hatte. Welcher Natur die Gründe seien, von denen die junge Frau mit so zwingender Gewalt in Basel zurückgehalten wurde, hatte sie trotz alles Fragens und Drängens der Freundin nicht anvertraut, und so war zum ersten Mal etwas wie eine wirkliche Verstimmung zwischen den beiden Frauen gewesen, als sie sich trennten. Aber wie schmerzlich Gerda dies auch empfinden mochte, ihr Entschluß, den gegenwärtigen Aufenthaltsort nicht zu verlassen, konnte dadurch nicht für die Dauer eines Augenblicks erschüttert werden.

Sie behielt ihre Wohnung im Hotel, da sie durch die beträchtliche Summe, welche sie bei der Abreise von Berlin mit sich genommen, noch auf längere Zeit hinaus vor Geldsorgen vollständig geschützt war, und wie sie es

dem Doktor Spörri verheißen hatte, wanderte sie täglich zweimal nach dem Krankenhause, um aus dem Munde des menschenfreundlichen Arztes Auskunft über Platenius' Befinden zu erhalten.

An den beiden Tagen, die ihrem ersten Besuche folgten, hatte sie den Kranken nicht sehen dürfen, da auf die freudige Erregung jenes Wiedersehens eine sehr bedenkliche Reaktion in Gestalt neuer Bewußtlosigkeit und großer Schwäche eingetreten war. Dann aber war es ihr gestattet worden, sein Zimmer abermals zu betreten, und seitdem hatte sie ihre Besuche nun schon viermal wiederholt. Doktor Spörri hielt seine Anwesenheit dabei nicht mehr für erforderlich, und auch die Wärterin benutzte hier und da die günstige Gelegenheit, sich auf ein paar Minuten aus dem Zimmer zu entfernen. Aber die Gespräche, welche Gerda und der Kranke miteinander führten, hätten keines Zeugen Ohr zu fürchten brauchen, und wenn sie einander den Zustand ihrer Herzen doch mit jedem neuen Wiedersehen immer von Neuem verriethen, so geschah es gegen ihren Willen durch die Sprache der Augen, die ja in solchen Fällen seit dem Anbeginn der Welt viel tausendmal beredter sind als des feurigsten Redners Lippen. Von dem Vergangenen war fast niemals zwischen ihnen die Rede, wie oft sich auch Gerda vornahm, ihn wegen ihrer kleingläubigen Zweifel und wegen jenes abscheulichen Verdachtes um Verzeihung zu bitten, durch den sie ihr eigenes Leben so ganz verdorben und vergiftet hatte. Aber es klang ja aus jedem seiner Worte, es war ja aus jedem seiner Blicke zu lesen, daß er ihr längst vergeben habe, und daß es angesichts ihres Hierseins — im Grunde des Herzens fügte er vielleicht auch hinzu: angesichts seines nahen Todes — keiner peinlichen Auseinandersetzung mehr bedürfe über diese traurigen Irrthümer, die so schwer, ach, so schwer hatten gebüßt werden müssen.

Sie sprachen während der kurzen Viertelstunden, die sie da miteinander zubringen durften, überhaupt nur wenig von sich selbst, und wenn sie nicht in dem still beglückenden Schweigen der Liebenden beisammen saßen, sprachen sie zumeist von fremden, weit abliegenden Dingen, an denen ihre Gedanken oft in räthselhafter Uebereinstimmung just in dem nämlichen Moment haften geblieben waren.

Es war nichts Sündhaftes und Strafwürdiges in ihrem Thun, nichts Verdammenswerthes, als die große, verhängnißvolle Lüge, die Gerda auf ihrem Herzen lasten fühlte, und die sie oft wie eine Verbrecherin erbleichen und zu Boden blicken ließ, wenn sie Platenius' klare Augen mit der schwärmerischen, tief innigen Zärtlichkeit eines Betenden auf sich gerichtet sah.

An den beiden letzten Tagen hatte der Kranke eine gewisse Unruhe und Spannung gezeigt, die ihn selbst in Gerda's Gegenwart nicht ganz verließen, und als sie schüchtern eine Frage nach der Ursache derselben wagte, hielt er mit seiner Antwort nicht zurück.

„Schon vor vier Tagen habe ich durch Doktor Spörri meinem Vater schreiben lassen," sagte er, „und noch immer warte ich vergebens auf seine Antwort. Nun quält mich die Furcht, daß daheim etwas Schlimmes geschehen sein könnte. Die braven Alten hatten sich so sehr auf meine Heimkehr gefreut, wie wenig Ursache sie auch immer dazu haben mochten, daß ich die Besorgniß nicht los werden kann, die bittere Enttäuschung möchte Eines von ihnen auf das Krankenlager geworfen haben. Vielleicht ist auch gar schon eine derartige Hiobspost eingetroffen, und Doktor Spörri glaubt nur in falscher Schonung, sie mir vorenthalten zu müssen."

Gerda bemühte sich, ihn zu beruhigen, so gut sie es vermochte. Der Klang ihrer Stimme mußte wohl ganz besondere, sänftigende Gewalt über ihn besitzen, da sie ihn

dahin brachte, zu lächeln und die Besorgnisse, welche ihn anscheinend eben noch so sehr bedrückt hatten, zu vergessen.

Als ihn die junge Frau nach Ablauf der verhältnißmäßig kurzen Zeit, die ihr mit freundlicher Eindringlichkeit für die Dauer ihrer Besuche vorgeschrieben worden war, verließ, begegnete sie auf dem Gange dem Doktor Spörri, der sie neuerdings stets mit einer Art von achtungsvoller Herzlichkeit begrüßte. Sie theilte ihm die Besorgnisse des Kranken mit und auch den Argwohn, den er hinsichtlich einer etwaigen Verheimlichung der für ihn bestimmten Briefe hege.

Mit dem Ausdruck vollster Wahrhaftigkeit erwiederte ihr der Arzt: „Diese letztere Vermuthung wenigstens ist eine unbegründete; denn bis zu dieser Stunde ist eine Antwort auf meine an den Pastor Platenius gerichtete Zuschrift noch nicht eingetroffen. Ich vermag diese Verzögerung selbst nicht zu begreifen; aber Alles, was ich zur Beruhigung unseres armen Patienten thun kann, besteht darin, daß ich mich durch eine nochmalige Anfrage vergewissere, ob mein Schreiben richtig in die Hände des Pastors gelangt ist."

„Und was war es, das Sie ihm mittheilten, Herr Doktor? Ich hoffe, Sie haben ihm nicht den Glauben an die Wiederherstellung seines Sohnes genommen."

Doktor Spörri sah der Fragenden in's Gesicht, und es war noch mehr herzliche Güte als sonst in seinen Worten, da er erwiederte: „Ich habe ihm geschrieben, daß ärztliche Kunst hier bitter wenig vermöge, und daß die letzte Entscheidung allein in der Hand des Höchsten liege; aber ich habe auch hinzufügt, daß der Kranke neuerdings einen Arzt gefunden habe, der allem Anschein nach viel mehr vermöge, als wir Anderen mit unserer kümmerlichen medicinischen Wissenschaft, einen Arzt, auf dessen in keiner

Pharmakopöe verzeichneten Zaubermittel ich meine besten Hoffnungen setzte."

Ahnungslos hielt Gerda seinen auf sie gerichteten Blick aus und mit unverhehltem Erstaunen fragte sie: „Ein Arzt, von welchem weder Doktor Platenius noch Sie selbst mir bisher gesprochen haben? Darf ich nicht erfahren, wer das ist?"

„Sie selbst, mein liebes, verehrtes Fräulein, sind dieser Wunderdoktor, der schon jetzt einige der meistgepriesenen Mixturen unseres Arzneischatzes kläglich hat zu Schanden werden lassen. Ich denke natürlich so wenig daran, Ihnen ein Kompliment zu machen, als ich Ihnen und mir trügerische Hoffnungen erwecken möchte; aber ich kann's Ihnen darum doch zugestehen, daß Ihre bisherigen Besuche von einer fast unbegreiflich günstigen Wirkung auf den Kranken gewesen sind. Das durch die Blutvergiftung erzeugte Grundleiden freilich konnte dadurch nicht unmittelbar beeinflußt werden; diejenige Komplikation indessen, welche uns für den Augenblick am meisten beunruhigen mußte: die von der Eisenbahnkatastrophe und den unerhörten Anstrengungen nach derselben herrührende Erschütterung des ganzen Nervensystems, hat in den letzten Tagen so viele ihrer bedrohlichsten Symptome verloren, daß der wohlthuende Einfluß Ihres Erscheinens für mich außer jedem Zweifel steht. Wie ich Ihnen am ersten Tage eigentlich nur auf die Fürsprache hin, die Ihr liebes Gesichtchen für Sie einlegte, nach hartem inneren Kampfe und mit schwerem Herzen die Erlaubniß ertheilte, Platenius zu besuchen, so würde ich heute sicherlich kein Mittel der Ueberredung unversucht lassen, Ihren Sinn zu ändern, wenn Sie etwa plötzlich die Absicht hegen sollten, Ihre heilbringenden Besuche einzustellen."

Ein unbeschreibliches Glücksgefühl hatte Gerda's Brust durchströmt, als Doktor Spörri so zu ihr sprach, und

erst, als sie bereits einen Theil ihres Heimweges zurückgelegt, raunte ihr etwas wie die Stimme eines unsichtbaren Verfolgers in's Ohr: „Auf eine Lüge ist dies Alles aufgebaut, auf eine Lüge, die durchsichtiger und zerbrechlicher ist als eine Seifenblase. Ein Windeshauch wird sie zerplatzen machen, und Platenius wird sterben an der Nothwendigkeit, Dich verachten zu müssen."

All' ihre stolze Freudigkeit war mit einem Mal dahin, und das Herz war ihr schwerer denn je, da sie sich anschickte, die Treppe zu ihren Zimmern zu ersteigen. Noch hatte sie den ersten Stock nicht erreicht, als sich die Thür des dort gelegenen Speisesaales öffnete und einige heiter plaudernde Herren auf den Flur hinaustraten. Die Stimme des Einen schlug Gerda seltsam bekannt an das Ohr, aber obwohl sie sich nicht auf der Stelle zu erinnern vermochte, wo sie dieselbe bereits vernommen, erweckte sie ihr doch zugleich die unangenehme Empfindung, daß diese Stimme mit irgend einem traurigen Vorkommniß ihres Lebens in engster Verbindung stehen müsse. Sie suchte nach einer Möglichkeit, den Herabkommenden auszuweichen; aber es war zu spät dazu, denn schon hatten dieselben sie erspäht, und während der Eine der Beiden, augenscheinlich durch ein hastig geflüstertes Wort seines Begleiters veranlaßt, mit höflichem Gruß vorüberging, verbeugte sich der Andere gegen Gerda und sagte: „Ich weiß nicht, gnädige Frau, ob Sie sich meiner noch erinnern, aber ich hoffe es um so eher, als es mir ja an einem für Sie sehr bedeutsamen Tage vergönnt war, Ihnen vorgestellt zu werden."

Nun hatte Gerda ihn allerdings erkannt, und nun wußte sie auch, warum ihr der Klang seiner Stimme so unangenehm gewesen war; denn in ihm sah sie jenen Zeugen ihrer Civiltrauung wieder, der mit der behaglichsten Miene von der Welt die Neuigkeit von Reimar

Platenius' angeblichem Tode erzählt hatte. Aber sie war verständig genug, den ahnungslosen Mann nicht mehr verantwortlich zu machen für den tiefen Schmerz, den er ihr an jenem ohnedies so leidvollen Tage bereitet, und wie widerwärtig ihr auch der Zufall dieser Begegnung sein mochte, ließ sie ihn doch in der freundlich-ernsten Antwort auf seine Anrede nichts von diesem Verdruß bemerken.

Ihre Erwartung aber, daß Walter Jasmund's Freund sich damit begnügen und seinen Weg fortsetzen würde, erfüllte sich nicht. Der junge Kaufmann zauderte, als ob er auf eine Frage aus Gerda's Munde gefaßt sei, und da dieselbe ausblieb, sagte er: „Als mir und meinem Freunde die Auszeichnung zu Theil wurde, den glücklichsten Augenblicken Ihres Lebens beizuwohnen, da ahnten wir wahrlich Beide nicht, daß unseren herzlichen Wünschen die Erfüllung so grausam versagt sein würde, und daß ich wenige Wochen später bereits Veranlassung haben sollte, Sie meiner innigen Theilnahme an einem schweren Mißgeschick zu versichern."

Gerda sah den Sprechenden erstaunt und verständnißlos an. Selbst wenn er von der Beschaffenheit ihrer ehelichen Verhältnisse als Jasmund's Freund Kenntniß erlangt hatte, schien es ihr doch undenkbar, daß er wagen sollte, ihr gegenüber so von denselben zu sprechen.

„An einem schweren Mißgeschick?" wiederholte sie darum, indem sie fast unwillkürlich eine stolzere, kühl ablehnende Haltung annahm. „Sollten Sie da nicht irgendwie das Opfer eines Irrthums geworden sein, mein Herr?"

Die Reihe zu erstaunen war nun an dem Anderen, und nur die Verwirrung, in welche ihre unerwartete Antwort ihn versetzt hatte, mochte die Schuld daran tragen, wenn er ziemlich ungeschickt herausfuhr: „Ich bitte um Verzeihung; aber ich konnte natürlich nichts

Anderes glauben, als daß die schwere Erkrankung Ihres Gatten auch von Ihnen als ein Unglück empfunden worden sei! Ihre Anwesenheit an diesem Orte hätte mich freilich sogleich davon überzeugen sollen, daß inzwischen eine überraschende Besserung in dem Befinden des armen Jasmund eingetreten sein müsse."

Gerda war auf das Heftigste erschrocken, denn jedes Wort dieses Mannes, der ihr ein fast völlig Fremder war, hatte sie gleich einem vernichtenden Vorwurf getroffen. Offenbar wußte er nicht, daß sie schon seit dem Tage der Hochzeit von ihrem Gatten getrennt war, und die anscheinend ganz aufrichtig gemeinte Vermuthung, mit welcher er seine letzte Aeußerung geschlossen hatte, bewies am besten, wie er ihre Handlungsweise beurtheilen würde, wenn sie ihn nun die Wahrheit oder doch einen Theil der Wahrheit errathen ließe. Aber sie gewann es trotzdem nicht über sich, ein unwürdiges Versteckenspiel aufzuführen, nur um sich die Pein einer Beschämung zu ersparen, und die verdutzte Miene des Anderen hielt sie nicht ab, ihm zu bekennen, daß sie in diesem Augenblick zum ersten Mal von einer Erkrankung ihres Gatten Kunde erhalte.

Zögernd, als hege er insgeheim noch immer die Besorgniß, daß sie nur ihren Spott mit ihm treiben wolle, erzählte ihr der Kaufmann das Wenige, das er selbst von dem Schicksal Walter Jasmund's wußte und das sich im Wesentlichen auf die Thatsache seiner schweren Erkrankung beschränkte. So wenig er auch die Sachlage begriff, hielt er es doch für seine Pflicht, sich dabei einer möglichst schonenden Ausdrucksweise zu bedienen; aber er konnte schließlich auf Gerda's dringende Fragen nicht verschweigen, daß man ihm noch zwei Tage vor seiner Abreise von Berlin an der Börse gesprächsweise mitgetheilt habe, der Zustand Walter Jasmund's gelte als vollkommen

hoffnungslos und die Firma werde demnächst liquidiren müssen.

„Natürlich wird das eine starke Uebertreibung gewesen sein," fügte er abschwächend hinzu, „wie man ja die Börsenneuigkeiten niemals so genau auf ihre Wahrhaftigkeit hin —"

Er konnte sich den Schluß seiner Rede schenken; denn er hatte keine Zuhörerin mehr dafür. Mit einigen halblaut gemurmelten, unverständlichen Worten, die wahrscheinlich eine Danksagung in sich schließen sollten, war Gerda plötzlich an ihm vorüber die Treppe hinauf geeilt, und das ungestüme Zuschlagen einer Thür verrieth ihm, daß sie sich in ihr Zimmer geflüchtet habe.

Kopfschüttelnd gesellte er sich wieder zu seinen unten harrenden Bekannten, um während ihres gemeinsamen Spazierganges den merkwürdigen Fall des Langen und Breiten mit ihnen zu besprechen, und um dabei endlich zu dem tiefsinnigen Schluß zu gelangen, daß das Heirathen selbst dann eine Uebereilung und eine offenbare Thorheit sei, wenn es sich dabei um ein weibliches Wesen von dem Aussehen und dem Gebahren eines leibhaftigen Engels handle.

Die junge Frau aber, deren bei diesen Erörterungen in so wenig schmeichelhafter Weise gedacht wurde, kümmerte sich in diesen Augenblicken sehr wenig um die gute oder schlechte Meinung gleichgiltiger Menschen. Sie war auf einen Stuhl neben dem Fenster ihres Wohnzimmers niedergesunken und starrte mit thränenleeren, brennenden Augen vor sich hinaus, während ihren Körper zuweilen ein Zittern überlief, wie wenn sie vor irgend einer entsetzlichen Vorstellung in tiefster Seele erschauerte.

Die Hotelglocke läutete zum Diner, aber sie achtete dieser Mahnung nicht, und als eine halbe Stunde später das muntere Stubenmädchen den Kopf zur Thür hereinstreckte,

um sie zu erinnern, daß die Mittagstafel schon über die ersten Gänge hinaus sei, schüttelte sie nur in stummer, energischer Ablehnung den Kopf. Stundenlang blieb sie unbeweglich auf ihrem Platze; dann ging sie mit müden Bewegungen zum Schreibtisch, legte sich einen Briefbogen zurecht und begann zu schreiben. Aber sie mußte wenig zufrieden sein mit dem, was ihre hastig jagende Feder da auf das Papier geworfen, denn als sie die vier eng beschriebenen Seiten noch einmal durchlesen hatte, riß sie mit zuckenden Lippen das Blatt in hundert kleine Stücke, ohne den vernichteten Brief dann noch einmal zu beginnen. Sie klingelte, um sich ein Glas Wein und einige Biscuits bringen zu lassen, aber mit Widerwillen schob sie das Glas sogleich wieder zurück, als sie ihre Lippen nur mit wenig Tropfen genetzt hatte.

Schlummerlos fand die hereinbrechende Nacht sie auf ihrem Lager, und schlummerlos auch der aufdämmernde Morgen. Als die Sonne, die gluthroth über den Schweizer Bergen emporgestiegen war, ihre ersten goldenen Strahlen in das Schlafzimmer sandte, richtete die junge Frau sich in ihrem Bett empor und faltete, das blasse, übernächtige Gesicht der herrlichen Königin des Tages zugewendet, ihre schlanken Hände. Wohl niemals hatte sie so heiß und inbrünstig gebetet, als jetzt, da sie den unsichtbaren Lenker der Welten anflehte, ihr den Weg zu weisen, den sie zu wandeln habe. Aber es geschah kein Zeichen, daß ihr Gebet Erhörung gefunden habe; rathlos und muthlos wie zuvor ließ sie das Köpfchen sinken, müde und langsam kleidete sie sich an, und ein Gefühl namenloser Verlassenheit legte sich mehr und mehr mit erstickender Schwere auf ihre Seele.

Noch war der junge Tag nicht weit vorgerückt, als ein Klopfen an die Thür ihres Wohnzimmers — unverkennbar von einer kräftigen Männerhand herrührend — Gerda betroffen aufhorchen ließ. Fest überzeugt, daß es

sich nur um irgend eine neue Pein handeln könne, suchte sie sich noch einmal mit ihrer ganzen Widerstandskraft zu wappnen, ehe sie den Einlaßheischenden eintreten ließ. Aber obwohl der grauhaarige Mann, der da hoch und stattlich auf der Schwelle erschien, ihr ein Fremder war, fühlte sie doch, noch ehe er den Mund zum Gruße geöffnet hatte, daß ihr von diesem unmöglich ein Leid widerfahren könne. Ein ernstes, wie von leichter Traurigkeit beschattetes und doch unbeschreiblich mildes und gütiges Gesicht wandte sich ihr zu. An den großen, klaren Augen, die aus diesem schönen Greisenantlitz leuchteten, würde sie ihn erkannt haben, auch wenn er ihr seinen Namen nicht genannt hätte; denn solche Augen hatte es für Gerda bis jetzt nur ein einziges Mal auf Erden gegeben.

„Ich bin der Pastor Platenius," sagte er, „und wenn ich zu einer so frühen Stunde zu Ihnen komme, mein liebes Fräulein, so müssen Sie das einem Vater zu Gute halten, dessen Herz des Dankes voll ist gegen die Wohlthäterin seines beklagenswerthen Sohnes. Lassen Sie mich Ihre Hand ergreifen, diese sanfte, gütige Hand, die vielleicht dazu berufen ist, von dem Haupte eines alten Mannes den schwersten Schlag abzuwenden, der es hier auf Erden noch zu treffen vermöchte."

Wohl hatte ihm Gerda ihre Hand überlassen, aber bei dem warmen Druck der seinigen durschauerte es sie wie schmerzliches Entsetzen. Riesengroß und fürchterlich stand das Gespenst ihrer Lüge plötzlich vor ihr, und sie erschien sich wie eine jämmerliche Diebin, die den Dank dieses ehrwürdigen Greises auf die schimpflichste Art erschlichen und gestohlen habe.

„Sie erweisen mir viel zu große Freundlichkeit, Herr Pastor," brachte sie mit bebenden Lippen unsicher hervor. „Ich habe in Wahrheit nicht den geringsten Anspruch auf Ihren Dank."

„Nein, nein, versuchen Sie nicht, Ihr Verdienst in allzu großer Bescheidenheit zu verringern und zu schmälern. Nicht nur aus dem Munde meines armen Sohnes, sondern auch von dem Arzt, der ihn behandelt, weiß ich, wie segensreich Ihre edle Antheilnahme auf ihn gewirkt hat. Mein erster Weg nach dem Verlassen des Spitals mußte darum der Weg zu Ihnen sein, und es würde mich aufrichtig schmerzen, wenn Sie mir wehren wollten, Ihnen wieder und wieder zu danken. Ist das doch leider im Augenblick Alles, was ich thun kann, Ihre Großmuth zu vergelten."

Die Qual dieser Situation noch länger zu ertragen, ging über Gerda's Kraft, und zugleich mit dieser Gewißheit erfaßte sie ein sehnsüchtiges, unwiderstehliches Verlangen, all' ihr Leid und all' ihre Zweifel rückhaltlos auszuschütten in ein theilnehmendes Menschenherz, und einem edlen Menschen die Entscheidung anheim zu geben über ihr Geschick. Härter als sie selbst sich verurtheilte, konnte auch er sie ja nicht verdammen, und keine Buße, die er ihr auferlegen mochte, konnte grausamer sein als die Qualen, welche sie seit dem gestrigen Mittag ertragen.

„Und doch muß ich wiederholen, daß ich Ihren Dank so wenig verdiene, wie den gütigen Ton, in welchem Sie zu mir sprechen," sagte sie mit muthiger Entschlossenheit. „Ich habe Ihren Sohn belogen, wie ich den menschenfreundlichen Arzt belogen habe, der Ihnen meine vermeintlichen Verdienste gerühmt hat. Ich bin nicht Diejenige, für welche Sie Alle mich halten, und vielleicht werden Sie schmerzlich bereuen, einer Unwürdigen die Ehre Ihres Besuches erwiesen zu haben, wenn Ihnen mein Verschulden in seiner ganzen Größe bekannt geworden ist."

Das Gesicht des alten Geistlichen war vielleicht noch um ein Geringes ernster geworden, aber es hatte darum nichts von seinem milden, ermuthigenden Ausdruck verloren.

„Gewiß nicht, mein liebes Fräulein," entgegnete er mit sanfter Ruhe, „die Bedrückten und Unglücklichen aufzusuchen ist ja mein Beruf, und für den, der in den Herzen der Menschen zu lesen versteht, ist gar Mancher, den die ganze Welt als schuldig verurtheilt, nichts Anderes, denn ein beklagenswerther Unglücklicher. Wenn Sie mich solchen Vertrauens für würdig halten, so bitte ich Sie, zu mir zu sprechen, wie eine Tochter zu ihrem Vater spricht."

Und Gerda zögerte nicht, seiner Aufforderung Folge zu leisten. Als sie damit begann, ihm ihren wirklichen Namen zu nennen, fiel ihr der Pastor noch einmal in die Rede, indem er mit einem Ausdruck leichten Erstaunens sagte: „Darum also wurde es mir so schwer gemacht, Sie aufzufinden! Weder meinem Sohne noch dem Doktor Spörri hatten Sie Ihre Wohnung angegeben; der Letztere aber hatte Sie wiederholt in dies Hotel eintreten sehen, und Beide hatten mir Ihre äußere Erscheinung so genau beschrieben, daß ich gleich bei meinem Eintritt in das Zimmer sicher war, die Rechte gefunden zu haben, obwohl mir der Besitzer des Hotels betheuert hatte, wohl eine Frau Gerda Jasmund, nicht aber ein Fräulein Gerda Hornstein zu beherbergen. Ich hatte keine Ursache, mir über diesen scheinbaren Widerspruch den Kopf zu zerbrechen; nun aber erklärt er sich freilich anders, als ich es erwarten konnte."

Er ermunterte sie durch einen Wink, fortzufahren, und die junge Frau verschwieg ihm keinen irgendwie bedeutsamen Umstand aus der Leidensgeschichte ihres jungen Lebens. Von dem Tage ihres ersten Zusammentreffens mit Reimar Platenius an bis zu der kurzen Unterredung, die sie gestern auf der Hoteltreppe mit dem Freunde ihres Gatten gehabt, erzählte sie ihm ohne Beschönigung und Uebertreibung Alles, was sich auf ihre unglückselige Hei-

rath mit Walter Jasmund bezog. Sie schilderte ihm den abscheulichen Betrug, dessen Opfer sie geworden war, aber sie verhehlte auch nicht, einen wie großen Antheil ihr unwürdiges Mißtrauen, ihr thörichter Trotz und ihre kindliche Unüberlegtheit an der traurigen Gestaltung ihres Schicksals gehabt hatte. Sie machte keinen Versuch, die Lüge zu entschuldigen, durch welche sie sich ihrer eigenen Ueberzeugung nach allein den Zutritt zu Reimar Platenius' Krankenzimmer verschafft hatte, und sie ließ den Vater des geliebten Mannes einen so tiefen Blick in die hilflose Zerrissenheit ihres Herzens thun, wie sie ihn vorher noch keinem Menschen gestattet hatte.

In immer gleicher, ruhiger Aufmerksamkeit hörte der Pastor ihrem Geständniß bis zum letzten Worte zu. Dann aber, als Gerda in neu hervorbrechender Verzweiflung das Gesicht in den Händen verbarg und laut aufschluchzend fragte: „Wer zeigt mir nun den Weg, den ich zu gehen habe? Was um Gottes willen, was soll ich thun?"

Da legte er ganz sanft und leise seine Hand auf ihren Scheitel und sagte: „Ihr eigenes Gewissen, mein armes Kind, hat Ihnen ja längst Antwort gegeben auf diese Frage! Und wenn ich auch recht wohl begreife, daß etwas in Ihnen ist, was Sie verhindern möchte, nach dieser Gewissensmahnung zu handeln, so dürfen Sie es doch nicht Herrschaft gewinnen lassen über die bessere Regung Ihres Herzens. Seien Sie stark und muthig, und glauben Sie einem alten Manne, daß auf Erden nirgends Frieden zu finden ist, als in getreuer Pflichterfüllung. Ihre heiligste, Ihre einzige Pflicht ist es, heimzukehren zu Ihrem angetrauten Gatten, und in hingebender Pflege ihm allein Ihre Samariterdienste zu weihen."

Gerda erhob ihr von Thränen überströmtes Gesicht und blickte starr in die ernsten, milden Züge des alten Mannes.

„Und Sie sind es, der mir so rathen kann — Sie? — Wissen Sie auch, was mir der Arzt noch gestern sagte? — Er sagte mir, daß Ihr Sohn sterben werde, wenn ich meine Besuche einstellte.“

Das graue Haupt des Pastors sank ein wenig tiefer zur Brust herab, aber seine Stimme klang sanft und ruhig wie zuvor, als er erwiederte: „Er wird daran sterben — ich glaube es selbst; denn die Liebe zu Ihnen ist es, die ihn mit neuem Lebensmuth und neuer Lebensfreudigkeit erfüllte. Es sieht nicht aus, als ob er noch Kraft genug hätte, solche Enttäuschung zu verwinden. Aber was ihn vielleicht retten könnte, wäre eine Sünde, eine schwere, unverzeihliche Sünde — und nicht um diesen Preis soll er gerettet werden.“

„Und ich soll ihn nicht mehr sehen,“ flehte die junge Frau, „nie mehr — nie mehr? Ich soll kein letztes Lebewohl mit mir hinwegnehmen, kein Wort der Vergebung von seinen Lippen?“

„Er vergibt Dir, meine Tochter, er vergibt Dir so gewiß, wie Gott Dir vergibt um Deiner Liebe und um Deiner Buße willen. — Aber es ist besser für ihn und Dich, wenn er Dich nicht mehr sieht! — Ich will ihm Deine letzten Grüße bringen, und ich will Dir ein getreuer Fürsprecher bei ihm sein.“

Er hatte die Knieende aufgehoben, und während seine Lippen ihre Stirn berührten, fiel eine Thräne heiß auf ihre Wange.

Diese brennende Thräne aber meinte Gerda noch immer zu fühlen, als sie um die Mittagszeit des nämlichen Tages gen Norden fuhr, still, ohne Hoffnung wie ohne Furcht, und mit leerem, erstorbenem Herzen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Vermählten.

Novelle

von

Schmidt-Weißenfels.

(Nachdruck verboten.)

1.

Graf Egon v. Altringen fuhr mit seinem feurigen Zweigespann aus dem Schloßhofe. Vom offenen Erkerfenster ihres Gemaches blickte ihm seine junge Gemahlin nach, einen wehmüthigen, fast düsteren Zug in ihrem feinen, schmalen, von hellblondem Haar umgebenen Gesicht. In dem Lichtblau ihrer großen Augen schimmerte es feucht; eine Thräne drängte sich hervor. Sie erwartete, daß Egon zu ihr hinaufblicken, ihr vor der Abfahrt noch einen Gruß zusenden werde, sei er auch nur leicht und flüchtig. Sie wünschte noch mehr — daß er nicht ausfahre, daß er das Gartenfest nicht besuche, zu dem er und sie vom Kommerzienrath v. Kühne auf Schloß Urgenstein eingeladen worden waren. Aber er fuhr mit sichtlicher Ungeduld und in Unmuth über sie, die zurückblieb, davon.

Sinnend schaute sie seinem Gefährt nach, bis es in der Staubwolke auf der Landstraße verschwand. In der Sonnengluth eines wolkenlosen Julinachmittags ruhte die weite Feldmark mit goldigen Kornfeldern, abgegrenzt durch einspringende dunkle Parthien von Tannenwald, und in einiger Ferne durch die Höhenzüge des schwäbischen Algäu.

Ihr thränenumflorter Blick schweifte in die Ferne;

wie sehnsuchtsvoll hing er an den, im bläulichen Dunst sich abhebenden Bergen, hinter denen ihre bayerische Heimath lag, wo das Schloß ihrer Väter stand, in dem die Eltern mit ihren noch jugendlichen Geschwistern wohnten.

Seufzend trat endlich Gräfin Thilda vom Fenster zurück, schloß es und schritt in dem kühlen Gemach mit der alten, traulichen Einrichtung auf und nieder. Eine schöne Ulmer Dogge lag auf dem Fußboden neben ihrem mit Büchern, Zeitschriften und Papieren bedeckten Schreibtisch, und hob jetzt ihren Kopf mit den klugen, treuen Augen fragend zu ihr auf.

Die Herrin bemerkte es; sie streichelte den Kopf des Hundes und sagte herzbewegt zu ihm: „Du allein, Du allein, Minkas, bist hier mein Freund. Du verstehst mich — ach, warum kannst Du nicht sprechen!"

Minkas drückte seinen Kopf gegen ihr knisterndes, braunseidenes Kleid, und als die Gräfin sich nun wieder von ihm abwandte und an ihrem Schreibtisch Platz nahm, beobachtete er aufmerksam ihre Bewegungen.

Sie holte aus dem Kasten des Tisches ein starkes, gebundenes Schreibbuch hervor, blätterte erst darin, überlas manche Schriftstelle und ergriff dann die Feder, um Weiteres hineinzuschreiben.

Es war ihr Tagebuch. Sie führte es seit einigen Monaten mit großer Sorgfalt. Ihm vertraute sie die Gedanken an, die Empfindungen, welche in ihren einsamen Stunden über sie kamen, und es waren nicht die einer glücklichen jungen Frau.

Seit drei Jahren war sie vermählt. Ihre Eltern hatten den Bund mit der Mutter Egon's abgeschlossen, ohne daß die jungen Leute weiter um ihre Zustimmung befragt worden waren. Die beiden Familien standen in verwandtschaftlichem Verhältniß zu einander, erfreuten sich beiderseits wohlgeordneter Vermögenszustände, und da die

verwittwete Gräfin v. Altringen ihren einzigen Sohn gern hatte verheirathen wollen, um ihn seinem allzu ungebundenen Genußleben zu entziehen, so waren ihre bayerischen Verwandten bereitwillig gewesen, ihm ihre älteste Tochter Mathilde zur Ehe zu geben.

Eine gegenseitige Zuneigung der Verlobten war nicht vorhanden gewesen. Graf Egon zählte noch keine dreißig Jahre, und war er auch bei seiner Schwächlichkeit und unscheinbaren Figur nicht gerade als eine schöne männliche Erscheinung zu bezeichnen, so besaß er doch angenehme Manieren und einen unverdorbenen Charakter trotz aller Blasirtheit, mit der er die Welt und die Menschen zu behandeln liebte. Seine Base Mathilde war ebenfalls keine Schönheit zu nennen; ihre sehr schlanke und allzu schmächtige Persönlichkeit entbehrte der Anmuth und machte einen etwas krankhaften Eindruck. Aber sie war jung und konnte sich körperlich noch zu ihrem Vortheil entwickeln; sie hatte Güte und Unerfahrenheit des Herzens, Bildung des Geistes und anspruchslosen, häuslichen Sinn, so daß sie wohl einem noch jungen und sich ihr widmender Mann ein glückliches Hauswesen hätte gestalten können.

Indessen waren die drei Jahre der Ehe verlaufen, ohne Mann und Frau einander viel näher zu bringen. Die Neigungen Graf Egon's widersprachen denen Thilda's zu sehr, um ihre fein besaitete Natur dafür gewinnen zu können, und er fand sie so langweilig, daß er über die Gleichgiltigkeit, mit der er sie sich hatte antrauen lassen, nicht hinauskam. Wäre es ihr vergönnt gewesen, ihm ein Kind zu schenken, so würde dieses dritte Glied der Familie vielleicht eine wohlthätige Vermittelung zwischen Vater und Mutter gebildet haben, wozu weder die stumme Klage der Einen über ihr liebearmes Dasein, noch die Verdrießlichkeit des Anderen über sein eintöniges Eheleben geeignet war.

So lebten sie nicht mit-, sondern nebeneinander, im Innern einander fremd gegenüberstehend, wenn auch äußerlich ohne Zwist. Er beobachtete sowohl in der Residenz, wenn sie den Winter da im Hause seiner Mutter verlebten, wie auf dem ihm als Erbe zugefallenen oberschwäbischen Familienschloß Altringen, wo sie im Sommer sich aufhielten, die seiner Gemahlin gebührenden Rücksichten, ohne aber seinen Liebhabereien Zwang anzuthun; und sie suchte ihren Trost über die Oede ihres Seelenlebens in Beschäftigung mit Literatur und aus Liebhaberei betriebenen Künsten. Je mehr er sein Vergnügen außerhalb des Hauses, auf Jagden, in Zechereien mit seinen Jugendfreunden oder mit benachbarten Gutsherren suchte, desto mehr flüchtete sie vor den Berührungen mit der gesellschaftlichen Welt und zog sich in ihre Vereinsamung zurück.

Nach dem Mittagessen an diesem Tage hatte er ihr gesagt, daß er eine Einladung nach dem nahen Urgenstein erhalten habe und da bis zur Nacht bleiben werde.

„Der Kommerzienrath gibt ein Sommerfest," hatte er hinzugefügt. „Du gehst ja natürlich doch nicht mit."

„Nein, nein," war ihre schnelle Antwort gewesen, „ich mag die Bekanntschaft mit dieser Familie nicht weiter pflegen."

„Warum denn nicht? Man muß auf dem Lande nicht so heikel sein, sonst hat man gar keine Geselligkeit. Dieser neu geadelte Herr Kühne, der sich den alten Rittersitz Urgenstein gekauft und mit schweren Kosten zu einem wohnlichen Sommersitz hat ausbauen lassen, ist freilich ein protziger Emporkömmling, und seine Frau paßt zu ihm; aber sie haben Besuch bei uns gemacht und den muß man doch erwiedern. Nun, ich werde Dich entschuldigen. Deine Nerven gestatten gesellschaftliche Freuden ja nicht."

Er hatte diese letzten Worte so ironisch, so mißächtlich gesprochen, daß sie sich tief verletzt fühlte. Mit einem Ton der Bitterkeit, der ihr sonst fremd war, entgegnete sie: „Ja, ja, meine Nerven! Es ist besser, daß ich allein bleibe. Hoffentlich wirst Du auf Urgenstein das Vergnügen finden, das Du suchst."

Er zuckte ärgerlich die Achseln und wollte gehen.

„Die Tochter des Herrn v. Kühne," setzte sie schnell hinzu, wie von einer plötzlich über sie gekommenen und unwiderstehlich zum Ausdruck drängenden Empfindung getrieben, „ist schon geeignet, Interesse zu erregen."

Der Graf warf einen forschenden Blick auf seine Frau, die ihre Erregung zu beherrschen versuchte.

„Wie meinst Du das?" fragte er scharf.

„Nun, es ist ganz auffällig, wie ihr Wesen gegen das ihrer Eltern absticht — hast Du dies nicht auch gefunden? Kaum glaublich, wie sie in dieser Atmosphäre so viel Natürlichkeit, Liebenswürdigkeit und Geist gewonnen hat. In der That, sie machte mir den Eindruck eines fein empfindenden und gebildeten Mädchens. Mit ihr würde ich auch — um Deinetwillen — Umgang pflegen."

„Auch?" stieß Egon hervor. „Um meinetwillen?" Und mißächtlicher noch wie zuvor fuhr er fort: „Wahrhaftig, ich glaube, Du willst Dich durch Eifersucht interessant machen! Wozu solche unnütze Spielerei?"

Damit hatte er das Wohnzimmer verlassen. Sie war darnach in einen Sessel gesunken, um sich auszuweinen. Sie bereute, was sie gesagt; aber nun es geschehen war, hätte sie es nicht wieder zurücknehmen wollen. Ihr war, als werde sie aus diesem Anlaß, weil er ihr ernster als jeder andere bisher in ihrem Eheleben vorgekommene erschien, eine Auseinandersetzung mit ihrem Manne haben, der sie einander näher bringe. So viel hatte sie seit Jahr und Tag auf ihrem Herzen, ohne je die Willens-

kraft zu finden, es ihm mitzutheilen. Jetzt meinte sie, dieselbe zu haben. War wirklich die Eifersucht der Antrieb dazu, so ließ sie es gelten; dann konnte Egon endlich erkennen, daß sie seine Liebe verlange.

Aber er hatte es nach dem Gespräche vermieden, wieder mit ihr zusammenzukommen, und war davon gefahren ohne Abschied. So mußte sie, wie immer, ihr Herzeleid ihrem Tagebuche anvertrauen.

Nicht lange schrieb sie darin, dann warf sie die Feder hin und schellte. Der eintretenden Zofe befahl sie, ihr Hut und Shawl zu bringen. Sie that es kürzer und schroffer, wie es sonst bei der Güte ihres Charakters ihre Gewohnheit war, so daß die Zofe befremdet darüber wurde.

„Frau Gräfin werden ausgehen?"

„Ja."

„Aber es zieht ein Gewitter auf, gnädige Frau."

„So hole mir den Regenschirm."

„Soll der Diener Ihnen damit folgen?"

„Fragen Sie nicht darnach. Wenn ich ihn wünsche, werde ich es schon befehlen."

Sie rief, als sie mit Hut, Shawl und Schirm sich zum Ausgang gerüstet, ihre Dogge und stieg die Treppe hinab. Hinter dem auf einer Anhöhe frei gelegenen Schloß und Garten zog sich, vom Fluß auf der Seite gegen das kleine, zur Herrschaft Altringen gehörige Dorf begrenzt, ein langer und wohlgepflegter Park in's Thal. Durch seinen einsamen Hauptweg schritt sie dahin. Hier spürte man unter den hohen Ulmen und Tannen nicht die Gewitterschwüle.

Sie gelangte an's Ende des Parkes und öffnete mit dem Schlüssel, den sie stets bei sich trug, die Ausgangsthür. Durch die Felder setzte sich dann der Weg fort.

Als sie dort im Freien war, hob sie ihren Blick zum

Himmel, denn die Sonne hatte sich verdunkelt; im Westen stand drohend das graue Gewölk, und auch der Donner grollte schon herüber. Sie zögerte gleichwohl nicht, ihren Spaziergang weiter fortzusetzen. Es stürmte in ihr, es trieb sie mit heißem Blut, mit klopfendem Herzen, mit glühenden Schläfen vorwärts, Minkas immer dicht hinter sich als stolzen Wächter, der kein Auge von seiner Herrin abwandte. Hastig lief sie dahin, wie wenn sie Eile habe, ein Ziel zu erreichen.

Landleute begegneten ihr und grüßten sie ehrerbietig. Die Gräfin ging mit schnellen Schritten weiter durch die Markung. Große Tropfen fielen, dann strömte es vom Himmel, und Alles war in Dunst und Regengrau gehüllt. Sie achtete es nicht. Unter ihrem aufgespannten Schirm, den schwarzseidenen Shawl um ihren Leib geknüpft, trotzte sie in einer wilden Lust dem Unwetter. Sie eilte dem Walde zu, der sich vor ihr auf einer Welle des Landes erhob. Ihre Gedanken, die sie trieben, richteten sich darüber hinaus — nach Urgenstein, das hinter jenem Walde am Flusse lag, etwa zwei Stunden von Altringen entfernt. Dort war Egon, dort vergnügte er sich jetzt in der Gesellschaft des reichen Fabrikanten aus der Hauptstadt, der im Sommer freigebig den Landbaron auf dem alten, neu hergerichteten Schlosse spielte. Was konnte Egon Anderes dahin ziehen, als die schöne und geistvolle Tochter des Emporkömmlings, den er selbst so abfällig beurtheilte? Ja, Gräfin Thilda gestand es sich jetzt fort und fort: sie war eifersüchtig auf jenes Mädchen. Warum sonst krampfte sich ihr das Herz zusammen, wenn sie daran dachte, daß er in deren Gesellschaft sei?

Aber was hatte sie eigentlich im Sinne? Wollte sie, wie sie war, zu Fuß bis nach Urgenstein gehen und da in die Gesellschaft treten, um ihrem Manne einen lächerlichen Auftritt zu bereiten?

Als sie auf diesen fragenden Schluß bei ihrer stürmischen Gedankenjagd gerieth, ernüchterte sie sich. Sie schämte sich, hielt ihre Schritte an und lenkte sie dann langsam wieder zurück. Der schwer durchnäßte Minkas fand dies ersichtlich vernünftiger und erlaubte sich sogar, zum Beweis seiner Zufriedenheit mit der Heimkehr in dem noch immer anhaltenden Unwetter, eine kurze Zeit sich an die Spitze zu setzen. Dunkel war es schon, als die Gräfin, so spät wie niemals sonst von ihren Spaziergängen, wieder zu Hause eintraf, und die Beunruhigung ihrer Leute beschwichtigte.

2.

Es war das erste Fest, welches der Kommerzienrath v. Kühne auf Urgenstein gab und zu welchem auch Graf Altringen mit seiner Frau eingeladen worden war. Seit einem Jahre hatte der Fabrikbesitzer das Ziel seines Ehrgeizes, die ihm gewordene Verleihung des persönlichen Adels, erreicht; seit dieser Auszeichnung für seine Verdienste um die Industrie hatte er das halb verfallene Schloß Urgenstein in Oberschwaben um geringes Geld erworben und es sich etwas kosten lassen, es zu einem wohnlichen Sommersitz umzuschaffen, um doch als nunmehr Ritterbürtiger auch eine Burg zu haben. Vier Wochen vor dem Fest war er mit Frau und Tochter da eingezogen, hatte mit ihnen ringsum auf fünf Stunden Weite bei den Schloß- und Gutsherren seine Aufwartung gemacht, und sie, die ihm die Höflichkeit durch Gegenbesuche zurückgegeben hatten, zur glänzenden Einweihung seines Besitzes zu Gaste gebeten. Fast Alle waren auch gekommen und gewährten Herrn v. Kühne die Genugthuung, ihnen gegenüber den Gastgeber zu spielen.

Als Egon auf Urgenstein anlangte, empfing ihn Herr v. Kühne im Frack mit drei blitzenden Ordenszeichen schon

an der Thür der unteren Empfangshalle des Schlosses mit der höchsten Freude.

„Willkommen, willkommen, mein lieber Herr Graf Altringen! Sie finden bereits eine liebenswürdige Gesellschaft, wie Sie sehen, und sind auch noch nicht der Letzte. Aber Ihre verehrte Frau Gemahlin — doch nicht unpäßlich?"

Sofort nahte sich auch die Frau Kommerzienrath in schwerer Seidenrobe und überall mit prunkendem Schmuck behangen, eine kleine, rundliche Frau mit einem frischen und hübschen Gesicht, dem sie freilich durch eine aufgezwungene vornehme Miene etwas Komisches verlieh. Ihre beiden Hände, die in fast bis zum Ellenbogen hinaufreichenden taubengrauen Handschuhen steckten, reichte sie ihm entgegen.

„O, Herr Graf, wo haben Sie Ihre Frau Gemahlin?"

„Leider nicht wohl," entgegnete Egon leichthin, „und Sie wissen ja schon, daß sie überhaupt keine Freundin von Gesellschaften ist."

„Bedaure sehr, sehr. Sie würde sich gewiß hier gefallen haben. Frau Baronin v. Thümmel, Frau v. Edelsbach, Komtesse Valerie mit ihrer Frau Mama sind schon gekommen."

So drückte die Hausherrin ihren Kummer über die Abwesenheit der Gräfin Altringen aus, während ihr Gemahl sich darüber schon getröstet zu haben schien und sich beeilte, seinen jungen Freund der im anstoßenden Gartensalon versammelten Gesellschaft zuzuführen.

Die meisten der Anwesenden waren Egon ja bekannt; aber es gab einige jüngere Herren aus der Residenz, welche der Kommerzienrath nach seinem Sommersitz geladen hatte. Er stellte sie seinem „lieben Grafen" vor, wie er immer bedacht war, Altringen zu nennen.

„Herr Doktor Roland," bezeichnete er diesem einen

stattlichen jungen Mann mit eleganten Manieren und einem sehr interessanten Gesicht.

Egon verneigte sich, wechselte einige nichtssagende Worte mit dem Fremden und verließ ihn dann mit flüchtigem Grüßen, um sich einer jungen Dame zu nähern, welche am Ausgang des Salons zur Veranda im lebhaften Geplauder mit mehreren der weiblichen Gäste stand. Mit höher belebtem Antlitz sprach er sie an und wußte einige Zeit ihre Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen.

Es war Fräulein Helene, die Tochter des Herrn v. Kühne, ein Mädchen von zwanzig Jahren, das in seinem eng anliegenden lichten Kleide die volle Anmuth seiner Gestalt erkennen ließ. Nichts an ihr war gekünstelt und beeinträchtigte das schöne Bild jugendfreudiger Jungfräulichkeit. Aus ihren braunen Augen leuchtete die Freude einer glücklichen Seele; ihre edel gewölbte Stirn und der feine Schwung ihrer Lippen, wenn sie sprach, kennzeichneten den geistigen Gehalt ihres Wesens. Anziehend durch Liebreiz, nöthigte sie schon durch die ruhige Sicherheit, mit der sie sich bewegte, Achtung ab.

Neue Gäste vermehrten die Gesellschaft, die sich nun großentheils auf die geräumige und im Nachmittagsschatten liegende Veranda, oder in den Garten hinunter begeben hatte, dem ein kleiner Park mit weitem Spielplatz Abschluß gab. Ueberall hier waren Lampions aufgehängt, die ihre farbigen Lichtlinien am Abend erstrahlen lassen sollten. Der Diener und zwei sauber ausgeputzte Zimmermädchen des Hauses begannen Kaffee, Eis und Gebäck auf silbernen Tabletten darzureichen. Die große, breite Gestalt des Schloßherrn bewegte sich bald hier, bald dort, den aufmerksamen Wirth zu bezeigen; seine Gemahlin versuchte auf der Veranda gegen die hier sitzenden älteren Damen und Herren die Liebenswürdige zu spielen, indeß die Jüngeren auf dem Spielplatz sich

mit dem Ballschlagspiel vergnügten. Helene wie Graf Egon und Doktor Roland waren bei dieser Parthie.

In schlechter Laune der junge Graf, wie sehr er sie auch niederzukämpfen suchte. Die Verstimmung, welche seine Frau durch ihre Bemerkungen über Helene in ihm erregt, war nicht von ihm gewichen. Er hatte ihre Worte als Beweis ihrer Eifersucht auf die Tochter des Fabrikanten aufgenommen, und er fühlte, daß er den rechten Schluß damit gezogen. Es erbitterte ihn, daß seine Frau zu einer Ahnung seines Geheimnisses gekommen sein mußte; denn in der That hatte Helene vom ersten Augenblick an, daß er sie gesehen, eine Leidenschaft in seinem Herzen erregt. Unwiderstehlich zog es ihn in die Nähe dieses Mädchens; darum war er öfter, als es wohl sein sollte, innerhalb der letzten Wochen nach Urgenstein gegangen, hatte sich gefallen lassen, von Herrn und Frau v. Kühne durch eine lästige Vertraulichkeit ausgezeichnet zu werden, hatte den freundwilligen Nachbarn gegen sie gespielt und ihnen in Allem, was sie von ihm begehrten, seinen Rath und Beistand bereitwillig zur Verfügung gestellt.

Viel hatte er im Leben der großen Welt und mit der ungebundenen Freiheit eines jungen, reich bemittelten Kavaliers genossen, so viel, daß er fast abgestumpft gegen die Vergnügungen derselben geworden war. In all' dieser früheren Lust am Genuß des Daseins in müßiggängerischer Abwechslung war er ohne seelische Befriedigung geblieben, hatte solche auch nie gesucht und ein Bedürfniß nach ihr gehabt. Jetzt war er einer glühenden Sehnsucht darnach verfallen durch die Liebe, welche die Bekanntschaft und die wiederholten Gespräche mit Helene in ihm entfacht hatten. Aber er verehrte sie still; er trug eine ihm ungekannte Scheu, ihr seine Empfindungen zu verrathen, weil er wußte, daß sie darüber beleidigt sein würde. Wie im Taumel fühlte er sich beglückt durch

die geheime Leidenschaft, welcher er verfallen war und die ihn fähig gemacht hätte, Alles zu opfern, wenn das geliebte Mädchen es gefordert haben würde.

Das Mittagsgespräch mit seiner Frau hatte ihn aus dieser beseligenden Schwärmerei gerissen, seinen Traum gestört. Es hatte ihn erinnert, daß er verheirathet war, gebunden, daß er eine Kette trug, die ihn mit einem ungeliebten Weibe vereinigt hielt und ihn — nun war es ihm Erkenntniß geworden — verhinderte, den hohen Flug seiner Seele nehmen zu können.

Nicht dies allein hatte Egon's Laune verdorben. Ein Instinkt hatte ihn in dem Augenblick, in dem ihm Doktor Roland vorgestellt worden, gegen denselben eingenommen. Seine Anwesenheit mißfiel ihm; die Einladung, die ihn aus der Residenz nach Urgenstein geführt, erregte seine Eifersucht; denn sie bewies, daß Roland im Hause des Kommerzienraths schon länger bekannt war und sich da in Gunst gesetzt hatte. Ganz gewiß auch bei Helene. Freilich waren noch ein paar andere junge Herren aus der Hauptstadt eingetroffen; aber diese beunruhigten ihn nicht, sie erschienen ihm nicht so bedeutend, wie der Redakteur, der mit einem Selbstbewußtsein sich in der Gesellschaft und in dem äußeren Verkehr mit Helene bewegte, das einen Stachel in Egon's Herz bohrte. Er mußte es sehen und hören, wie freundlich, ja, wie herzlich Roland mit der Tochter des Hauses sprach, als habe er erworbenes Recht dazu. Am liebsten wäre er vom Ballspiel davongelaufen, um das nicht sehen zu müssen. Aber er blieb, um zu leiden; denn er war doch in dem Bannkreis Derjenigen, die er liebte.

Große Tropfen fielen und machten dem Spiel ein Ende. Das Gewitter und der heftige Regen, in dem es niederging, ließen das Fest im Freien als verunglückt erscheinen. Alles flüchtete in die inneren, nicht allzugroßen

Räume. Egon drängte sich hierbei in die Nähe Helenens, welche mit ihrem ihn so bezaubernden Lächeln zu ihm sagte: „Wie schade, nicht wahr, Herr Graf? Aber wir werden uns über die Ungnade des Himmels trösten müssen.“

Ehe Egon etwas darauf erwiedern konnte, nahm ihn der Kommerzienrath unter den Arm und meinte laut: „Ich war vorsichtig, mein lieber Graf, und habe Ihren trefflichen Rath befolgt. Die Vorhalle wird jetzt ein Tanzsaal sein. Das Pianino steht darin, und ein Geigenspieler ist auch zur Stelle.“

Egon zog ihn bei Seite. „Herr Doktor Roland ist wohl ein Hausfreund von Ihnen,“ bebte es leise von seinen Lippen.

„Hausfreund? Nein! Aber ein charmanter Mensch, nicht wahr? Er ist ein tüchtiger Schriftsteller, und ich halte viel auf seine Kenntnisse. Mit solchen Leuten von der Zeitung muß man sich gut stellen.“

„Ihre Tochter —“

Der Graf zauderte, auszusprechen, was er auf dem Herzen hatte.

„Meine Helene?“ fragte der Kommerzienrath, neugierig durch die Frage geworden, weil sie unterbrochen wurde.

„Am Ende,“ zwang sich Egon zum Lächeln, „bewirbt sich der Herr Redakteur um sie?“

„Was denken Sie, lieber Graf! Da würde er doch entschieden abfallen!“

Egon fühlte sich wie von einem Alp befreit. Beim ersten Tanz, der bald aufgespielt wurde, bemerkte er indessen, wie gern Helene sich dazu von Roland auffordern ließ, mit welcher Lust sie sich in seinem Arm im Kreise drehte, wie beglückt, wie gehoben, die Wangen zart erglüht. „So tanzt nur ein Paar, das sich liebt,“ dachte er, und die Eifersucht erfaßte ihn von Neuem. Sie ver-

bitterte ihm den Anblick der Beiden. Auch er hatte mit Helene tanzen wollen; nun wagte er es nicht mehr, als weiche er entmuthigt vor einem Nebenbuhler. Er begab sich mit heißem Gesicht auf die Veranda, Ingrimm im Innern. Er brütete darüber, wie er es zu einem Streit mit Roland bringen könnte. Niemals hatte er bisher einen Zweikampf gesucht und bestanden; aber jetzt hätte er sich mit zehn Bewerbern um Helene geschlagen, und würde er dabei niedergestreckt werden, um so besser. Ihm war, als habe ohne sie das Leben keinen Werth mehr für ihn, und doch war es eine unglückliche Liebe — mußte eine solche sein.

Frühzeitig und ohne Abschied zu nehmen fuhr er nach Hause, den Kopf voll wirrer Gedanken, die Brust zum Zerspringen voll von widerstreitenden Empfindungen. Ihm war, als sei er vor eine Entscheidung gestellt worden und habe zum ersten Male in seinem Leben es mit einer tiefernsten Angelegenheit zu thun, welche den Muth eines großen Entschlusses erheische. Die stillgehegte Leidenschaft für Helene war ein Verhängniß für ihn geworden; aus einer milden Gluth, in welcher sie ihn vorher beseligt, war sie jetzt zu heller Lohe aufgeschlagen, und ohnmächtig fühlte er sich gegen ihre Gewalt.

Gleichwohl sah er sich Thatsachen gegenüber, welche seiner Leidenschaft Halt geboten. Er war ja verheirathet, ohne Recht zu einer anderen Liebe, und ohne es wagen zu dürfen, sie dem vergötterten Mädchen zu verrathen.

Das Ergebniß dieses inneren Kampfes war eine sich mehrende Erbitterung gegen seine Frau.

Die Begegnung mit Mathilde am nächsten Morgen war daher von seiner Seite die allerunfreundlichste. Er sah sie bleich und verstört und darüber gerieth er in Zorn, den er kaum zu beherrschen wußte. Denn nach den

Gedanken, mit denen er sie am Tage zuvor verlassen, folgerte er weiter, daß sie aus Eifersucht sich Kummer mache, sie, die doch bisher sich so kühl gegen ihn bezeigt und gar keinen Anspruch auf seine Liebe gemacht — sie, die ihm nur die Fessel angelegt hatte, an welcher er jetzt so schwer trug. Wie häßlich erschien sie ihm heute mit ihren eingefallenen, blau umränderten Augen, ihren schmalen zusammengepreßten Lippen, den blassen Wangen. Gedrückt war ihre Haltung, keine Anmuth fand er in ihrer schlanken Gestalt, kein Feuer in diesem Weibe, das doch erst wenig über zwanzig Jahre alt war. So unschön war sie ihm noch gar nicht vorgekommen. Wie stolz, wie herrlich war dagegen die blühende Mädchenerscheinung Helenens, und welch' ein Reichthum an Empfinden und an Geist in dieser berückenden Form!

Er ließ sein Pferd satteln, um wieder nach Urgenstein hinüberzureiten. Unwiderstehlich trieb es ihn dahin, und er hatte dazu ja den passenden Vorwand, sich bei der Familie Kühne zu erkundigen, wie ihr das Fest bekommen sei. Unwirsch hatte er seiner Frau einige Fragen beantwortet. Er wollte nicht zum Mittagessen da sein.

„Egon," sagte sie bittend, „was ist mit Dir? Bist Du mir böse?"

„Böse, böse?" erwiederte er heftig. „Ich bin mit der ganzen Welt in Hader. Aber das kann Dir doch gleichgiltig sein."

„Nein!" versetzte sie mit einem scharfen Ton ihrer Stimme. „Es ist mir nicht gleichgiltig. Ich bin Dein Weib, Egon."

Er preßte seine Zähne zusammen und stampfte mit dem Fuß auf. Dann sagte er schroff: „Du bist mir ein gleichgiltiges Weib!"

„Ah, ich verstehe!"

Sie entgegnete dies in einem unheimlichen Tone, in dem Schmerz und Klage, Entrüstung und Drohung ge-

mischt waren, und ihre Augen starrten in grellem Glanz an ihm vorüber in's Leere.

„So verstehe," warf er trotzig ihr zu. „Um so besser!"

Er verließ sie und bestieg unten im Vorhofe sein Pferd. Es war nahe der Mittagszeit. In Dreiviertelstunden konnte er auf Urgenstein sein, wo man dann eben zu Tische ging. Dies fiel ihm ein und bestimmte ihn, nicht so scharf zu reiten. Er wollte später ankommen und beschloß daher, einen Umweg zu nehmen, langsam nach der nächsten Station der Eisenbahn zu reiten, die etwa eine Stunde entfernt lag, und da im Gasthause zuerst zu Mittag zu speisen.

Als er auf der Station ankam, fiel ihm ein leichtes Korbgefährt auf, welches davor hielt. Er meinte es als dem Kommerzienrath gehörig zu erkennen, und ebenso den Burschen, der daneben stand, auf Urgenstein schon gesehen zu haben. Derselbe grüßte ihn in der That auch.

„Nun?" fragte Egon, zu ihm heranreitend, „wen haben Sie denn von Urgenstein hierhergebracht?"

„Den Doktor Roland, Herr Graf," antwortete der Bursche respektvoll.

„So? Und die anderen Herren?"

„Die sind schon heut früh wieder abgereist, und der Kutscher hat sie in der Equipage nach der Eisenbahn gefahren."

In demselben Augenblicke ertönte das erste Zeichen der Stationsglocke, und Doktor Roland trat mit einigen anderen Reisenden aus dem Wartesaal auf den offenen Bahnsteig. Er sah den Grafen und grüßte ihn mit Artigkeit, und dieser, seinen Hut zum Dank leicht lüftend, konnte dann dem Gelüst nicht widerstehen, sich dem Redakteur zu nähern, um ihn zu fragen, wie es auf Urgenstein aussehe, und warum er es so früh schon wieder verlassen habe.

Roland antwortete darauf mit vergnügter Miene: „Wir waren noch sehr lustig beim Frühstück. Jetzt gehe ich in die Berge, habe vier Wochen Urlaub und will mich einmal recht austreten in den Alpen."

„Da haben Sie Recht."

Mehr wußte Egon ihm nicht zu sagen. Das vor Freude strahlende Gesicht des Redakteurs erstickte in ihm die Lust zu weiterem Gespräch; denn in seiner Eifersucht ergrimmte er wieder über diese Miene desjenigen, den er beargwöhnte. Es läutete auch zum zweiten Male, und der Zug brauste heran.

„Leben Sie wohl, Herr Graf!" rief ihm Roland noch zu und eilte an den Zug.

Egon wandte sein Pferd nach der Dorfstraße hinein, um vor dem schlichten Gasthause abzusteigen und bei der ihm wohlbekannten freundlichen Wirthin einen Imbiß zu bestellen. Die Begegnung mit Roland hatte ihn nachdenklich gestimmt. War seine Annahme, in diesem einen Nebenbuhler zu haben, nicht vielleicht ganz grundlos? Aber die Eifersucht ist mißtrauisch und selbstquälerisch. Egon hatte einmal Verdacht auf Roland geworfen und vermochte ihn nicht los zu werden. Diese Freudigkeit im Gesicht desselben galt ihm als Ausdruck des Triumphes darüber, der Liebe Helenens sicher und auch wohl durch ihr Geständniß derselben beglückt worden zu sein. Nur zu einer Erklärung vor dem Vater Helenens konnte es noch nicht gekommen sein, sonst würde, nach den bestimmten Worten desselben am Tage zuvor zu schließen, der Herr Doktor wohl nicht mit so vergnügten Sinnen Urgenstein verlassen haben.

Nachdem Egon sein bescheidenes Mahl verzehrt, bestieg er wieder sein Pferd und ritt seinem Ziele zu, das Herz voller Qualen. Er wußte, daß er diese nur mehre, wenn er in der Nähe Helenens, Aug' in Auge ihr gegen-

über sei. Denn was sollte und durfte er ihr sagen? Wie hätte er, der verheirathete Mann, es wagen dürfen, von seiner Leidenschaft für sie etwas verlauten zu lassen? Es war ihm, als jage er jetzt nach Urgenstein seinem Verhängniß zu, und er wollte es herausfordern in dem Aufruhr, in dem sich seine sonst so gelassene Natur befand.

Es war gegen vier Uhr Nachmittags, als er nach Urgenstein kam. Um diese Zeit nahm die Familie im Garten oder auf der Veranda den Kaffee ein. Diesmal fand er Niemand daselbst vor, sondern der Diener führte ihn in das Zimmer des Kommerzienraths.

„Vortrefflich, daß Sie kommen, lieber Graf," begrüßte ihn der Hausherr, indem er ihm entgegenging und beide Hände hinreichte. „Ich sehnte mich nach Ihnen und erwartete Sie sogar, sonst wäre ich wohl schon auf dem Wege zu Ihnen. Denken Sie doch —"

„Ja, was gibt es denn, Herr v. Kühne?" rief Egon mit innerer Aufregung aus, als habe er eine Unglücksbotschaft zu befürchten.

„Welch' einen Scharfsinn haben Sie doch gestern wieder bezeugt! Wegen des Doktors —"

„Wie? Er hätte —"

„Ganz wie Sie ahnten, Absichten auf meine Tochter."

„Aber Sie, Herr Kommerzienrath?"

„Ich sagte Ihnen ja schon gestern, lieber Graf, was ich darauf erwiedern würde."

„Und wie reimt sich dies nun mit der frohen — ich möchte sagen Bräutigamsstimmung, in welcher der Herr Doktor von Ihnen geschieden ist? Ich bin ihm zufällig an der Eisenbahnstation vor drei Stunden begegnet und versichere Sie, er sah nicht aus wie Jemand, der sich einen Korb geholt hat."

Der Kommerzienrath machte große Augen dazu; dann aber spielte in seinem feisten Gesicht ein pfiffiger Zug.

„O, vor den Kopf habe ich ihn auch nicht gerade gestoßen," sagte er. „Aber mein Schwiegersohn wird er nicht, lieber Graf. In solchem Fall indessen muß man etwas diplomatisch verfahren. Das Unglück ist ja, daß ihn meine Tochter liebt und zu meinem und meiner Frau Kummer ganz einig mit ihm zu sein scheint. Sie müssen sich gestern verständigt haben. Und dazu lade ich mir noch den Menschen hierher! Das hätte ich ahnen sollen! — Nun, er möchte sie zur Frau, und ich gebe sie ihm nicht. Habe mir kluger Weise auf seine Werbung Bedenkzeit ausgebeten, was er auch berechtigt fand, und so wurde ich ihn auf freundliche Weise los. Solche Rücksicht mußte ich schon auf ihn nehmen. Brieflich werde ich ihm dann die Pille versüßen. Kommt er von seiner Reise zurück, so findet er meinen Bescheid."

„Und Fräulein Helene?" zitterte es aus Egon's Mund. Aber er suchte unintereſſirt und gleichmüthig zu scheinen.

„Ja, die ist eben verschossen in ihn, meine lieber Herr Graf, die muß man erst umzustimmen suchen. Schwer wird's sein, denn sie hat von mir den harten Kopf. Vorläufig habe ich ihr nach der Abreise ihres Bewerbers erklärt, daß sie ihn sich aus dem Sinn schlagen müsse, da ich diese Heirath nicht zugeben werde. — Ach," seufzte er und strich mit der Hand über seinen Schädel, „ich habe ein Kreuz mit meinen Kindern! Nun am Ende auch noch mit meiner Tochter. Das versteht Einen nicht, denkt nicht an die Pflichten der Dankbarkeit gegen mich, der ich für die Kinder doch geschafft, um Freude an ihnen zu erleben! Statt dessen setzen sie sich in Kriegszustand mit mir; ich soll mich ihnen, ihrem romantischen Belieben unterwerfen. Woher haben sie dies nur? Von mir und meiner Frau wahrhaftig nicht!"

Egon war es bekannt, daß ein Sohn des Fabrikanten, den er zum Theilhaber in seinem Geschäft bestimmt, sich

mit einer Dame vom Theater trotz aller Weigerungen des Vaters und dessen Drohung mit Enterbung verheirathet hatte. Er lebte seitdem in England, und alle Beziehungen der Eltern mit ihm waren seit Jahr und Tag abgebrochen. Ein zweiter Sohn hatte sich auf Reisen körperlich zu Grunde gerichtet und war dann in einem Seebade an der Riviera gestorben, eine Unmasse Schulden hinterlassend. Insofern hatte die Klage des Kommerzienraths gute Gründe, und er war zu bedauern.

Der Graf suchte die Unterhaltung zu wenden. „Unter solchen Verhältnissen, Herr Kommerzienrath," sagte er, „ist mein Besuch heute Ihrer Familie sicherlich nicht angenehm. Ich verlasse Sie lieber und spreche ein andermal wieder vor."

„O bleiben wir Beide doch wenigstens zusammen, Herr Graf! Sie sind ja mein Freund, und ich spreche mich gern mit Ihnen aus. Meine Tochter ist mit ihrer Mutter auf ihrem Zimmer und wird freilich heute etwas verschnupft sein. — Fahren wir miteinander aus. Zum Abendessen bleiben Sie bei mir. Und nicht wahr, Sie helfen mir, meiner Tochter den Kopf zurechtzusetzen. Man müßte ihr, denke ich mir, sobald als möglich eine andere Parthie in Aussicht stellen. Dafür könnten Sie viel thun. Ihr Rath, Sie wissen ja, hat bei uns hohen Werth. Kommen Sie! Oder nehmen wir die Büchsen und machen eine Waldstreife!"

Damit war Egon einverstanden. Er hatte das Bedürfniß, durch die körperliche Bewegung sein Blut zu beruhigen, und die Worte des Fabrikanten hatten die Begierde in ihm nach den Eröffnungen desselben hinsichtlich seiner Pläne mit Helene vermehrt.

3.

Inzwischen verhandelten Mutter und Tochter in einem oberen, reizend altdeutsch eingerichteten und mit einem Erker versehenen Gemach über die Werbung Roland's. Die Kommerzienräthin dachte nicht nur ganz wie ihr Mann darüber, sondern sie war überhaupt, wiewohl die wenig gebildete Tochter eines kleinen Dorfschulzen, von jeher die Urheberin seines ehrgeizigen Emporstrebens und die Wortführerin seines und ihres aufgewucherten Dünkels gewesen. Also war sie auf das Zimmer ihrer Tochter gegangen, um mit mütterlicher Autorität den Gründen ihres Mannes Nachdruck zu geben, und sie hoffte, damit leichtes Spiel zu haben. Denn so stolz auch sie auf ihre Tochter wegen deren Schönheit und Geistesbildung war, so besaß sie doch einen zu herrschsüchtigen Charakter, um ihr gegenüber ihn verleugnen zu können.

Scheinbar ruhig hatte Helene die abweisende Erklärung ihres Vaters wegen der Roland'schen Werbung hingenommen.

„Ich erwartete es gar nicht anders, lieber Vater," hatte sie erwiedert. „Aber wenn Du mir Deine Zustimmung zu dieser Verbindung versagen zu müssen glaubst, so wird dadurch meine Liebe zu Roland nicht aufhören. Ich habe mich darüber wohl geprüft und dann erst sie ihm gestanden."

Nachher, allein mit ihrer Mutter, ernster zwar als gewöhnlich, doch ohne Thränen oder die Miene einer schwächlich Unglücklichen, hörte sie nachdenklich an, wie dieselbe mit großer Beredtsamkeit ihre Eitelkeit zu reizen suchte. Die Familie v. Kühne sei doch nicht zu adeligem Wappen gelangt, um ihre einzige Tochter, zumal diese durch ihren Geist und ihre Schönheit wahrlich zu höheren Ansprüchen berechtigt wäre, an einen simplen bürgerlichen Redakteur zu verheirathen. Vater und Mutter hätten

mit schwerer Mühe und Arbeit sich in die höhere Gesellschaft emporgebracht, um ihrer Kinder willen und damit diesen eine möglichst glänzende Zukunft gesichert sei. Schon wären die schönsten und stolzesten Hoffnungen durch den Leichtsinn der beiden Söhne gebrochen worden, um so mehr müsse die Tochter es für ihre heilige Pflicht erachten, der letzten dieser Hoffnungen ihrer Eltern die rechte Erfüllung zu geben. Sie hätten dies auch als selbstverständlich seither angenommen. Darum habe man ihr einige Jahre lang in einem Schweizer Pensionat eine ausgezeichnete Erziehung geben lassen, darum Urgenstein angekauft und zum Wohnsitz hergerichtet, und wie in der Hauptstadt, so nun auch auf dem Lande die Verbindung mit guten Familien vom Stande bewirkt, um ihr durch Bekanntschaft mit denselben Gelegenheit zu einer vornehmen Heirath zu geben. Nun Helene jedoch zum Erstaunen ihrer Eltern ihren eigenen Weg entgegen den wohlgemeinten und wohlbedachten Absichten derselben einschlagen wolle, müsse es ihr aus Muttermund vorgehalten werden, welchen Kummer sie ihnen damit bereite, welche Enttäuschung, und daß man ihr deshalb den Weg verlegen müsse.

Ruhig hatte Helene zugehört und erwiederte sanft: „Wie sollte ich euch nicht dankbar sein für die Liebe, die ihr mir so reichlich immer bewiesen habt! Was Du mir jetzt zu Gemüth geführt, habe ich mir selbst schon sagen müssen. Und doch, liebe Mutter, ich kann nicht so denken, wie ihr. Euch ist der äußere Erfolg und glänzende Schein gleichbedeutend mit irdischem Glück; ich möchte ein innerlich beglücktes, ein mein Herz und meinen Sinn befriedigendes Leben erstreben. Ja," fuhr sie mit größerer Innigkeit fort, „ich möchte es erreichen, in solcher Art auch euch glücklich zu machen. Meine Brüder wären nicht verloren gegangen, wenn mit mehr Sorge auf ihre innere Befriedigung Bedacht genommen worden wäre. So sind

sie durch ihre äußere Glücksstellung in Leichtsinn gerathen."

Die Mutter that gekränkt, beleidigt. „So sind wir wohl gar Schuld daran?"

Da legte Helene ihre Hand auf die Schulter der erregten Frau und sagte mahnend: „Wenn ich nun, gereizt durch euren Widerspruch gegen meine Liebe zu Roland und die Verheirathung mit ihm aus dem kläglichen Grunde, den Du angegeben hast, mich dazu verstehen würde, mein Elternhaus, seinen Reichthum, sein stolzes Adelswappen, welches ja auch nur meinem Vater persönlich, nicht auch seinen Kindern gegeben wurde — wenn ich dies Glück nun verlassen würde, um dessen theilhaftig zu werden, was ich mir an der Seite eines geliebten Mannes, wie Roland, verspreche?"

„Helene!" fuhr die Mutter erschrocken auf. „So willst Du es auf's Aeußerste ankommen lassen? Du erklärst uns den Krieg — auch Du?"

„O nein, Mutter," entgegnete Helene sanft. „Aber ich hoffe, euch von meinem Herzensrecht zu überzeugen. Weder ich noch Roland zweifeln, daß, steht uns ein Kampf bevor, wir siegend daraus hervorgehen werden. Wir sind eines Sinnes, durch unser Lebensglück auch euch Freude und Frieden zu bringen."

Die Mutter empfand die geistige und moralische Ueberlegenheit ihrer Tochter, und die Rollen waren auf einmal vertauscht. Vor dieser Zuversicht und Stärke der Ueberzeugung, wie sie aus Helene sprach, vermochte sich Frau v. Kühne mit ihren eitlen Ansichten von der Pflicht derselben gegen ihre Eltern nicht zu behaupten, wie lebhaft sie es auch des Weiteren zu thun versuchte. Sie hatte ihre Tochter nicht gekannt. In den drei Jahren, welche diese in der Schweiz verlebt, hatte sie eine Selbstständigkeit des Denkens und dabei eine Gesinnung gewonnen,

welche die Mutter jetzt erst begriff und die sie völlig verwirrte. Alles, worauf sie ihre Eitelkeit gründete und wodurch sie den Millionärhochmuth ihres Mannes nach Kräften gefestigt hatte, war Helene gleichgiltig. Die ganze Berechnung der Eltern stieß sie mit Gelassenheit über den Haufen. Dieses immer freundliche, liebenswürdige Mädchen hatte seit der Zeit der Rückkehr in's Elternhaus still für sich seine Herzenswelt ausgebaut, und fand nun auf einmal die Entschlossenheit, dieselbe gegen jede Bedrohung zu vertheidigen.

Kopfschüttelnd verließ die Mutter das Zimmer ihrer Tochter und gar nicht erbaut von der Unterredung, die sie mit ihr gehabt. Etwas wie eine Demüthigung trug sie davon und zugleich eine mütterliche Angst, am Ende durch die Liebe Helenens für Roland auch noch dieses Kind, diesen einzigen und so hoch gehaltenen Stolz des Hauses, verlieren zu können. Sie ahnte neue Familienkämpfe und wünschte, solche beschwören zu können, indem sie versöhnlich auf ihren Mann einzuwirken versuchte. Aber war sie, wenn auch widerstrebend, geneigt, das Opfer der Eitelkeit um des Hausfriedens willen zu bringen, so fürchtete sie, daß sich ihr Mann schwerlich dazu verstehen möchte.

Helene gab sich, als sie allein war, dem nur zu sehr angeregten Nachdenken hin. Vom Erkerfenster aus blickte sie lange auf die trübe, dunsterfüllte Landschaft. Mehr als an Roland's Werbung dachte sie an ihren Bruder Willy in England. Mit ihm unterhielt sie einen Briefwechsel, von dem ihre Eltern nichts ahnten und nichts wissen durften. Willy hatte durch seinen Schulfreund Roland, als Helene vor nahezu Jahresfrist aus der Schweizer Pension in's Elternhaus zurückgekehrt war, diesen Briefverkehr mit ihr gesucht, und Roland war seitdem dessen Vermittler geblieben. Dadurch war er in den Ge-

sellschaften, welche ihr Vater in der Stadt gab, ihr näher getreten und der Mann ihres Herzens geworden. Nicht daß Willy sie um Vermittelung beim starrsinnigen Vater gebeten hätte, aber sie hatte es im Sinn, diese Versöhnung zu bewirken. Willy's Ehe war allen üblen Vorhersagungen zum Trotz eine sehr glückliche geworden. In einer kaufmännischen Stellung hatte er sich eine gute Existenz verschafft, und die frühere Leichtfertigkeit seines Charakters war, so durfte seine Schwester aus seinen Thaten wie aus den an sie gerichteten Worten vertrauensvoll schließen, männlichem, würdigem Ernst gewichen.

„Ja," sagte sie nach einem Hinträumen über diese Wandlung im Leben ihres Bruders und über die, welche ihr vielleicht um ihrer Liebe willen noch bevorstand, „Prüfungen kräftigen, was echt und recht in uns ist. Sie bedeuten auch den Paß des Lebens, den man erst überschreiten muß, ehe man in das gelobte Land der Hoffnungen gelangt. Es ist besser, wenn man sich geprüft weiß und gut bestanden hat. Dann ist Alles viel klarer in uns. und wir vermögen unsere Kräfte, die des Herzens und des Geistes, richtiger zu schätzen."

Stunden waren darüber vergangen; es begann schon die Dämmerung des Abends. Die Kommerzienräthin kam wieder herauf und sagte: „Wir wollen zu Abend essen, Helene."

„Ich möchte hier bleiben, Mama; ich bitte, laß mir den Thee heraufschicken."

„Graf Altringen ist unten."

„Sag' ihm, ich möchte entschuldigt sein."

Die Mutter entfernte sich mürrisch. Helene suchte ihre vorher verfolgten Gedanken zurückzurufen. Das Bild des Grafen Egon stellte sich aber jetzt dazwischen, und es war ihr merkwürdig, zuletzt verdrießlich, daß es sich gar nicht verscheuchen ließ. Zum ersten Male fiel ihr auf, daß er

so oft nach Urgenstein komme, und es beschäftigte sie wider Willen, warum dies denn geschehe.

4.

Auf Schloß Altringen lebten Mann und Frau mehr als vorher wie zwei fremde Menschen miteinander. Graf Egon vermied es, mit Mathilde zusammenzukommen, und ihr Stolz hielt sie ab, ihrerseits ihm die Begegnung mit ihr aufzudrängen. Der Stachel der Worte, die er bei ihrem letzten Gespräch ihr hingeworfen, bohrte in ihrem Herzen, und nachträglich immer mehr ging es wie Gift in ihr Blut, daß er ihr gesagt hatte, sie sei ihm ein gleichgiltiges Weib.

Er machte dies böse Wort auch nicht wieder gut, sondern vielmehr so wahr als möglich. Die Dienerschaft mußte es bemerken, wie viel rücksichtsloser als sonst Egon gegen seine Frau sich benahm, wie sie stundenlang ihrem Gram in Thränen und Hinbrüten sich überließ, und ihr Aeußeres die Leiden bezeugte, die über sie gekommen waren.

Bemerkte er es, wenn sie zufällig ihm in die Augen fiel, was unvermeidlich war, so verfinsterte sich seine Miene, und ein bitterer Zug spielte um seinen Mund, als wenn er besagen wollte: „Warum sollte mir dies Weib nicht gleichgiltig sein? Habe ich es denn je geliebt? Bin ich nicht ein Thor, mit ihr weiter zu leben, uns gegenseitig zur Last und zum Verdruß? Man hat uns verheirathet. Jetzt sehen wir, daß es zu unserem Unglück geschah. Aendern wir dies doch! Warum sollen wir uns nicht trennen?"

In wenigen Monaten konnte es geschehen sein, und von dem Moment an, da er sich von seiner Frau trennen würde, um den Scheidungsprozeß in's Werk zu setzen, hätte er nicht Anstand mehr zu nehmen brauchen, sich

gegen den Kommerzienrath zu erklären und mit dessen nicht zu bezweifelnder Zustimmung ehrlichen Sinnes dann den Sturm auf Helenens Herz zu unternehmen.

Diese Berechnung, diese Aussicht in eine goldig schimmernde Zukunft, wie er sie sich damit vorgaukelte, versetzte ihn in neuen Rausch. Er vermochte nichts Anderes mehr zu denken, als daß er es in seiner Macht habe, sich das heiß geliebte Mädchen zu erringen. Mathilde brach er nicht das Herz, wenn er ihr die Scheidung zumuthete; sie war noch jung und konnte sich damit trösten, in einer zweiten Ehe glücklicher zu werden, als sie es in der ersten gewesen. Nein, sein Gewissen schlug ihm nicht wegen seines Vorhabens, und schon als er von Urgenstein wieder nach Hause ritt, stand es unumstößlich fest in ihm. Gleich am nächsten Tage wollte er es seiner Frau rundweg eröffnen.

Aber er that es nicht. Ueber Nacht war durch allerlei Gedanken der Muth dazu ihm verloren gegangen. Es hatte ihn die Befürchtung ernüchtert, daß er bei Helene unmöglich den geringsten Versuch wagen dürfe, sich an Stelle Roland's setzen und deshalb über Hals und Kopf sich von seiner Frau scheiden lassen zu wollen. Er liebte Helene zu rein, um nicht vor ihrem weiblichen Empfinden die höchste Achtung zu hegen, und er scheute sich, sie zu beleidigen und damit seinen Erfolg bei ihr auf's Spiel zu setzen. Klugheit gebot ihm, sich in Geduld zu fassen; er durfte in Helenen nicht Argwohn erregen, sondern mußte äußerst besorgt sein, nach wie vor seine Liebe für sie als sein Geheimniß zu hüten. Jetzt, da sie noch mit erster Herzensmacht an Roland hing, war sie für ihn, er begriff es, unnahbar.

So verging ihm in innerem Kampfe ein Tag nach dem anderen. Er getraute sich nicht nach Urgenstein und auch nicht, mit seiner Frau eine Entscheidung herbeizu-

führen. Wie er sie jedoch behandelte, bereitete er diese Entscheidung planmäßig vor. Er hoffte, daß sie selber Anlaß nehmen werde, ihm die verhängnißvolle Frage zu stellen.

In der That, er täuschte sich hierin nicht. Eines Morgens suchte ihn Mathilde in seinem Zimmer auf. Sie war gefaßt und versuchte, liebevoll zu ihm zu sprechen.

„Egon, was ist nur zwischen uns gekommen? Ich ertrage dies Dasein nicht länger."

Unwirsch wehrte er ein Gespräch in diesem Tone mit ihr ab. „Ich bitte, keinen Auftritt!"

Sie aber drang um so lebhafter in ihn. „Ich leide, Egon, unsäglich. Ach, und warum könnten wir nicht glücklich miteinander sein? Wir waren es, bis —"

Sie zögerte, weiter zu sprechen. Mit einem tiefen Seufzer neigte sie ihr Haupt auf ihre Brust nieder.

„Bis? Bis?" fuhr er auf. „So sage es doch! Mir ist es recht, wenn es endlich klar zwischen uns Beiden wird. Auch ich leide, auch ich will dies Dasein nicht länger führen. Bis, bis — nun, bis wann denn?"

Sie richtete ihr Haupt wieder empor und entgegnete muthiger: „Bis diese Familie Kühne hierher kam."

„Aha!" rief er spöttisch aus. „Bis Fräulein v. Kühne Deine Eifersucht erregte!"

„Ja, und mit Recht; denn sie allein kann Dich nur nach Urgenstein ziehen. Sie —"

„Und," unterbrach er sie zornig, „Du wagst es, Dir einzubilden, daß sie sich erniedrige, ein Liebesverhältniß mit mir zu haben?"

Mit einem fast verstörten Ausdruck in ihrem unter der Erregung gerötheten Gesicht trat sie näher an ihn heran. „Mir ist, als könnte ich hellsehen."

Der Graf lachte höhnisch auf.

„Wenn Du in letzter Zeit nach Urgenstein gegangen

warst," fuhr sie in nervöser Gereiztheit fort, „so meine ich gesehen zu haben, wie Du daselbst im Banne dieses Mädchens gewesen. Das hat Dich mir abgewandt."

„Welche wohlfeile Scharfsinnigkeit — oder, wie Dir beliebt — Hellseherei!"

„O, diese Schöne hat etwas Berückendes, ich würdige es wohl, und es ist gewiß, daß sie Dich berückt hat. Du liebst sie. Du glühst in Leidenschaft für sie."

„Das wolltest Du mir also endlich sagen!" spottete er ihrer weiter.

„Ja, das muß sein, das muß ich!" und sie richtete sich vor ihm empor. „Soll ich demüthig, geduldig ihr das Glück gönnen, dessen sie mich beraubt? Ich, ich habe ein Recht auf Deine Liebe, und ich trete dieses Recht nicht ab."

„Höre doch auf mit dergleichen Redensarten," unterbrach er sie wegwerfend. „Ich soll wohl um Verzeihung bitten? Wozu diese Narrethei! Ein so eifersüchtiges Weib zu sein, dazu hätte ich Dich wahrhaftig doch für zu gescheidt gehalten. Es ist ja zum Lachen! Hast Du nicht," setzte er mit schneidender Bitterkeit hinzu, „auch gesehen, wie ich mit Fräulein Helene hinter einem Boskett Liebesschwüre austauschte, Liebesküsse wechselte, sie in meinen Armen hielt?"

Sie stand wieder wie gebrochen vor ihm, beschämt, gekränkt durch seine Worte. „Verzeihe mir!" stammelte sie. „Meine Liebe hat mich in dieses Fieber versetzt. Es ist ein Fieber, Egon, ich bin krank, sehr krank."

„Das glaube ich auch. Geh' zu Bett und laß den Arzt holen."

Auf diese kalt abweisenden Worte richtete sie einen thänenvollen Blick auf ihn, der ihm neuen Unwillen erregte, und leise entfiel es ihrem Munde, bittend, klagend, voller Rührung: „Egon, ich liebe Dich doch!"

„Was soll die Komödie? Ich bin zu Ende mit meiner Geduld!“ fuhr er sie an.

Sie hob ihre schlanken Arme und machte Miene, sich an seine Brust zu werfen. Er wich zurück.

„Egon! Versteh' mich doch! Laß uns glücklich werden, mich mit Dir! Ich liebe Dich!“

„Genug, genug nun! Mir scheint, Du kannst nicht recht bei Sinnen sein, um mir nach drei Jahren einer langweiligen, liebeleeren Ehe plötzlich eine schwärmerische Liebeserklärung zu machen. Das ist doch offenbar nur eine hysterische Laune. Ich meinestheils habe keine Lust, mich damit zum Narren halten zu lassen. Ernüchtere Dich gefälligst und erinnere Dich: wir haben nie glücklich miteinander gelebt, wenn wir es uns auch äußerlich nicht merken lassen wollten, wie wir auch nie glücklich miteinander leben können, wenn wir uns auch dazu zwingen wollten. Du möchtest jetzt plötzlich die getäuschte und unverstandene Frau spielen; ich aber bin ehrlicher und sage Dir, daß es besser ist, wenn wir uns für immer trennen.“

Sie wankte, als verließe sie ihre Kraft, mit der sie in dieser Unterredung die Entscheidung gesucht hatte. Als er seine letzte Entgegnung begann, ahnte sie den Schlag, der sie treffen würde. Mit dem befürchteten Worte brach sie in einem Sessel zusammen.

„Also doch!“ murmelte sie.

„Es ist für uns Beide das Beste,“ bekräftigte Egon mit Bestimmtheit, beruhigter nun, daß er ausgesprochen hatte, was er seit Tagen in Gedanken getragen.

„Das hast Du vorbedacht, ja, ja!“ murmelte sie weiter, wie betäubt.

„Ich habe es reiflich überlegt, gewiß. Geben wir uns die Freiheit zurück, wir Beide sind noch jung genug, um sie für werthvoll halten zu müssen.“

Sie lachte in Qualen auf. „Um ihretwillen! Das ist doch klar!"

„Denke darüber, was Du willst," versetzte er wieder gereizt. „Ich wünsche nur, keine Worte deshalb von Dir noch zu hören. Sie beleidigten Diejenige, die Deine Eifersucht, Deinen Neid erregt hat."

„Sage lieber, die Dich bethört, umgarnt hat!"

Er wurde erbittert nicht nur über diese Worte, in denen so viel Vorwurf lag, sondern auch, daß sie sitzen blieb und keine Miene machte, das Gespräch mit ihm abzubrechen. Er griff nach seinem Spazierstock und schritt zur Thür. Ehe er sie öffnete, um hinauszugehen, schleuderte er ihr mit grausamem Hohne noch zu: „Ich werde einen Besuch auf Urgenstein machen. Verfallen Sie doch wieder in Ihre Visionen, Frau Gräfin, um zu wissen, was ich da treiben werde. Sie müssen in der besten Verfassung dazu sein!"

— — — — — — — — — — — —

Eine Zeitlang brütete sie vor sich hin auf ihrem Sitz. Sie wollte weinen, doch ihre Augen blieben trocken und heiß. In ihren Schläfen pochte das Blut, so daß sie ihre Stirn mit beiden Händen drückte, wie wenn sie dieselbe vor dem Zerspringen bewahren wollte. Endlich erhob sie sich, schlaff und bleich im Gesicht; sie trat an's Fenster und öffnete es, um frische Luft zu haben. Auf einem Feldwege, der die Landstraße nach Urgenstein abschnitt, sah sie ihren Mann in sehr eiligem Laufe, zuweilen seinen Stock in der Luft schwenkend. Gewiß, er ging wieder nach Urgenstein, und Ungeduld, dahin zu kommen, mochte seine Schritte so beflügeln. Sie blickte traurig ihm nach, bis er bei einer Biegung des Weges verschwand.

Hinträumend ging sie aus seinem Zimmer nach dem ihrigen, Minkas war da und kam ihr mit hochgehobenem Kopf entgegen, als wollte er sie befragen, was ihr fehle.

Sie beachtete ihn kaum, sondern warf sich in einen Stuhl, um abermals mit beiden Händen ihr Haupt zu fassen und, die Arme auf ihre Kniee gestützt, vor sich hin zu brüten. Still legte sich der Hund zu ihren Füßen.

Da kam es wie ein Entschließen über sie; denn sie nickte oftmals, wie ihre Gedanken bekräftigend, mit dem Kopfe. Endlich erhob sie sich langsam, ihre Gestalt hoch aufrichtend, die Augen groß und starr. Ein leichtes Tuch und ein Sonnenschirm lagen auf dem Tisch, und sie griff darnach. Dann holte sie aus ihrem Toilettenzimmer nebenan einen dunklen Kapuzenhut und stülpte ihn auf, ohne einen Blick in den Spiegel zu werfen. Ihre Geldtasche lag auf dem Spiegelschränkchen; sie nahm sie zu sich. Minutenlang stand sie dann unbeweglich in Nachdenken, bis sie ganz einig mit sich sein mochte; dann schritt sie zum Zimmer hinaus auf den Korridor. Dicht hinter ihr folgte Minkas.

Die Zofe bemerkte sie auf dem Korridor und trat zu ihr, indem sie sagte: „Wann befehlen gnädige Frau zu speisen?“

„Es ist nichts nöthig,“ warf sie hin und schritt hastig weiter.

Das Mädchen fragte noch, indem es verwundert stehen blieb: „Kommt der Herr Graf zu Tische?“

Sie antwortete nicht darauf und stieg die Treppe hinab. Wieder ging sie nach dem Park und durch das Pförtchen dem in der Ferne sich hinbreitenden Walde zu. Als die ersten Fichten sie umfingen, bannte sie ein Gedanke. Sie wandte sich und sagte gebieterisch zu ihrem Hunde: „Geh' heim, Minkas!“

Die Dogge glaubte wohl nicht, daß es ihrer Herrin Ernst damit sei. Sie stand vor ihr, schaute mit ihren klugen Augen auf und wedelte langsam, bittend, mit dem Schweif.

„Geh', sag' ich!“ befahl die Gräfin noch in herrischerem Tone, an den der Hund nicht gewöhnt war. Er glaubte ihr auch noch immer nicht und blieb.

Da stampfte sie zornig mit dem Fuße auf und hob drohend ihren geschlossenen Schirm gegen ihn. Nochmals befahl sie ihm, zurückzugehen nach Hause. Er senkte nun den Kopf und kehrte langsam um, hielt aber bald zögernd wieder an und drehte sich nach ihr zurück. Sie schritt in den Wald hinein, und er begriff nun das Außerordentliche, daß sie ihn durchaus nicht mehr bei sich haben wollte. Wie ein schwer Gekränkter trottete er nach Altringen zu, wohl zehnmal noch stehen bleibend und nach ihr ausschauend. Sie war nicht mehr zu sehen.

Hinter der Waldspitze, die sie quer durchmaß, dehnte sich wieder Wiesenland und Feldmark weithin aus. Von hier, wo noch erhöhter Boden war, konnte man den alten Thurm von Urgenstein erblicken, auch bei dem trüben Wetter dieses Tages.

Gräfin Thilda setzte sich am Rande des Waldes nieder und gefiel sich darin, diesen fernen Thurm regungslos anzuschauen. Ihre Gedanken weilten in Urgenstein, all' ihr Sinnen war dahin gebannt. Mit ihrer Hand suchte sie den heftigen Schlag des Herzens zu lindern; sie litt unsäglich. Eine Gluth in ihr verzehrte sie.

Auf einmal schrie sie auf, kurz, abgerissen. Sie hob flehend die Hände zum Himmel, als solle er ihr einen Engel senden, sie zu retten aus ihrer Noth. Sie wollte weinen, und sie wurde nicht durch die Thränen erlöst; ihre Augen waren wie vertrocknet.

„Ach!“ rief sie aus. „Was soll ich thun? Wie soll dies enden?“

Wieder starrte sie nach dem Thurm von Urgenstein, lange, lange. —

Schon Stunden hatte sie in dieser Einsamkeit marter-

voll verbracht. Ihr Geist war wie ihr Körper gelähmt; sie fand nicht Kraft zum Willen, sie fühlte ihre Füße bleischwer.

Aber endlich flog sie doch von ihrem Sitz empor; die Macht eines Gedankens hatte sie erfaßt, und ein Entschluß verlieh ihr fieberhafte Fähigkeit der Bewegung. Sie lief ohne Weg und Steg gerade vor sich eine Halde hinunter, dem durch die Markung sich hinschlängelnden Flusse zu.

Weit und breit war kein Mensch zu sehen.

5.

Graf Egon war in der That, wie er seiner Frau bei dem feindseligen Abschied von ihr gesagt, nach Urgenstein gegangen. Auf dem Marsche dahin fühlte er sich wie Jemand, der einer lästigen Bürde sich entledigt hat und in der erlangten Freiheit sich freudige Hoffnungen vorgaukelt.

Der erste Schritt zur Scheidung von Mathilde war ja damit geschehen, daß er ihr seinen Entschluß einer solchen rücksichtslos mitgetheilt hatte. Mit erkünsteltem Muth dachte er unterwegs daran, das angefangene Werk nun ohne Zaudern durchzuführen. Konnte er auch im Augenblick noch nicht wagen, mit seiner Absicht auf Helene hervorzutreten, so trieb es ihn doch ungestüm, mit einem Seelendurst, in ihrem Anblick sich zu berauschen, im Gespräch mit ihr sich zu beglücken, und vorsichtig den Vorsatz des Kommerzienraths zu fördern, seine Tochter von der sentimentalen und, wie er glaubte, leicht wieder zu verflüchtigenden Neigung zu Doktor Roland abzubringen.

Er wurde im Gartensalon von Herrn v. Kühne in der gewohnten vertraulichen Art empfangen.

„Wären Sie heute nicht gekommen, lieber Graf, so würde ich morgen bei Ihnen vorgefahren sein. Ich nahm

wirklich schon ein Mißgeschick an, das Ihnen oder Ihrer Frau Gemahlin zugestoßen sei. Gottlob, nichts von alledem, nicht wahr?"

Die Kommerzienräthin kam mit ihrer Tochter herzu.

„Sie schenken uns doch die Ehre, einen Löffel Suppe mit uns zu essen?" bat die Erstere. „Wir wollen gerade speisen."

Dankend nahm er die Einladung an. Er reichte Helene seine Hand und erkundigte sich nach ihrem Befinden.

„Vortrefflich," lautete ihre Antwort, und sie sah auch so blühend aus, wie am Tage des Gartenfestes. Die doch so entschiedene Erklärung ihres Vaters gegen die Werbung Roland's um ihre Hand schien ihr nicht den geringsten Kummer zu machen. Diese sorglose Stimmung verwunderte Egon einigermaßen. Sollte sich der Wind gedreht haben, der Kommerzienrath etwa anders gestimmt worden sein? fragte er sich mit dem Argwohn eines Verliebten.

Nach Tische nahm man auf der Veranda Platz. Herr v. Kühne rauchte eine Cigarre und nickte darüber seiner Gewohnheit nach ein; seine Frau las in den Zeitungen, welche eingelaufen waren. Helene beschäftigte sich mit einer Stickerei und leistete allein in ihrer ungezwungen liebenswürdigen Art plaudernd dem Gaste Gesellschaft. Egon war beseeligt darüber. Immer wieder fühlte er sich berauscht in ihrer Nähe; nur zu verrätherisch ruhten seine Augen auf ihrem warmblütigen Antlitz mit dem schwellenden Lippenpaar, mit den tiefgrundigen braunen Augen, dem sinnigen und ihn bezaubernden schönen Ausdruck. Und gewiß, sie war auch gesprächiger, mittheilsamer wie sonst gegen ihn; es klang wie ein vertraulicher Ton daraus, der ihm neu war und vollends seine Sinne in Erregung brachte. Schwer, nur in der Furcht, diesen beglückenden Genuß ihrer stimmungsfrohen Unterhaltung einbüßen zu können, überwand er sich, in den Schranken

der Zurückhaltung zu bleiben. Aber er sagte sich, daß ein Weib es wohl merke, wenn es, auch geheim nur, geliebt werde von einem Manne, und daß Helene trotz Doktor Roland kein Mißfallen darüber hege, was ihn im Herzen bewege, daß sie ihm als Freund des Hauses eine Verehrung, die ihr schmeichle, gestatte. Das war ihm vorerst genügend.

Sie wollte, da die Sonne nicht belästigte, im Garten sich einige Bewegung machen, und der Graf beeiferte sich, sie zu begleiten. So allein mit ihr, wagte er das Gespräch auf die Angelegenheit zu lenken, die ihn immerfort in seinen Gedanken beschäftigte. Er wollte wie ein Hausfreund im Sinne des Kommerzienraths versuchen, sie gegen Roland einzunehmen.

„Fräulein Helene," begann er, „welche Ueberraschung haben Sie, wie ich vernommen, Ihren Eltern bereitet!"

Sie richtete einen freudigen Blick auf ihn, der ihn verwirrte, und antwortete mit Lebhaftigkeit: „Gut, daß Sie davon anfangen, Herr Graf. Ich durfte ja voraussetzen, daß mein Vater Sie von diesem Ereigniß in Kenntniß gesetzt habe. Er ist dagegen, meine Mutter auch, was mich aber keineswegs in Ueberraschung versetzt hat."

„Auch nicht in Verzweiflung, wie ich sehe," fiel er ein.

„Nein," fuhr sie fort, „denn ich hoffe, daß ich siegen werde."

„Lieben Sie denn den Herrn Doktor wirklich so sehr?" fragte er mit bangem Herzklopfen.

„Wie er mich liebt," bekräftigte sie.

„Indessen, gnädiges Fräulein, bei den Grundsätzen Ihres Herrn Vaters scheint mir, daß er nicht so leicht nachgeben wird, wie Sie annehmen; seiner Aeußerung mir gegenüber nach gar nicht, niemals. Ich nehme nicht Anstand, Ihnen dies mitzutheilen, nachdem Sie mich mit Ihrem Vertrauen in dieser Sache beehrt haben."

„Ja, Herr Graf, ich wende mich mit meinen vollen Vertrauen an Sie.“

Er fühlte sein Blut emporsteigen und kühner sagte er: „Ihr Vater hat offenbar andere Pläne in Bezug auf Sie.“

„Ich weiß es wohl.“

„Er wünscht für Sie einen vornehmen Gatten —“

„Aber ich begehre, eine glückliche Frau zu werden,“ unterbrach sie ihn, „und habe ein Recht darauf.“

„Gewiß, gewiß, Fräulein Helene. Das Eine schließt auch das Andere nicht aus. Sie sind werth, in vornehmer Stellung eine glückliche Frau zu werden. Und wenn sich nun Jemand Ihnen vorstellte, der alle äußeren Bedingungen erfüllte, und um Ihre Liebe würbe, entschlossen, alle Hindernisse, die sich ihm noch bieten sollten, zu überwältigen —“

Er hielt inne, denn sie hob ihre Hand wie abwehrend gegen ihn und rief: „Das würde mir ein großer Kummer sein, wenn sich Jemand in solchen Hoffnungen wiegen sollte! Er trüge nur Enttäuschung davon. Ich bleibe meiner Liebe treu und ließe deshalb Geld und Gut dahin fahren. Roland hat mein Wort, und ich halte es, denn er ist ein Ehrenmann, so wie es nur der Vornehmste sein kann, und seine Liebe zu mir ist echt. Sie ist auch,“ hob sie mit Nachdruck hervor, „frei von Berechnung und irgend welchen Gewissensfragen, deren Lösung nur zum Unglück oder auf Kosten einer dritten Person erfolgen könnte. Ja, Herr Graf,“ fuhr sie in schneller Wendung und in einem so zuversichtlichen Tone fort, daß Egon plötzlich ernüchtert wurde, „bei Ihrem unleugbaren Einfluß auf meinen Vater richte ich deshalb vertrauensvoll die Bitte an Sie, diesen Einfluß zu Gunsten des Doktors aufzubieten! Ich schmeichle mir, daß ich Ihnen einige Theilnahme errege, und daß Sie eine schöne Genugthuung

darin finden werden, nach Ihren Kräften mit zu meinem Glücke beizutragen. Nicht wahr, ich täusche mich nicht, Herr Graf?"

Er war sprachlos.

„Ich freute mich auf den Augenblick, Sie wiederzusehen, um Ihnen dies zu sagen," fügte sie noch hinzu. „Ich dachte an Sie als wie an einen edlen Beistand. Mein Vater, meine Mutter halten viel auf Ihren Rath. Rathen Sie ihnen, nicht an eine vornehme, sondern an eine gute Heirath für ihre einzige Tochter zu denken, und den Doktor Roland als Schwiegersohn anzunehmen. Ich bitte Sie, Herr Graf, darum, und dankbar werde ich mich Ihnen für eine so edelmüthige Beihilfe verpflichtet erachten, gerade, weil sie Ihnen vielleicht eine gewisse Selbstverleugnung zumuthet. — Ich meine," beeilte sie sich mit einer näheren Erklärung ihrer letzten Worte, „weil Sie wohl lieber auf meines Vaters Seite ständen, um mich vornehm, wie Sie meinten, zu verheirathen."

Da er schweigend in Verstörtheit neben ihr herging, hielt sie ihren Schritt an, lächelte ihm unbefangen zu und rief scherzend: „Wir wollen aber wieder in's Haus zurück, sonst denken meine Eltern am Ende, wir hätten Geheimnisse miteinander. Freilich ist dies ja auch eines; aber gerade zu Ihnen, Herr Graf, habe ich Vertrauen, und nur Sie können mir helfen."

Egon blieb so verstimmt nach diesem Gespräch, daß er es keine halbe Stunde mehr im Hause des Kommerzienraths aushalten konnte. In seiner Brust fraß es wie Gift. War es wohlberechnet gewesen, was Helene zu ihm unter vier Augen gesprochen hatte? Er bezweifelte es nicht. Sie hatte diese Unterredung geplant, um ihn aus seinem Himmel zu reißen. Sie hatte seine Liebe zu ihr erkannt und auf eine so vernichtende Weise verurtheilt.

Er schützte Kopfweh vor und empfahl sich; Helenens

Abschiedsblick belehrte ihn nur zu gut, daß sie den Vorwand würdige.

Aber Herr v. Kühne bemerkte nach der Entfernung Egon's: „Der Graf muß etwas mit sich herumtragen in letzter Zeit. Sein launenhaftes Benehmen ist doch auffällig. Auch auf dem Feste war er auf einmal so verstimmt und entfernte sich frühzeitig. Was mag er nur haben? — Ich glaube," setzte er dann nachdenklich hinzu, „er lebt nicht gut mit seiner Frau."

6.

Der trübe Tag ging zur Neige. An der Ausgangspforte des Parkes von Schloß Altringen hockte seit ein paar Stunden der Hund der Gräfin und starrte unverwandt auf den dunklen Wald am Ende des durch die Gemarkung sich hinziehenden Feldwegs. Niemand beachtete ihn da; die Leute auf den Wiesen und Aeckern kamen auf ihrem Heimweg nicht dahin. Gehorsam, so schwer es ihm geworden, hatte er den Befehl seiner Herrin befolgt und war allein zurückgelaufen; aber er erwartete sie am Park, um in seiner Treue sie schon von ferne zu begrüßen.

Endlich, nach Stunden, wurde er ungeduldig. Er lief hin und her vor der Parkthüre. Ein paarmal ließ er auch ein lautes, klagendes Geheul ertönen und schaute nach allen Seiten aus, ob ihn Niemand höre. Umsonst. Immer unruhiger wurde er. Endlich widerstand er der Unruhe nicht länger, die ihm das Ausbleiben der Gräfin erregte, und setzte sich in Trab, um in großen Sprüngen den Wald zu erreichen, den bereits die Dunkelheit umfing.

Inzwischen war auch die Dienerschaft des Hauses in Unruhe gerathen, daß sowohl der Herr wie die Herrin seit Vormittag sich entfernt hatten und im Besonderen die Letztere nicht zurückkehrte. Man wußte, daß Beide

das Schloß einzeln und nach verschiedenen Richtungen verlassen hatten. Die Zofe suchte den Park ab. Gärtner und Diener kamen hinzu und gingen bis zum Hinterthor, das, wie immer, verschlossen war. Sie befragten sich, was zu thun; schon war es acht Uhr Abends vorüber.

„Neulich ist die Gräfin zwar auch so spät heimgekehrt," meinte die Zofe, „aber —"

„Aber heute," hob der Diener hervor, „ist sie schon vor Tische weggegangen. Vor acht, neun Stunden!"

„Und wie! Recht wunderlich sah sie aus!"

„Sie hat den ganzen Tag ja nichts gegessen!"

„Was geht nur im Hause vor?" fragte die Zofe. „Seit ein paar Tagen sind der Graf und seine Frau über Kreuz, das ist gewiß, und heute früh müssen sie einen bösen Auftritt gehabt haben. Die Gräfin hatte dick verweinte Augen."

„Manchmal," sagte der Diener, „kommt sie Einem wie närrisch vor."

„Es ist auch nicht richtig mit ihr in letzter Zeit. So launisch und heftig war sie niemals. Und der Graf erst!"

„Ich werde einmal nach dem Wald hinaufgehen," erklärte der Gärtner. „Es kann ihr doch 'was passirt sein."

Er besaß einen Schlüssel zur Pforte und öffnete sie. Dann schritt er schnell auf dem Feldwege dem Walde zu. Nahe davor lief ihm Minkas entgegen, sprang ihn ungestüm zutraulich an, und als der Gärtner, schon beruhigter durch seinen Anblick, ihn nach seiner Herrin befragte, bellte der Hund laut, als wenn er damit ausdrücken wollte, er wisse es nicht.

Die Gräfin war auch nicht zu bemerken, nnd nun wurde der Gärter doch besorgt. Wo war sie, die auf ihren Spaziergängen stets ihren Hund bei sich zu haben pflegte? Wie kam es, daß er allein und in solcher Unruhe ihm begegnete? Tiefe Dunkelheit herrschte schon.

„Minkas, wo hast Du Deine Herrin?“ befragte ihn der Gärtner rathlos.

Die Dogge lief hin und her und heulte.

„Da ist wahrhaftig ein Unglück geschehen!“ stieß der Gärtner bestürzt hervor und eilte zum Gehölz.

„Komm, Minkas, komm!“ rief er dem Hunde zu und der folgte sogleich, was sonst nicht seine Art gegen irgend wen anderen als die Gräfin war; nicht einmal gegen ihren Gemahl erkannte er eine Pflicht des Gehorsams an.

Kaum in der Finsterniß zwischen den Fichten, schlug Minkas heftig an, und der Gärtner erschrak, als er eine Gestalt auf sich zukommen sah, unter deren Schritt das Reisig am Boden krachte.

„Wer ist da?“ rief der Gärtner in Furcht und hielt an, während Minkas vorgesprungen und bei der Gestalt, ohne Laut zu geben, stehen geblieben war.

„Was gibt es hier?“ entgegnete eine zornige Stimme, die der Gärtner als die des Grafen Egon erkannte.

„Ach, der gnädige Herr!“ sagte er erleichtert.

Egon trat nahe zu ihm; der Hund hielt sich an seiner Seite, ohne daß der Graf ihm Beachtung schenkte.

„Wen suchen Sie denn?“ herrschte er den Gärtner an, den er ebenfalls an der Stimme erkannt hatte.

„Herr Graf! Ihre Frau Gemahlin!“

„Was? Die Gräfin?“

„Seit Vormittag ist sie schon fort, gnädiger Herr! Wir sind in der höchsten Angst um sie, und ich habe mich aufgemacht, sie zu suchen. Hier vor dem Wald lief mir der Hund in größter Unruhe entgegen.“

Egon stand wie erstarrt. Er hörte den Bericht mit stillem Schrecken. Der furchtbare Gedanke stieg in ihm auf, daß Mathilde nach dem Auftritte mit ihm sich ein Leid angethan haben könne. Er hielt sie bei ihrer nervösen Natur, in der Stimmung, in der er sie verlassen,

dessen für fähig, und das Gewissen schlug ihm wie einem Schuldigen.

„Der Wald ist zu finster!“ rang es sich endlich aus seiner Brust. „Man sieht die Hand vor Augen nicht; ich bin schon ein paarmal gegen die Bäume gerannt. Eilen Sie nach Haus, holen Sie Leute mit Laternen und Fackeln. Ich werde mit dem Hunde hier warten.“

Der Gärtner that, wie ihm geheißen. Bis zum nahen Waldrand ging Egon mit ihm. Am Felde setzte er sich auf den begrasten Rain und hielt den Hund neben sich, der begriff, daß Anstalten gemacht wurden, seine Herrin zu suchen und beruhigter sich hinhockte, die Ohren gespitzt.

Der Graf war erschöpft und bedurfte der Ruhe. Kreuz und quer war er seit Stunden umhergelaufen, um den Grimm und Hader in seinem Innern auszutoben. In einem Dorfwirthshaus war er eingekehrt, und hatte eine Flasche Wein hastig zu trockenem Brode getrunken. Um nach Altringen zurückzukommen, hatte er den kürzesten Weg durch den Wald gewählt.

Eine furchtbare Stunde war es, in der er sich mit seiner Gewissensangst allein befand, mit all' den Gedanken und Zweifeln, die ob des Verschwindens seiner Frau ihn bestürmten und quälten.

Dann kamen mit dem Gärtner sein Diener und ein halbes Dutzend Bauern mit großen, leuchtenden Stalllaternen und Fackeln in der Hand, die jetzt angezündet wurden. So ging es in den Forst hinein, und man ließ die Dogge vorausgehen, in der Hoffnung, sie würde die Spur der Vermißten finden.

Sie lief auch schnüffelnd in bestimmter Richtung durch das Gehölz und hielt erst am Rande desselben auf der anderen Seite an. Hier untersuchte man ringsum den Boden. Der Hund aber lief weiter, sprang durch die Wiesen hinunter auf einen Weg, der nach dem das Thal

durchziehenden Flusse führte, und hier erschien es, als verliere er jede Spur. Denn er lief hin und her, ungewiß, aufgeregt, bellend. Man beleuchtete das Ufer auf einer langen Strecke, ohne Erfolg; man rief den Namen der Gräfin laut durch die Nacht. Es blieb todtenstill auf der weiten Gemarkung; leise rauschte nur der Fluß dahin.

„Es hilft jetzt nichts!" rief endlich der Graf. „Wir müssen morgen früh die Nachforschungen fortsetzen. Die Fackeln gehen auch aus. Ich nehme gar kein Unglück mehr an. Wahrscheinlich ist die Gräfin nach der Eisenbahn gegangen, wohin dieser Weg ja führt, und hat auf der Station den Zug benutzt. Jetzt ist darüber freilich nicht Gewißheit zu erlangen."

Die Leute sahen ein, daß der Graf Recht habe, und so traten sie mit ihm den Rückweg an; auch Minkas folgte dem Befehl, den Kopf gesenkt.

Egon war beruhigter geworden. Er redete sich ein, daß in Nachwirkung seines Gespräches mit seiner Frau und seiner ihr mitgetheilten Absicht, sich von ihr scheiden zu lassen, sie sich heimlich auf die Reise nach Bayern zu ihren Eltern begeben habe, und daß er zu Hause sicherlich einen zurückgelassenen Brief von ihr finden werde, der ihn davon unterrichte. Jedenfalls war in der Nacht, während der auf den kleinen Landstationen der Telegraphen- und Verkehrsdienst eingestellt war, nichts zu unternehmen.

Nach anderthalb Stunden war er zu Hause. Er ging sogleich in das Zimmer Mathildens. Er fand keinen Brief. Er nahm in der neu über ihn kommenden Beunruhigung nicht Anstand, den Kasten des Schreibtisches, nachdem er vergebens die Schlüssel gesucht, aufzubrechen, hoffend, darin etwas Geschriebenes zu finden, das ihn über ihr Vorhaben die Augen öffne. Nichts! Es gab allerhand Schreibereien da, die einer literarischen Liebhaberei seiner Frau ihren Ursprung verdankten, ihm jedoch

kein Interesse erregen konnten. Er sah ihre stählerne Kassette im Schubfache stehen und das Schlüsselchen darin stecken. Er öffnete sie; es lag eine ansehnliche Summe in Gold darin. Die Zofe hatte Egon bei seiner Ankunft auf sein Befragen mitgetheilt, daß die Gräfin in ihrem gewöhnlichen schwarzwollenen Kleide und nur in ihrem einfachen Hut, mit einem Tuche und dem Sonnenschirm fortgegangen sei. Also in nichts ausgerüstet für eine Reise. Diese Schlußfolgerung warf ihn in volle Angst; denn seine Annahme wurde damit hinfällig.

Mit heißem Kopf sann er nach. Die Reue bedrückte sein Gemüth, seiner Frau eine so schwere Kränkung bereitet zu haben. Was ihm am Morgen eine Befriedigung gewährt, verdammte er jetzt. Es lag für ihn, nachdem er das Gespräch mit Helenen gehabt, kein Grund mehr vor, sich so feindselig von seiner Frau zu trennen.

Bei diesem Grübeln und Hadern mit sich suchte er fort und fort mit Augen und Händen in der offenen Schublade des Schreibtisches, als ob sich doch da etwas Geschriebenes finden könne, was ihm Aufschluß über den Zweck ihrer Flucht geben würde. Zehnmal wohl hatte er auch ihr Tagebuch in die Hand genommen, aber jedesmal wie ein nichts bedeutendes Album wieder weggelegt. Der Zufall ließ ihn endlich einen Blick hineinwerfen, und er traf dabei auf eine Stelle, die seine Aufmerksamkeit erregte.

„Warum habe ich nicht den Muth, mit ihm über all' dies, was meine Seele bewegt, offen zu sprechen? Er ist im Grunde ein guter Mensch; aber er weiß es nicht, daß ich ihn liebe, und er liebt mich nicht, weil er mich nicht kennt."

So las er, und es machte auf ihn einen tiefen Eindruck. Er kam ihm wie ein Vermächtniß von ihr vor, eine überraschende Enthüllung, aus welcher er auf einmal die Be-

deutung der bittenden Worte schöpfte, die sie im letzten Gespräch an ihn gerichtet und auf die er ihr so berechnet verletzend geantwortet hatte. Sein Herz zog sich zusammen; die Schuld drückte es centnerschwer. Er las weiter:

„Er muß mich kennen lernen; es ist meine Pflicht, aus meiner feigen Zurückhaltung hervorzutreten und mit ihm mich auszusprechen. Wir Beide lebten ein ödes Leben miteinander, weil wir es nicht zu verinnerlichen suchten. Er hat das Bedürfniß nicht dazu; aber ich bin überzeugt, daß er durch sein vergnügungssüchtiges Jugendleben nicht so armselig geworden ist, um nicht durch wahre Liebe wieder sich aus dieser Verödung erheben zu können. Sie würde Alles in ihm fruchtbar machen; denn er hat Fähigkeiten, gute Eigenschaften, die ihn befriedigen würden, wenn er sie in Thätigkeit, in rechtem Wirken und Nutzen sehen könnte. Er mißachtet sie zu sehr, weil er sie nicht einmal kennt. Arbeit fehlt ihm, geistige Beschäftigung. Er ist ihrer durch sein zu sorgloses Leben und üppige Ungebundenheit entwöhnt worden. Wenn er z. B. Abgeordneter würde! Er könnte es ja leicht werden und sollte nur Lust haben, als Kandidat aufzutreten, mit dem Gegner um den Erfolg zu kämpfen. Hier oder in einem anderen Wahlkreis. Die gute Frau v. Voß, meine Tante, die neulich auf ihrer Reise nach der Schweiz mich besuchte, hat mich darauf gebracht, und ich will es mir immer wiederholen, was sie mir rieth, um noch eine glückliche Frau werden zu können. Egon muß wissen, daß ich ihn liebe, daß ich ihn wirklich liebe, und die Arbeit, eine geistige Beschäftigung, muß ihm ein Ziel des Ehrgeizes bieten. Ach, hätten wir Kinder! Eine Familie, die das Haus belebt und das Gemüth beschäftigt! Mir und ihm!“

Der Graf faßte mit der Hand an seine Stirn, als traue er seinen Augen nicht. Was stand da? Wie wirkten

diese Worte, durch die er von einem Geheimniß seines Weibes zufällig Kenntniß erhielt, auf ihn! Welch' einen Einblick gewann er da in eine Seele, die er bisher nicht verstanden hatte und nicht gewürdigt! Still, bescheiden, schüchtern hatte sie ihm, als seine Frau, ihre Liebe gegeben und sich in ihrer Einsamkeit mit ihm und seinem Wohl beschäftigt! Es fiel ihm schwer auf das Gewissen.

Er ersah aus dem unterschriebenen Datum, daß seine Frau diese Gedanken acht Tage zuvor aufgezeichnet hatte. Er blätterte hastig nach der letzten Niederschrift und las da vom Tage vor ihrem Verschwinden:

„Gemeine Eifersucht erfüllt mich wahrlich nicht. Ich weiß ja nicht einmal, ob er das Mädchen wirklich liebt; ich ahne es nur. Es freut mich sogar, wenn ich denke, daß es so ist, deshalb, weil er dann doch noch der Liebe fähig wäre. In dieser Erkenntniß bin ich eifersüchtig; denn ich, ich möchte der Gegenstand seiner Zuneigung sein, ich habe allein das Recht darauf, und ich will sie mir nun ernstlich auch erringen. Insofern muß ich Fräulein v. Kühne dankbar sein. Denn sie ist sicher nicht von der Art, aus Koketterie mit Egon sich in ein Liebesverhältniß einzulassen. Er wird also auch gar keine Herzensbefriedigung davon haben. Bei mir würde er sie finden. Er suchte sie da nicht; aber es war wohl meine Schuld. Er glaubte nicht, von mir geliebt zu sein, und es ist auch wahr, daß ich eines tieferen Gefühls als Weib mir seit meiner Verheirathung nicht bewußt gewesen bin bis jetzt. Ich hielt unser Verhältniß für befriedigend, bis ich empfand, daß ich mehr bedurfte. Er muß dies erfahren, und wenn ich auch nun kämpfen soll um sein Herz, ich zweifle nicht, daß ich es mir doch schließlich erobere. Er wird das Bedürfniß seines Herzens dann von der Fremden auf mich übertragen. O, dann werde ich glücklich

sein und auch ihn glücklich zu machen wissen! Dann, dann wird es schön auf Altringen werden!"

Der Graf war erschüttert. Jetzt fühlte er den Verlust dieser Frau, und wie leer, wie öde sein Haus war ohne sie. Die Schlußfolgerungen, welche Mathilde aus ihren Gedanken über ihre junge Ehe immer schärfer gezogen, gingen ihm zu Herzen; die Milde, mit der sie ihn beurtheilte, ihre Hoffnung auf seine Wandlung bewegten ihn. In solcher Stimmung las er das ganze Tagebuch durch und blieb dann im Nachdenken lange befangen. Er hatte an diesem Tage von Morgens bis Abends in schweren Kämpfen gestanden. Die Leidenschaft für Helene war seit dem ihn beschämenden Abschied von ihr in Ingrimm über sich selbst übergegangen, sich einem Wahn hingegeben zu haben. Nun zerrann auch das Bild Helenens, wie es, süß und hold und zauberisch lockend, bis zu diesem Abschied immer ihn berückt, und sie wurde für ihn eine ganz prosaische Persönlichkeit, welche einem Anderen, ihm jetzt sehr gleichgiltigen Manne gehörte, gehören wollte. Er verdammte die Verirrung seines Herzens; er begriff, welches Unrecht er damit gegen sein junges Weib begangen, und daß er sich selber damit das Gemüth nicht erquickt, sondern nur verwüstet hatte. Ein Sehnen kam über ihn nach seiner Frau, um sich freimüthig mit ihr auszusprechen, sie sich wie einen Schatz, den er nicht gekannt, zurückzugewinnen, nun erst aus eigenem Willen um sie zu werben, um Hochzeit des Herzens mit ihr zu machen.

Die quälende Ungewißheit aber über das Schicksal Mathildens steigerte sich mit diesen versöhnenden Empfindungen. Die Nachtstunden wurden ihm schrecklich, da er während ihrer zur Unthätigkeit verurtheilt war. Der Schlaf floh sein Lager. Wo war jetzt sein Weib? Damit marterte er sein Hirn, und die Gedanken darüber

wurden immer wilder, erhitzten sein Blut bis zum Fieber. Konnte sie sich in ihrer Verzweiflung denn nicht ein Leid angethan, sich das Leben, welches er ihr vergiftet, genommen haben? Mit diesem furchtbaren Alp auf der Brust wartete er auf die Morgenröthe des neuen Tages, um sich anschicken zu können, sie zu suchen.

7.

An demselben Abend, als schon die Dämmerung gekommen, schellte die Hausglocke am Gitterthor von Urgenstein.

Die Familie befand sich im Wohnzimmer; Herr v. Kühne las beim Schein der Lampe die eingelaufenen Postsachen, seine Frau die Zeitung, Helene beschäftigte sich mit einer Handarbeit.

Alle Drei hoben auf den scharfen Glockenklang verwundert ihr Gesicht auf und fragten sich, wer da um solche Zeit wohl noch kommen könne.

Der Kommerzienrath und ebenso seine Frau traten an das Fenster, um auf den vom Thor nach dem Hause führenden Gartengang zu blicken. Sie sahen den Diener, der zur Gitterpforte geeilt war, mit Jemandem sprechen, den er dann einließ. Es war zu dunkel, um diese Person vom Fenster aus in der Entfernung erkennen zu können. Um so neugieriger war man im Gemach, wer es sein möchte.

Der Diener öffnete die Thür desselben, und indem die Dame ihm nachfolgte, meldete er sie als die Gräfin v. Altringen an.

Erstaunt ging der Kommerzienrath ihr entgegen, und Helene erhob sich von ihrem Sitz.

„Sie, gnädige Frau?“ fragte der Hausherr, und ahnte er schon nichts Gutes von einem so auffälligen Besuch

der Gräfin, so erschrak er, als er ihr bleiches Gesicht und die Verwirrung in ihrem ganzen Wesen bemerkte.

Helene beeiferte sich, die Gräfin an die Hand zu nehmen und sie zu bitten, sich zu setzen. Aber heftig stieß Thilda ihre Hand zurück.

„Sitzen, ja, darum bitte ich," sagte sie dabei mit einer unheimlich hohlen Stimme; „denn meine Füße sind wund und tragen mich nicht mehr."

„Um Gottes willen, gnädige Frau," drang der Kommerzienrath in sie, ihr einen Stuhl zuschiebend, in den sie auch wie gebrochen sank, „was ist geschehen?"

Seine Frau trat auch näher und fragte: „Womit können wir Ihnen denn dienen, Frau Gräfin?"

Diese richtete einen langen Blick auf Helene und erwiederte in scharfem, drohend klingendem Ton: „Ich muß mit dem Fräulein sprechen. Darum bin ich gekommen. Und es ist mir recht, wenn es vor Ihnen, den Eltern, geschieht."

„Sie sehen mich zu Ihrer Verfügung, gnädige Frau," sagte Helene mit Artigkeit und ließ sich nahebei auf einem der Sessel nieder.

Die Gräfin starrte eine Weile vor sich hin; dann flog es mit halb unterdrücktem Zorn von ihren trockenen Lippen zu dem jungen, in edler Ruhe ihrer Worte harrenden Mädchens: „Sie sind das Unglück meines Lebens."

„Was? Wie?" fuhren Herr und Frau v. Kühne betroffen auf.

Helene bewahrte ihre Haltung; nur ein Schatten trat auf ihre Stirn.

Die Gräfin fuhr fort, erbitterter: „Ich hasse Sie, und Sie sollen es wissen. Seit heute Morgen bin ich umhergeirrt wie eine Verzweifelte, um Ihnen dies zu sagen. Jetzt habe ich den Muth dazu, und Sie müssen mich hören. Mein Mann hat mir heute früh erklärt,

daß er sich von mir scheiden lassen wird. Warum? Weil er Sie liebt, Fräulein v. Kühne."

Der Kommerzienrath sprang von seinem Sitze empor, seine Frau schlug die Hände über dem Kopf zusammen, Helene blieb unbeweglich, aber ihre Mienen nahmen einen stolzen Ausdruck an, indem sie auf den Angriff gelassen entgegnete: „Reden Sie, ich bitte, nur weiter, Frau Gräfin; es wird das Beste sein, daß Sie Ihrem beladenen Herzen Luft machen. Ich werde versuchen, Ihnen nachzufühlen, auch unter Ihrer fixen Idee."

„Fixe Idee?" rief diese. „O, das kann wohl sein, daß ich Ihnen wahnwitzig erscheine. Vielleicht werde ich es, oder ich bin es schon, wahrhaftig; denn sonst würde ich als eine verstoßene Frau nicht zu Ihnen gekommen sein, und so heimlich in dem Abenddunkel, um zwischen mir und Ihnen eine Entscheidung herbeizuführen. Denn Sie müssen vor mir weichen, oder ich lebe nicht länger. Sie müssen vor mir, der Gattin des Grafen Egon v. Altringen, weichen — verstehen Sie mich, Fräulein?"

Mit einer finsteren Miene, die böse Entschlüsse verrieth, trat sie auf Helene zu.

Der Kommerzienrath wollte sprechen; Entrüstung ließ seine Wangen und Stirn erglühen. Doch Helene kam seiner Rede zuvor.

„Laß mich, Vater, mit der unglücklichen Frau, wie sie es wünscht, reden. Es handelt sich um einen unheilvollen Irrthum ihrerseits. Der Graf hat ihn unzweifelhaft veranlaßt. Seine Besuche hier konnten von seiner Gemahlin wohl mißdeutet werden, wenn es auch schwer kränkend für mich ist, daß sie in mir den Gegenstand ihrer Eifersucht, ihres begreiflichen Kummers erkennen will."

„Mein Mann ist, wie ich sehe, nicht hier, nicht mehr; denn er war hier. Ist es nicht wahr?" fiel die Gräfin vorwurfsvoll und unbeirrt in ihrer Erbitterung ein.

„Allerdings, Frau Gräfin,“ entgegnete Helene.

„Er ist zu Ihnen gekommen, nachdem er mich von sich gestoßen als eine ihm Gleichgiltige, ihm Ueberdrüssige, ihm im Wege Stehende. Er verhehlte mir dies ja nicht mehr.“

„Ich bin nicht für die Worte und Wege Ihres Herrn Gemahls verantwortlich, gnädige Frau, unbedingt aber für meine Handlungen. Heute Nachmittag habe ich dem Herrn Grafen in guter Absicht die Mittheilung gemacht, daß ich die beglückte Braut eines Anderen sei, und ihn bäte, das Widerstreben meiner Eltern dagegen durch seinen Einfluß auf sie überwinden zu helfen.“

„Eine Braut? Eine Braut sind Sie?“ fragte Mathilde etwas außer Fassung gebracht.

„Die Geliebte jenes Mannes, der allein mein Herz besitzt und der um die Zustimmung zu unserer Verbindung bei meinem Vater bereits angehalten hat.“

„So ist es in der That, Frau Gräfin,“ polterte der Kommerzienrath jetzt heraus. „Ich bestätige es Ihnen ausdrücklich, um Sie zu beruhigen und Sie von einem Verdacht zu befreien, der beleidigend für uns ist.“

Mathilde gerieth in Verwirrung. Sie legte die Hand gegen ihre Stirn und sann eine Zeitlang nach. Man störte sie nicht. Endlich raffte sie sich auf und sagte mit weicherer Stimme: „Aber Sie sind es doch, Fräulein v. Kühne, durch welche mein Mann mir entfremdet wurde. Lieben Sie ihn nicht, so haben Sie ihm doch diese unselige Leidenschaft eingeflößt, durch die ich mich in Qual verzehre. Sie sind, ich wiederhole es, mein Unglück. Sie müssen fort von hier, wenn Sie nicht das Leben einer armen Frau auf Ihr Gewissen laden wollen.“

Sie schlug die Hände vor das Gesicht und begann bitterlich zu weinen.

Helene stand auf und trat zu ihr, legte ihre Hand

sanft auf die Schulter der Weinenden und sprach gütig: „Sie haben, gnädige Frau, Ihren Mann seit heute Morgen, nachdem Sie den unglücklichen Auftritt mit ihm gehabt haben, Ihren Worten nach noch nicht wieder gesehen. Ich glaube, Ihnen versichern zu können, daß er anders inzwischen geworden ist, daß Sie wieder zu einer Verständigung mit ihm gelangen werden, wenn Sie selbst sich nur redliche Mühe geben, auch seine Neigung zu gewinnen."

„O," rief die Gräfin, „wenn dies möglich wäre! Ich will freudig um ihn, um seine Liebe kämpfen. Man muß das Glück in der Ehe nicht als selbstverständliches Hochzeitsgeschenk des Himmels erwarten, sondern es sich erobern, wenn es nicht da ist. Das soll nun meine Aufgabe werden; aber Ihrem Zauber, Fräulein, muß er entzogen sein."

„Er ist es," sagte Helene bestimmt. „Es ist nicht nöthig, daß ich ihm aus dem Wege gehe, wie Sie es begehren; er hat den meinigen nicht einen Moment gekreuzt, und Sie können gewiß sein, daß, wenn ich die unschuldige Ursache Ihrer Beunruhigung gewesen, ich es nicht mehr sein werde."

„Aber er liebt Sie!" rief Mathilde, die Hände ringend. „Und darum haßt er mich."

„Gehen Sie nach Hause, Frau Gräfin," versuchte Helene die Unglückliche zu beschwichtigen, „und überzeugen Sie sich erst, ob Ihr Gemahl noch so denkt und handeln will, wie heute früh. Ich glaube es nicht. In jedem Fall werde ich dem Herrn Grafen nicht mehr zu begegnen suchen, und mein Vater hält die Ehre seines Hauses zu hoch, als daß er nicht fortan Vorsorge treffen wird, sie vor jedem Verdacht, vor jedem Gerede sicher zu stellen. Genügt Ihnen dies nicht?"

Die Gräfin schwieg. Sie war todtenbleich auf einmal

geworden, und ihr Haupt fiel schwer zurück in die Lehne des Sessels.

Helene bemerkte diese Schwäche. „Ach,“ rief sie, „die Frau Gräfin wird nur erschöpft sein! Seit dem Morgen, sagte sie ja, ist sie von Hause fort. Wahrscheinlich, daß sie bis jetzt gar nichts genossen hat.“

Sie lief zum Buffet und holte Backwerk, das sie, in Wein getaucht, Mathilden reichte, die nun ihre Augen aufschlug und ihr Bewußtsein zurückgewann. Aber sie brachte noch kein Wort hervor; nur aß sie hastig mit dem sichtlichen Zeichen von Hunger.

Herr v. Kühne wollte seinen Wagen anspannen lassen, um sie nach Altringen zu bringen.

„Es ist freilich schon finster und spät,“ meinte er, „und der Weg nach dem Regen bei Nacht nicht zum besten.“

„Warten wir deshalb bis morgen,“ schlug seine Tochter vor. „Die Gräfin bedarf vor Allem der Ruhe.“

Dieser Ansicht war auch die Mutter.

Man sagte es der Gräfin und fragte sie, ob sie wünsche, im Gastzimmer zu Bett gebracht zu werden. Sie nickte stumm.

Bald war Alles hergerichtet. Das Kammermädchen und Helene führten sie in das Fremdenzimmer, man bettete sie schnell; wie eine Hilflose ließ sie Alles mit sich geschehen. Noch an ihrem Lager übte Helene den Dienst einer barmherzigen Schwester, bis die Kranke in schweren und festen Schlaf versunken war.

Ihr Schwächeanfall hatte die Familie deutlich erkennen lassen, daß die Gräfin eine Kranke war. Man gerieth denn auch in große Beunruhigung darüber und fragte sich, ob es möglich sein werde, sie am nächsten Morgen nach Hause zu bringen. Man würde einen Arzt zu Rathe gezogen haben, wenn ein solcher nicht ein paar Stunden entfernt gewohnt hätte.

Herr v. Kühne wollte die Gräfin so früh als möglich selbst nach Altringen fahren und dort ihrem Manne von dem Vorfall berichten. An eine Fortsetzung des freund-nachbarlichen Verkehrs zwischen ihnen war nun nicht mehr zu denken. Von dem, was er durch die Gräfin gehört, war der Kommerzienrath außerordentlich verstimmt worden, und er fühlte sich überdem sehr interessirt dabei, wie nun die ehelichen Verhältnisse auf Altringen ihre Lösung oder ihren Ausgleich finden würden. Denn es kam hierbei wohl der gute Ruf seiner Tochter in Betracht, und die Befürchtung bedrückte ihn, daß sie ohne Grund in ein verleumderisches Gerede der Leute kommen könnte.

Helene hatte sich's nicht nehmen lassen wollen, im Zimmer auf dem Sopha zu schlafen, um der Kranken, wenn nöthig, Beistand zu leisten. Die Gräfin schlief jedoch ununterbrochen, und am Morgen, als sie endlich erwachte, war sie so schwach, daß sie nach dem Frühstück sogleich zu neuem Schlaf neigte; doch erklärte sie sich bereit, sich nach Altringen fahren zu lassen. Mit Sorgfalt bettete man sie in dem geschlossenen Wagen. Kaum daß sie im Stande war, einige Worte des Dankes und des Abschiedes zu sagen. Als sich der Wagen unter Führung des Kommerzienraths, der seinen Diener mit sich genommen, in Bewegung setzte, lag die Gräfin bereits wieder in halber Betäubung da.

Die Fahrt ging aus Rücksicht auf die Kranke nur langsam von statten. Bei der Ankunft des Wagens vor dem Eingang von Schloß Altringen kamen schon die Mägde und der Diener herbei, in der Erwartung einer Nachricht, welche auf die Gräfin Bezug haben könne.

„Wo ist der Herr Graf?" fragte Kühne.

„Er ist in aller Frühe fort nach der Eisenbahnstation."

„Ich bringe die Frau Gräfin. Sie ist krank, muß sogleich wieder zu Bett. Besorgen sie schleunigst einen

Arzt. Sie kam Abends nach Urgenstein, und wir haben sie bei ihrer Schwäche über Nacht dabehalten. Theilen Sie dies dem Herrn Grafen mit, und daß ich heute noch oder morgen mich hier bei ihm einfinden werde."

Mehr wollte er der Dienerschaft nicht sagen.

Inzwischen hatte dieselbe den Wagen geöffnet und die Gräfin mit Umsicht herausgehoben. Man setzte sie auf einen Stuhl und trug sie so in's Haus. Als es geschehen, fuhr der Kommerzienrath schnell davon.

8.

Egon hatte sich an die Hoffnung geklammert, daß seine Frau zu ihren Eltern geflohen sei. Sein erster Ritt am Morgen war deshalb nach der Station, um telegraphisch anzufragen, ob Mathilde bei den Eltern angelangt sei. Nach einer Stunde, die er in höchster Unruhe auf der stillen Station verbrachte, erhielt er die erwartete Antwort mit Verneinung seiner Frage, und damit fühlte er sich rathlos und wie gebrochen. Wie er sich auch wehrte, der Gedanke packte ihn von Neuem, daß er sein junges Weib in den Tod getrieben habe, daß sie sich verzweiflungsvoll das Leben genommen.

Er ritt in einer Art Betäubung weiter, ziellos, hin und her erwägend, was er thun solle, was er thun müsse. Er kam an den Fluß und ritt langsam am Ufer hin, mit den heißen Augen in den murmelnden Wellen und im Buschwerk nach dem Körper seiner Frau spähend. Wenn ihm Leute begegneten oder er auf Feldarbeiter stieß, so fürchtete er, daß sie ihm sagen könnten, sie hätten einen weiblichen Leichnam aus dem Wasser gezogen; aber er hätte sie nicht deshalb zu fragen vermocht. Endlich schlug er den Weg nach Hause ein, um da die Leute aufzubieten, wieder den Wald zu durchstreifen.

Welch' eine furchtbare Last fiel ihm vom Herzen, als er bei seiner Ankunft auf Altringen vernahm, was sich ereignet hatte. Alles Andere bedeutete ihm zunächst nichts gegen die Thatsache, daß Mathilde wieder da sei. Er eilte nach ihrem Schlafzimmer und fand sie in Fieber.

„Thilde! Thilde!" rief er ihr zu und beugte sich liebevoll über ihr glühendes Gesicht. „Mein liebes, gutes Weib, verzeihe, verzeihe mir! Wir wollen, wir werden uns lieben!"

Sie antwortete ihm nicht, mochte wohl den Sinn seiner Worte gar nicht verstehen. Starr aber und leuchtend in feuchtem Glanz richteten sich ihre Augen auf ihn.

Der Arzt war bereits da gewesen und hatte von Nervenfieber gesprochen. Egon erkannte sofort, daß das Blut in Mathilde raste. Er prüfte selbst ihren Pulsschlag und erschrak über dessen Heftigkeit und Schnelle. In solchem Zustande war nichts mit ihr zu reden, vielmehr höchste Schonung vor jeder Aufregung geboten.

Er blieb bei ihr, hielt ihre Hand in der seinigen, und in einer elegischen Ruhe des Gemüths zog er die Summe all' der mächtigen und wechselnden Eindrücke, welche ihn seit vierundzwanzig Stunden heimgesucht hatten. Durch seine Schuld, durch seine Herausforderung. Reue läuterte ihn, der feste Vorsatz, nunmehr, da Alles wieder in Gutem ausgeglichen werden konnte, dies mit redlichem Sinn zu thun, richtete ihn muthvoll auf. Er dachte an die Worte im Tagebuche Mathildens und wiederholte es sich nach allen Betrachtungen, zu welchen er hier an ihrem Bett angeregt wurde, wie ein Gelöbniß, daß es schön auf Altringen werden solle, wenn die Kranke wieder genesen sein würde.

Lange saß er so bei ihr und beobachtete dabei das glühende Gesicht derselben. Was der Arzt angeordnet, war geschehen; er hatte vorausgesagt, daß man es mit

einer Bewußtlosen und Phantasirenden bis zur Krisis zu thun haben werde. Egon ließ sein Bett in einem Zimmer neben dem der Kranken herrichten, um auch Nachts in ihrer Nähe zu sein und nach ihr zu sehen. Das Kammermädchen mußte die besondere Pflege übernehmen.

Jetzt erst beschäftigte es seinen Sinn, daß seine Frau nach Urgenstein gegangen war, was er am wenigsten hatte vermuthen können. Da sie, wie er vernommen, erst am Abend sich dort eingestellt, so mußte sie rathlos die langen Stunden des Tages umhergeirrt sein, gewiß in einem schweren Kampf mit sich, ob sie diesen Schritt thun solle. Oder richtiger wohl, folgerte er, daß sie schon im Fieberwahn einen solchen Entschluß gefaßt und auszuführen den Muth gefunden. Denn was wollte sie, nach dem Auftritt mit ihm am Morgen, auf Urgenstein, bei einer Familie, für die sie keine Zuneigung gefaßt, bei Helene, die sie als eine Nebenbuhlerin betrachtete und naturgemäß hassen mußte? Er konnte sich nicht anders denken, als daß sie hingekommen war, um ihn da zu überraschen, und daß ihre von der Eifersucht gespannte Kraft jäh zusammengebrochen, als sie sich getäuscht sah, so daß man sie wohl oder übel dort über Nacht behalten mußte.

Der Kommerzienrath hatte hinterlassen, daß er sich wieder auf Altringen einstellen werde, und begierig sah Egon diesem Besuch entgegen. Er fühlte, daß er wegen der Ereignisse des vergangenen Tages eine Auseinandersetzung mit Herrn v. Kühne haben müsse zu seiner inneren Ausgleichung, und um das nachbarliche Verhältniß aufrecht erhalten zu können. Er wollte sich auch in Helenens Augen mit allen Ehren aus seiner Verirrung ziehen. Er hätte es jedoch nicht über sich vermocht, zu solchem Zwecke sich selbst nach Urgenstein zu begeben.

Es war ihm daher lieb, daß der Kommerzienrath schon am Nachmittag seinen Besuch bei ihm abstattete, um sich

zugleich nach dem Befinden Mathildens im Namen der Seinigen zu erkundigen. Dann, im Zimmer des Grafen, erzählte er ihm, was sich zwischen ihr und seiner Tochter auf Urgenstein zugetragen, welcher peinliche Vorgang sich abgespielt hatte.

Egon hörte es mit ernstem Nachdenken. Die That seiner Frau, war sie auch aus krankhafter Gereiztheit hervorgegangen, bewies eine Energie, welche er ihr nicht zugetraut hätte, und die sie erst durch die unter der Eifersucht erstandenen Liebe zu ihm gewonnen. Sie wollte kämpfen um ihn, um ihr häusliches Glück: dies machte sie größer an Werth und schöner in seinen Augen.

„Ich bedaure aufrichtig, Herr Kommerzienrath," sagte er, „was geschehen. Ja, ich bitte Sie und die Ihrigen, vor Allem auch Ihre Fräulein Tochter, um Verzeihung deshalb. Die Eifersucht meiner Frau habe ich, das muß ich bekennen, selbst wachgerufen, ohne es allerdings beabsichtigt zu haben. Wenn sie mich gestern noch erbittert hat, so denke ich und empfinde ich heute anders. Die Werbung des Doktors hatte ich nach Ihrer Auffassung betrachtet. Nun aber bin ich anderer Meinung geworden."

„Wie meinen Sie dies, Herr Graf?" fragte der Kommerzienrath wie Jemand, der die Ansicht eines Anderen mit der seinigen zu messen wünscht.

„Bezüglich des Herrn Roland hätte Ihr Widerspruch doch nur einen sehr — gestatten Sie mir, freimüthig zu sprechen — einen sehr selbstsüchtigen Grund."

„So nehmen Sie jetzt für ihn Partei?"

„Nicht so für ihn, der mir ein fremder Mann ist, als für das Glück Ihrer Tochter."

„Ich will ihr Unglück doch wahrhaftig nicht," eiferte der Kommerzienrath. „Bin ich denn ein Rabenvater?"

„Sie wollen zu sehr Vater sein, mein verehrter Herr v. Kühne. Aber die Kinder haben doch auch ihre Rechte,

wenn es sich um die Gestaltung ihrer Zukunft handelt, und Ihr starrer Widerspruch dagegen ist nicht stichhaltig."

„Und da meinen Sie nun, daß die Eltern auch ihre liebsten Wünsche opfern müßten, wenn es die Kinder verlangen?"

„Keineswegs, sondern nur dann, wenn das Glück der Kinder wirklich dabei in Frage steht. Denken Sie an Ihren Sohn. Sind Sie denn glücklich dadurch, daß Sie sich mit ihm entzweit haben, und wird es Sie glücklich machen, wenn auch Ihre Tochter in Ihnen einen Feind ihres Herzensverlangens erkennen muß? Sie haben," fuhr Egon wärmeren Tones fort, „mit den Ihrigen durch das Ereigniß von gestern einen Einblick in das Verhältniß erhalten, welches sich zwischen mir und meiner Frau gebildet hatte. Man ist Mensch und irrt. Ich habe geirrt; aber ich preise die Angst, die mir eine ganze Nacht durch über die unbedachten Folgen meiner Handlung gegen meine Frau bereitet war, weil sie mich bekehrt hat und mir die Einsicht gab, daß man selbst Alles aufbieten muß, um sein häusliches, sein Lebensglück zu schaffen. Nachsicht und Wohlwollen und Verzicht auf egoistische Wünsche ist der sicherste Weg dazu. Denken Sie auch so, Herr Kommerzienrath. So spreche ich heute unter dem läuternden Eindruck des Geschehenen als wahrer Freund zu Ihnen."

Kühne war betreten über diese Worte.

„O," murmelte er halblaut, „Sie haben jetzt ein Interesse daran, daß meine Tochter sich verheirathet und von Urgenstein fortkommt — wegen der Ruhe Ihrer Frau."

„Und wenn auch dies der Fall wäre, worüber ich wahrlich noch nicht nachgedacht, würden Sie es nicht auch im Interesse Ihrer Tochter finden, da sie in Liebe an dem Manne hängt, den ihre Hand begehrt? Wenden wir doch Alles zum Besten, wenn es angeht! Sie deuteten

mir an, daß meine Frau gleichsam entwaffnet wurde, als Fräulein Helene ihr die Erklärung gab, daß sie sich als Braut betrachte. Wohl ist es für meine Frau also von Bedeutung, daß diese Erklärung sich als berechtigt erweise, und damit auch in hohem Grade für mich. Doch habe ich nicht in meinem, sondern wahrlich nur in Ihrem eigenen Interesse dies Thema angeschlagen."

„Sie haben mir eine Lehre ertheilt, Herr Graf," sagte der Kommerzienrath, der sich zum Aufbruch anschickte. „Ich werde sie nicht mißachten; denn, ich versichere auch jetzt noch, ich lege auf Ihr Wort Gewicht und wünsche den herzlichen Verkehr mit Ihnen fortbestehen zu sehen ohne Mißtrauen Ihrer Frau Gemahlin, deren Genesung recht bald erfolgen möge. Ich habe mir Urgenstein nicht erworben, um es zu einem Sorgenschloß zu machen und da in unklaren, ungemüthlichen Verhältnissen zu leben."

Er verabschiedete sich. Egon war, als habe er durch eine gute That seine innere Veränderung bezeugt, einen Schatten der Erinnerung verscheucht, und für Helene, wie sie es ihm als eine Demüthigung zugemuthet, nun in selbstloser Absicht die Hindernisse für ihre Verbindung mit Roland hinweggeräumt. Er fühlte Alles in sich in Einklang, in einem höheren, als je.

In der Antwortsdepesche, welche Egon am Morgen von dem Vater seiner Frau erhalten, hatte noch eine Bitte um Aufklärung seiner Frage gestanden. Jetzt setzte er sich hin, dieselbe schuldigerweise zu geben. In seinem Brief berichtete er freimüthig über das Vorgefallene, und daß Mathilde infolge dessen erkrankt sei.

Es war darüber Nacht geworden. Die dunstige Schwüle suchte wieder in einem Gewitter eine Auflösung. Schwerer als bisher in letzter Zeit entlud es sich unter Donner

und Blitz in der finsteren Nacht, und dann rauschte ein langer, heftiger Regen nieder.

Eine Weile sah Egon vom Fenster aus dem wilden Aufruhr der Natur zu; dann ging er daran, sich zur Ruhe zu begeben. Die Aufregungen der beiden Unglückstage, die Schlaflosigkeit der vergangenen Nacht versetzten ihn nach der nervösen Abspannung in eine niederziehende Müdigkeit.

Er betrat noch einmal das anstoßende Schlafzimmer seiner Frau, um nach ihr zu sehen. Sie lag noch immer in einem fieberhaften Zustande von Bewußtlosigkeit. Das Kammermädchen sollte im Zimmer bleiben, die Kranke zu bewachen und den Grafen wecken, falls er zur Hilfsleistung nothwendig sei. Er beugte sich noch über das Antlitz der unruhig Schlummernden, beobachtete es lange mit Besorgniß und drückte, wie zum Gutenachtgruß, einen Kuß auf ihre Stirn.

Egon ließ die Thür nach seinem Zimmer halb offen und begab sich zu Bett. Schnell auch war er in tiefem Schlafe. Todtenstille herrschte im Hause, um welches die rollenden Donner dröhnten und der Regen niederströmte.

Ein paar Stunden mochte er geschlafen haben, als er wie unter dem Einfluß einer magischen Einwirkung die müden Augen aufschlagen mußte.

Er wurde starr vor Schrecken.

Eine weiße Gestalt stand neben ihm, die ihm übermächtig groß in der Finsterniß seines Zimmers erschien, in die nur aus der halboffenen Thür des Nebenzimmers der dünne, fahle Lichtschimmer der Nachtlampe sich hineinstahl.

„Thilde!“ stieß er endlich hervor und fuhr auf. „Sprich, liebes Weib, was machst Du?“

Er sah sie wie eine unheimliche Bildsäule neben sich stehen und hinter ihr ihren Wächter, den Hund. Halb

schlaftrunken noch rief er nach der Zofe. Sie antwortete nicht. Es blieb todtenstill.

Da raffte er sich auf, um aus dem Bett zu springen. Aber mit ihren beiden Armen erfaßte die weiße Gestalt seine Schultern und drückte ihn in die Kissen zurück.

„Thilde!“ rief er entsetzt.

„Ich werde sterben!“ tönte ihm klagend ihre zitternde Stimme zurück.

„Nein! Nein! Du wirst nicht sterben!“

„Ja,“ widersprach sie mit einer verzweiflungsvollen Bestimmtheit und beugte sich über ihn. Ihr heißer Athem berührte seine Wangen; ihre weitgeöffneten Augen leuchteten dicht vor den seinigen.

„Sei ruhig, Thilde! Sei gut!“ beschwichtigte er die offenbar im Fieberwahnsinn Befindliche. „Du wirst noch gesunden.“

„Und sterbe ich,“ hauchte sie ihm zu, „so mußt auch Du sterben. Ich kann es nicht ertragen, daß Du nach mir einer Anderen Dich zuwendest.“

Dabei beugte sie sich so tief, daß ihr Gesicht neben dem seinigen lag.

Egon wagte sich nicht zu rühren: er vermochte es unter dem lähmenden Eindruck auch nicht, den dieser Vorgang auf ihn machte, und den ihre letzten Worte noch erhöhten.

„Mit mir stirbst Du, nicht wahr?“ fragte sie ihn jetzt schmeichlerisch.

„Ja,“ entrang es sich ihm. Er wollte versuchen, durch Eingehen auf ihre Fieberphantasie sie zu beruhigen.

„Ich liebe Dich, ich liebe Dich so sehr, Egon!“

Sie umschlang ihn wild mit ihren Armen.

„Armes Weib!“ tröstete er. „Du bist krank. Besinne Dich, wir werden Beide leben und glücklich sein.“

„Ja, nun machen wir erst Hochzeit, Egon? Nicht wahr?“

Wahnsinnig küßte sie ihn auf den Mund, so daß er zu ersticken drohte.

„Mein Gatte! Und Du liebst mich wirklich?“

„Ja, ja!“ stieß er hervor, und mit einem verzweiflungsvollen Ruck befreite er sich von ihr, umschlang sie mit seinen Armen und vermochte sich aus dem Bett zu schwingen. Dabei rief er laut nach dem Kammermädchen.

„Egon! Egon!“ schrie sie. „Bringst Du mich um?“

Die Zofe eilte jetzt bestürzt herzu.

„Ach, mein Gott!“ jammerte sie. „Die gnädige Frau!“

„Wo waren Sie denn?“ schleuderte der Graf ihr zornig entgegen und mußte dabei förmlich mit seiner Frau ringen, die sich wehrte gegen seine Umklammerung und schrie: „Du willst mich morden! Thu's nicht, Egon, thu's nicht, ich liebe Dich!“

Er jedoch war vollends Herr seiner Kräfte geworden, hob sie auf und trug sie trotz ihres Sträubens in ihr Zimmer und in das Bett.

Die Zofe jammerte: „Ich mußte Eis aus dem Keller holen, gnädiger Herr. Keine fünf Minuten war ich aus dem Zimmer und habe zuvor immer bei der gnädigen Frau gewacht. Wie konnte ich denken, daß sie während meiner Abwesenheit erwachen und aufstehen werde!“

Egon ließ das Bett von ihr ordnen. Mathilde war völlig erschöpft und lag regungslos da. Er befahl, seinen Schlafrock zu bringen, und beschloß, bei der Kranken selbst Wache in dieser Nacht zu halten. Mathilde sah schweigsam und irren Blickes eine Weile Allem um sich her zu; dann schloß sie ihre Augen, und das Fieber kam mit erneuter Gewalt über sie.

9.

Auf Urgenstein war die Verlobung Roland's mit Helene gefeiert worden. Der Kommerzienrath hatte nachgegeben und auch seine Frau zum Verzicht auf ihre Pläne gezwungen. Aber er brachte damit seiner Tochter ein schweres Opfer. Im Herbst, der sich nahte, sogleich nach Ankunft im hauptstädtischen Hause, sollte die Hochzeit sein.

Oefters kam Roland nach Urgenstein, um sich von dem Alten anbrummen zu lassen. Er machte sich nichts daraus. Die Dinge veränderten sich unmerklich, aber um so gründlicher zum Allerbesten im Hause. Helene galt jetzt Alles, und ihre Eltern erfreuten sich von Tag zu Tage mehr an ihrem Liebesglück. War Roland da, so wurden ihre Augen heller. Die Mutter schwärmte bereits für das Paar, und ihr Mann lachte behaglich, wenn er die Beiden sah.

Einmal überfiel ihn Roland auf Verabredung mit seiner Braut sogar wegen des verstoßenen Sohnes. Aber da kam er übel an. Der Kommerzienrath wurde zornig, schlug mit der Faust auf den Tisch und rief: „Am Ende soll ich den auch noch bitten, gnädigst wieder zu mir zu kommen mit Frau und Kind! Das fehlte noch! So weit habt ihr mich nicht unter! Wenn dem Jungen daran läge, so versuchte er es doch einmal nach Jahren, bei mir oder der Mutter sich reumüthig zu zeigen. Aber der hat seinen Dickkopf, hat ja wohl sein Brod gefunden und will mir beweisen, daß er mich und mein Geld nicht nöthig habe. Nun, so bleibe er nur, wo er ist. Meinen Kindern werde ich nicht unterthänig, und was ich Helenen zu Liebe that, thue ich dem Rebellen von Sohn wahrhaftig nicht. Nein, niemals, abgemacht, und kein Wort mehr darüber!"

Unbeirrt dadurch bereitete Helene mit Roland vor, was ihre Hochzeit zu einer herrlichen Familienfestlichkeit

durch die Versöhnung des Sohnes mit dem Vater machen sollte. Es gelang ihnen, Willy zu bestimmen, mit seiner Frau und seinen beiden Kindern aus England zu kommen, um der Hochzeit beizuwohnen, und hierbei den ersten Schritt zur Aussöhnung mit seinen Eltern zu thun. Am Tage vor der Hochzeit traf er ein und nahm in einem Gasthof Quartier, wo Roland mit ihm besprach, wie die Begegnung im elterlichen Hause veranstaltet werden solle.

Darnach handelten sie anderen Tages. Willy mit den Seinen begab sich auf der Hintertreppe heimlich in das Zimmer seiner Schwester, wo sie, strahlend im bräutlichen Schmuck, ihn erwartete. Der große Augenblick kam, da ihr Bräutigam im Geleit ihrer Eltern sie hier zur Trauung abholen sollte. Ahnungslos sah sich der Kommerzienrath und seine Frau plötzlich dem verstoßenen Sohn gegenüber. Er stutzte; er zauderte, als Willy auf ihn zutrat und ihm die Hand darbot; er blickte auf dessen junge schöne Frau, die mit ihren Kindern wortlos im Hintergrunde stand. Dann wurden seine Augen feucht und er ließ sich von seinem Sohne umarmen, zog ihn an seine Brust, reichte der Frau die Hand und küßte die Kinder. Es gab keine Worte. Die Großmutter schluchzte vor Freude, als sie die kleinen Enkel auf ihren Arm nahm.

„Es ist gut, Kinder," sagte endlich der bewegte Alte. „Alles sei vergeben und vergessen. Ich danke Dir, Helene, die Du mir in Liebe einen Kindesdienst geleistet. Und nun zur Trauung. Möge euer Bund ein glücklicher sein." —

Während des Hochzeitsmahles lief ein Brief an die Braut ein, dessen Inhalt das Hochgefühl mehrte, in dem sie ihr Fest beging.

Er kam aus Nizza von der Gräfin Mathilde v. Altringen mit einer Einlage von ihrem Gemahl. Die Gräfin war nach wochenlanger Krankheit zur Genesung gelangt

und dann von Egon nach Nizza geführt worden, um sich daselbst vollständig zu erholen. Schon in Altringen, als sie ihre Krankheit überwunden, hatte sie den freundlichsten Verkehr mit Urgenstein bewirkt, indem sie um Helenens Besuch gebeten, um derselben persönlich die Glückwünsche zu ihrer inzwischen erfolgten Verlobung auszudrücken. Nach ihrer Abreise war von ihr ein Briefwechsel mit der Braut begonnen worden. Jetzt rief sie ihr auch zu ihrer Hochzeit die Wünsche einer Freundin zu; ebenso ihr Mann.

„Wir sind glücklich," lautete eine Stelle in ihrem Briefe, „und dies, ich weiß es, wird Sie mit Befriedigung erfüllen. Können Sie sich doch sagen, daß Sie dazu mitgewirkt haben. Dankbar bin ich und bleibe ich dem Geschick, welches uns, mir und meinem Manne, Stürme sandte, um uns zu durchrütteln, zu prüfen und dann daraus zu neuem Leben zu erheben."

Als Helene nach einigen Wochen von ihrer Hochzeitsreise heimkehrte, war neue Ordnung im Geschäft ihres Vaters. Er hatte seinen Sohn als Theilhaber eingesetzt.

Erst im Frühling kamen Egon und Mathilde aus Italien nach Altringen zurück, und da wurde es nun wirklich schön. Sie führten ein anderes Leben, wie zuvor, wie Zwei, die sich lieben und verstehen. Der Graf war ernster im Sinn und geistig rühriger geworden, so daß er sich lebhaft auch mit der Politik beschäftigte und seine Kandidatur für ein im Lande frei gewordenes Reichstagsmandat in's Auge faßte. Mit einer Willenskraft und Entschlossenheit, die überraschten, ging er auf dieses Ziel männlicher Thätigkeit.

Wer konnte mehr Genugthuung darüber empfinden, als Mathilde? Auch für sie war überdem eine vortheilhafte Veränderung eingetreten. Mit der körperlichen war auch ihre geistige Gesundung erstanden. Das Nervöse ihres Temperaments hatte sich verloren, auf ihre ästhe-

tischen Spielereien hatte sie verzichtet; Tagebücher schrieb sie nicht mehr, noch weniger Novellen. Anmuthvoller, gerundeter war ihre Erscheinung geworden. Lebensfreudig sah man sie im Hause walten, antheilvoll für Alles, ohne den Hang nach Einsamkeit, eine liebenswürdige und geistig anregende Gesellschafterin. Nach vier Jahren genoß sie als Frau das Glück einer jung Vermählten. Dann erfüllte sich ein langes Wünschen, sie hatte einen Sohn, was Egon mit neuer Lebensfreude erfüllte. Hatte er doch jetzt einen Erben. Und Minkas, der brave Hausgenosse, betrachtete sich als den berufenen Wächter des hoffnungsvollen Sprossen des Grafen v. Altringen, als den ergebensten Spielkameraden des Kleinen, wenn dieser ihm die Ohren zauste, so oft und so viel er wollte.

Die Fluth des Lebens.

Eine Erzählung aus dem amerikanischen Leben.

Von

Ernst Otto Hopp.

1.

Das Bostoner Dampfschiff war eben in dem auf einer malerischen Insel in der Narragansetbai gelegenen Hafenorte Newport angelangt und legte an der Landungsbrücke der Stadt, die zugleich eines der besuchtesten Seebäder der Vereinigten Staaten ist, an.

„Ah! Da sind die Rubberfords!" sagte ein in den Vierzigern stehender Herr, dessen weiße Binde und schwarzer, bis obenhin zugeknöpfter Rock den Geistlichen verrieth, zu einem neben ihm auf dem Quai stehenden jüngeren Manne. „Mit denen muß ich Sie später bekannt machen, sie gehören zu unseren ständigen Sommergästen und haben sich unserer Gemeinde angeschlossen. Nicht sehr sympathische Leute, aber sehr wohlhabend und immer zum Geben und zur Theilnahme bereit."

Die Reisenden stiegen aus, zuerst Frau Rubberford, die schlank, dürr und zähe wie der Hickory ihrer Heimath war, dann die beiden Töchter Susie und Lizzie. Bei ihnen fand sich wie bei der Mutter eine gewisse Sparsamkeit ausgeprägt, die sich vor Allem durch den Mangel an jeglicher Fülle und an rundlichen Formen verrieth. Susie und Lizzie sahen genau wie Schullehrerinnen aus, die

ganz nach den Paragraphen der Instruktion für Töchterschulen amerikanischen Styles gehen, speisen und sich bewegen und unterhalten; nur dadurch sind sie von wirklichen Automaten unterschieden, daß sie nicht aufgezogen zu werden brauchen — so behaupten die Spötter.

Den Beschluß machte Herr Rubberford, ein ewig rechnender, grübelnder und spintisirender Yankee, an dessen Seite ein frisches junges Mädchen mit aschblondem Haar und träumerischen grauen Augen schritt.

„Ist das auch eine Rubberford?“ sagte der jüngere Herr zu dem Geistlichen.

„Nein — das — doch halt, es wird die Enkelin des alten Millionärs Hopkins sein, Gertie Hopkins. Ich vernahm neulich, als ich in Boston war, daß sie diesen Sommer ein Gast der Rubberfords sein würde. Eine recht anziehende Erscheinung — haben Sie schon von dem Großvater der jungen Dame etwas gehört?“

Der junge Mann verneinte.

„Ein Original, der alte Herr, ein waghalsiger Spekulant, dem Alles im Leben geglückt ist; nur die eigenen Kinder sind ihm gänzlich mißrathen. Die Tochter verunglückte vor einiger Zeit, in Italien, glaube ich, war es, und der einzige Sohn — nun, der ist in Sünde und schlechtem Lebenswandel von der Schwindsucht ereilt worden und starb in jungen Jahren. Fräulein Gertie ist jetzt eine Waise, auch ihre Mutter ist schon lange todt. Doch kommen Sie, wir wollen den Fußweg einschlagen. So, Sie gehen nach Hause? Nun, dann leben Sie wohl; auf Wiedersehen, Herr Wagenaer.“

Herr Wagenaer, oder richtiger Wagener, war erst seit einigen Monaten in Newport als Lehrer angestellt und ein Schützling des presbyterianischen Geistlichen, der ihn eben verlassen hatte.

Er war nicht häßlich, ein schlanker, zierlicher Mensch

mit wohlgebildetem Gesicht und blondem Bart. Und doch — wer ihn genauer beobachtete, fand bald etwas Scheues und Unstätes an ihm. Er blickte sich um, als ob er der ganzen Welt mißtraute, als ob ihn Jemand suche und verfolge.

Herr Wagener hatte Grund dazu. Er war früher Stiefelputzer, Zeitungsjunge, Hausirer und endlich Bedienter bei einem Arzte in New-York gewesen. In letzterer Stellung hatte er viel freie Zeit für sich gehabt und dieselbe dazu benutzt, etwas zu lernen und für sich zu studiren; der Doktor hatte eine hübsche Bibliothek. Und wenn der Herr auf Praxis aus war, saß der Diener im Empfangszimmer, las Geschichtswerke und Romane, und eignete sich allmälig eine bruchstückartige, unzusammenhängende Bildung an, wie sie den sogenannten Halbwissern eigen ist. Wissen macht frei, und Bildung ist ein Segen für die Menschen; aber das unverstandene Studium kann auch zum Fluche werden. Wagener nährte fortan in sich die kühne Idee, er sei zu etwas Besserem und Höherem bestimmt, er begann sich für ein Talent zu halten, und dann fing er an, nach den Freuden dieses Lebens mehr auszuschauen, als ihm gut war.

Wagener hatte sich nicht lange besonnen; moralische Bedenken besaß er nicht, und so hatte er bald eine günstige Gelegenheit erlauert, den Arzt zu bestehlen. Es war ihm dann gelungen, sich ein Diplom als Lehrer zu erschwindeln, mit dem er nach Boston und von dort nach Newport gegangen war. An letzterem Orte fand sich eine Vakanz: er erhielt eine Anstellung und hatte es bald verstanden, sich durch sein schmiegsames und gefälliges Wesen überall vortheilhaft einzuführen.

2.

Eine halbe Meile von Newport, im Staate Rhode-Island, liegt ein Wäldchen, aus dem große Felsblöcke emporragen. Rockwood heißt der Platz, ein beliebter Ausflugsort für die Badegäste. Der Farmer, der dort wohnt, hat eine hölzerne lange Veranda für die Besucher gebaut, und verkauft Milch und andere Erfrischungen.

Im Juli hielt die presbyterianische Sonntagsschule, in der auch Wagener thätig war, ihr Sommerfest dort ab. Natürlich war der Pfarrer, der das Ganze leitete, anwesend, und die drei Damen Rubberford, sowie Gertie Hopkins waren ebenfalls erschienen. Hier fand sich für Wagener die lange gesuchte Gelegenheit, Gertie allein zu sprechen, und er benutzte sie. Der Pfarrer hatte ihn, wie versprochen, bei den Rubberfords eingeführt.

Während die beiden jungen Damen Rubberford mit der Mutter um den Prediger beschäftigt waren, der harmlose Geschichten erzählte und behaglich schmunzelnd große Bonbons mit Bibelsprüchen an Alt und Jung vertheilte, hatte sich Gertie etwas abseits begeben, um die Felskolosse zu bewundern, aus deren Seiten riesige Farnsträucher emporgekeimt waren. Plötzlich stand Wagener vor ihr.

„Fräulein Gertie," sagte er, „haben Sie Lust, mit mir auf einen dieser Felsen zu steigen? Von der anderen Seite her führt ein Fußpfad auf die Höhe, der ganz ungefährlich ist. Man sieht von dort die Stadt und das Meer."

„Ja, gewiß!" erwiederte Gertie lebhaft. „O, das ist herrlich! Ich dachte eben darüber nach, ob diese Steintrümmer vielleicht zugänglich wären, ob sich der Gipfel erreichen ließe — es dauert doch nicht zu lange, damit Rubberfords uns nicht etwa vermissen?"

„Kaum eine halbe Stunde," sagte Wagener; „und der Herr Pastor ist eben dabei, den Damen die Geschichte

seiner Wallfahrt nach Jerusalem zu erzählen. Die ist wenigstens eine Stunde lang. Es ist die große Lebensaktion unseres guten Pfarrers, und er schildert sie gar zu gern."

„Nun," meinte Gertie lächelnd, „so lassen Sie uns den Felsen ersteigen!"

Der Weg ging steil bergan; dann wandte er sich plötzlich in einem spitzen Winkel um und führte auf die Höhe des Felsens, auf der eine einfache Steinbank errichtet war.

„Sie sind nicht schwindelig, Fräulein Gertie?"

„Nein," sagte sie, „ich glaube nicht, ich kann auch von den Klippen über der Promenade ohne Beängstigung auf das Meer hinabblicken."

„So treten Sie hier hart an die Brüstung. Ich will Sie aber doch lieber festhalten, das Geländer ist morsch."

Er hielt ihre Taille fest umspannt und sah mit ihr zusammen auf die Stadt, die sich im Osten ausdehnte.

„Und dort, ein wenig mehr rechts, ist das Meer. Ein Dampfer zieht eben die Bucht hinauf. Es ist ein liebliches Stück Erde hier."

„Ja," erwiederte sie, „Newport ist reizender, als ich es mir gedacht hatte. Sie haben hier beides, im Winter Einsamkeit und Stille, im Sommer buntes Leben und Treiben."

„Fräulein Gertie," sagte er, „Sie haben Recht; der Winter steht mit seiner friedlichen Ruhe hier in einem grellen Gegensatze zu dem Sommer. Würden Sie nicht lieber Ihren jetzigen Wohnsitz mit Newport vertauschen?"

„Mit tausend Freuden!"

„Das steht nur bei Ihnen, Fräulein Gertie. Es wäre hier wohl Jemand, der Ihnen gern ein bescheidenes Heim anbieten möchte."

„Wie soll ich das verstehen, Herr Wagener?"

„Sie wissen oder ahnen es wohl schon, daß ich Sie

liebe, Gertie, meine Blicke haben es Ihnen schon hundertmal erzählt. Große Reichthümer habe ich nicht, aber meine Stellung ernährt mich, und wenn Sie wollen, auch Zweie — Gertie, ich biete Ihnen Herz und Hand —"

Ein feines Roth war in ihrem Antlitz aufgestiegen und verbreitete sich langsam über ihren Nacken und ihren Hals.

„Herr Wagener —" sagte sie stockend. „Dies kommt so plötzlich und unerwartet, daß ich nicht recht weiß — Haben Sie auch schon daran gedacht, daß ich von meinem Großvater abhängig bin — ich habe Ihnen mehrmals gesagt, er sei ein wunderlicher und sehr entschiedener alter Herr."

Er hatte sie leise von der Brüstung abgedrängt, doch sie nicht wieder losgelassen. Sie nahmen auf der Steinbank Platz.

„Wenn dies Dein einziger Kummer und Dein einziges Bedenken ist, Gertie," sagte er und drückte ihr blondes Köpfchen an sich, „was soll Dein Großvater einwenden? Er wird es vielleicht nicht gern sehen, es ist möglich, daß er andere Pläne mit Dir vor hat; aber er wird sich vor den Thatsachen beugen. Er ist reich, und ich bin arm; diese Kluft überbrückt nur Eines, die Liebe. Wenn Du mich lieb hast, Gertie, dann kann kein Machtwort des Großvaters uns hindern."

Ja, liebte sie ihn denn? Sie hatte sich das noch gar nicht klar gemacht, weil sie noch nie darüber nachgedacht hatte. Sie sah ihn gern, hatte Vergnügen an seinem Umgang — ja, aber war das Liebe?

Das ging ihr rasch durch den Sinn — und dann auf der anderen Seite ihr freudloses, eintöniges Leben im Dorfe; was hatte der Großvater, der das ganze Jahr hindurch sie ein einziges Mal auf eine halbe Stunde zu besuchen pflegte, für ein Recht, ihr weiteres Geschick zu

bestimmen? Stahl gegen Stahl und Wille gegen Wille! Sie war kein Kind mehr. Hier achteten Alle den Herrn Wagener als einen fleißigen, ordentlichen Menschen, der Pfarrer sprach in lobenden Ausdrücken von ihm, und er hatte eine bescheidene, doch gesicherte Stellung, falls er ferner seiner Pflicht nachkam.

Sie that einen tiefen Athemzug, gleichsam als wollte sie ihre Brust von allen quälenden Gedanken befreien, und sagte mit leiser, doch deutlich vernehmbarer Stimme: „Ja, Fred, ich nehme Ihre Werbung an."

Ihre Lippen suchten und fanden sich, er schloß sie jubelnd in seine Arme, indem er wiederholte: „Gertie! Mein Ein und mein Alles! Meine liebe, gute Gertie!"

Sie wand sich endlich von ihm los. „Fred," sagte sie, „nun laß uns einen Augenblick vernünftig sprechen. Du darfst Dich gegen die Rubberfords noch nicht verrathen, mit keiner Miene, keiner Andeutung; Du darfst auch Niemand sonst etwas sagen. Ich glaube, daß Susie und Lizzie empört sein würden, indem eine von ihnen auf einen Antrag von Dir rechnet. Ich müßte wahrscheinlich sofort ihr Haus verlassen. Wir wollen geduldig warten, bis der Sommer zur Neige geht. Ein paar Tage vor ihrem Abzug werde ich an den Großvater schreiben, daß ich Newport nicht mehr verlassen will, daß ich hier ein Heim gefunden habe."

„Ja," setzte er hinzu und drückte sie von Neuem an seine Brust, „ein Heim und ein Herz. Und an demselben Tage wird uns ein Prediger vereinigen. Dein Großvater muß vor einer Thatsache stehen, wenn er hier erscheint, sonst erhalten wir seine Einwilligung nicht — so denke ich mir wenigstens nach Allem, was ich über den alten Herrn vernommen habe. Und nun laß uns gehen; ich schlage einen Fußweg zur Linken ein, der mich eher hinunter bringt, Du gehst auf dem gewöhnlichen Wege

zurück — wir haben uns nicht gesehen. Doch komm, es eilt!" —

Der Pfarrer war mit dem Bericht von seiner Pilgerfahrt nach den heiligen Stätten im gelobten Lande fertig geworden, als Frau Rubberford sich forschend umsah. „Mein Gott!" sagte sie, „Gertie! Wo steckt denn das Mädchen? Ich habe eine ganze Weile gar nicht auf sie geachtet? Wo ist sie geblieben? Susie und Lizzie, seht doch einmal nach!"

„Sie mag auf den Felsen geklettert sein," versetzte der Prediger, „es ist eine hübsche Aussicht dort oben; ich sah Fräulein Gertie vorhin dort hinauf gehen."

Susie und Lizzie machten sich wie zwei Spürhunde auf den Weg. Als sie den Platz verlassen hatten, trat Herr Wagener auf Frau Rubberford zu, die natürlich dieselbe Frage nach dem Verbleibe Gertie's an ihn richtete.

Er erwiederte fast genau dasselbe, was der Pfarrer eben gesagt hatte; das beruhigte die Frau. In der That traf Gertie nach etlichen Minuten, von Susie und Lizzie begleitet, ein, und erzählte ganz unbefangen, wie prächtig von der Felshöhe der Blick auf die Stadt und den Ocean sei. Daß sie mit stark geröthetem Gesicht anlangte, war ganz erklärlich und fiel weiter nicht auf, denn der Fußweg war an einigen Stellen steil.

Das Picknick verlief zu allgemeiner Zufriedenheit nach der üblichen Schablone. Die Damen Rubberford hatten sich einen Wagen bestellt, der sie heimbrachte; Herr Wagener geleitete sie bis an das Gefährt und empfahl sich mit gewohnter Höflichkeit. Niemand hatte von dem folgenschweren Stelldichein auf der Höhe des Felsens etwas bemerkt.

In der Stille ihres Kämmerleins saßen an dem Abend zwei Menschen, die unablässig aneinander dachten und ihre Gedanken hin und her wandern ließen: Gertie Hopkins

in der Rubberford'schen Sommervilla und Fred Wagener oder Wagenaer in seiner Schullehrerbehausung.

Der Letztere jubelte laut auf, er hatte sein Spiel gewonnen! Der alte Großvater — pah, der würde zuerst wohl etwas grollen, aber Gertie war seine einzige Enkelin, und ganz enterben konnte er sie doch nicht. Mit der Zeit würde dann die Versöhnung schon kommen. Er blickte in eine Perspektive glänzender Aussichten, die ihn noch im Traum anlächelten: wem gehörte dieses Marmorpalais, diese prächtige Equipage, jene Schiffe, Grundstücke, Waarenhäuser? Dem reichen Fred Wagener, dem Erben des alten Hopkins. Hut ab! Ja, der saß im Vollen — unter den Reichsten wurde sein Name genannt.

An Gertie dachte er weniger — ein liebes, gutes Ding — —

Gertie aber grübelte darüber nach, ob sie recht gethan. War es der Drang nach Freiheit, der sie in Wagener's Arme geführt hatte, oder war es wirklich die Liebe? Wenn sie nur erst genau wüßte, was die Liebe sei! Konnte es auch eine Täuschung sein, oder konnte man sich über das Gefühl der Liebe nicht irren? Sie hatte bis dahin im Leben so allein gestanden!

Der alte Großvater, dessen Welt- und Menschenverachtung mit den Jahren zugenommen hatte, hatte sie auf einem einsamen Dorfe in klösterlicher Abgeschiedenheit erziehen lassen. Alle Jahre einmal besuchte er sie und sah, ob sie körperlich gedieh; in sein Haus, nach Boston, durfte sie nicht kommen. Die Folge dieses Absperrungssystems bestand darin, daß Gertie ihn nicht liebte, sondern fürchtete. Der alte Herr mit den stark markirten Augenbrauen, dem eisengrauen Haar und dem versteinerten, eisernen Gesicht, der nach Gutdünken und tyrannisch über sie verfügte, als ob sie eine Sklavin sei, der ihr kein Trostwort gab und keinen Blick der Liebe für sie hatte,

an den fühlte sie sich durch kein Band gefesselt. Sie war in allen gesellschaftlichen Dingen höchst unerfahren und so harmlos wie die stille, so überaus schweigsame Natur, die sie umgeben hatte, in der ihr Wohnplatz lag.

Ja, es gab noch eine andere Welt außer der einsamen und hier und da etwas langweiligen, an die sie das Machtgebot des tyrannischen alten Mannes gefesselt hatte!

Und nun hatte sie zum ersten Male einen jungen Mann kennen gelernt, der sich um ihre Gunst bemühte. Sie hätte kein Weib sein müssen, um das nicht zu merken, daß er sie ganz anders ansah, als die beiden Rubberfords. Dabei war er weltmännischer, geschmeidiger, als der plumpe Farmerssohn oder der rohe Krämer im Dorfe, die Einzigen, die ihr in den Weg gekommen waren, seit sie die Kinderschuhe ausgetreten hatte. Warum mußte sie nur wie eine Gefangene in ihrem Dorfkerker leben, während der Großvater ein prachtvolles Haus mit Marmorstufen besaß; was hatte sie verbrochen, daß man sie so ängstlich von der großen Stadt fernhielt?

Sie hatte es eines Tages, vor einem Jahre etwa, gewagt, ihrem Großvater gegenüber ihr Herz ein klein wenig auszuschütten.

„Kind!" sagte der alte Mann, und es glitt wie ein trauriges Lächeln über sein Gesicht, „Kind! Du weißt nicht, um was Du bittest! Die Fluth des Lebens in der großen Stadt zieht Dich an? Ja, diese Fluth des Lebens hat Deinen Vater verschlungen und schon so Viele weggeschwemmt — Du siehst nur die eine Seite, den betrüglich lockenden Schein; auf der andern starrt es von Elend. Und das Elend liegt nicht nur auf denen, die nichts besitzen und jämmerlich arm sind, es hat meist auch die erfaßt, die in den Karossen einherrasseln und prangende Häuser bewohnen. Aber das glaubt Keiner, bis er mitten

im Gewoge steht und vergeblich um Hilfe schreit. Bleibe Du immer noch etwas in Deiner Einsamkeit, wo Du nichts von der Qual spürst —"

Er hatte sich weggewandt und sah mit einem steinernen Ausdruck in den harten Zügen hinaus auf die grünen Büsche. Dann nahm er hastigen Abschied, und sie wurde wieder ihrer Einsamkeit überlassen. Das blühende junge Leben konnte den sonderbaren alten Mann nicht verstehen; es waren zu starke Gegensätze. O, wenn sie noch eine Mutter gehabt hätte!

Unter solchen Gedanken übermannte Gertie nun endlich der Schlaf.

3.

Der September war zu Ende gegangen. Einzelne Blätter fielen welk von den Bäumen, und der Wald an den Hügelhängen drüben begann rothe, gelbe und violette Blätter zu zeigen.

Gertie hatte eine höchst sonderbare, ja, eine recht unglückliche Brautzeit verlebt; jene Zeit, die für glücklichere junge Mädchen so voll Seligkeit und Jubel zu sein pflegt, war ihr unter Verhältnissen vergangen, die ihr jede freie Aeußerung verboten. Rubberfords durften nichts merken, und Wagener mußte sich ebenso wie Gertie verstellen, wenn Beide einmal zusammenkamen. Frau Rubberford kam es etwas verdächtig vor, daß der junge Lehrer sich noch gar nicht einer ihrer Töchter gegenüber ausgesprochen hatte; man hatte es ihm doch so nahe gelegt, er möge anklopfen. War er zu schüchtern? Sie nahm sich vor, noch vor der Abreise ein ernstes mütterliches Wort mit ihm zu sprechen; denn sie wollte keine Gelegenheit vorübergehen lassen, entweder Susie oder Lizzie unter die Haube zu bringen. Wenn es auch nur ein unbemittelter Lehrer war, so war es doch ein Schwiegersohn.

Die Abreise stand nahe bevor, die Damen fröstelte es. Es war verabredet worden, Rubberford solle bereits am Freitag eintreffen, um bei dem Einpacken gegenwärtig zu sein und am Sonnabend, da die Uebersiedelung nach Boston stattzufinden hatte, ein Auge auf die Sachen zu richten. Das war seine Pflicht als Gatte und Vater; es war immer so gewesen, und Rubberford wußte es. Er fügte sich seufzend in das Unabänderliche, denn seine Gattin war bei dieser Rüstung zur Abreise gewöhnlich schlechter Laune.

Es war früh Morgens am Sonnabend, als ein Telegramm von Herrn Hopkins einlief, er werde mit dem Elfuhrzuge da sein. Also der alte Herr hatte sich auch aufgerafft und wollte seine Enkelin in eigener Person aus der Sommerfrische heimgeleiten. Das war ja ganz ungewöhnlich rücksichtsvoll! Gertie war an dem Morgen merkwürdig aufgeregt; sie hatte sich ein besonders gutes Kleid angezogen, schützte noch einige Besorgungen vor und verschwand schon um neun Uhr. Erst kurz vor elf Uhr kehrte sie zurück, und bald darauf traf auch der alte Herr Hopkins in der Villa ein.

Er begrüßte die Anwesenden, auch seine Enkelin, kühl oder eigentlich gar nicht und ging sofort auf den Mittelpunkt los.

„Ist Er denn nicht hier?“ fragte er, „ich muß ihn doch sehen.“

Die Frage war so allgemein gestellt, daß Niemand im ersten Augenblick eine Antwort fand.

Herr Rubberford räusperte sich. „Wen meinen Sie, Herr Hopkins?“ sagte er.

„Nun, natürlich den Herrn — wie heißt er doch? Wagener.“

Allgemeines Erstaunen.

„Wie kommen Sie darauf, Herr Hopkins?“ fragte Frau Rubberford.

Herrn Hopkins' Antlitz färbte sich ein wenig, verdrossen war er gekommen — auf einen Brief Gertie's hin — und nun begann er ärgerlich oder wüthend zu werden.

„Wie ich darauf komme, Frau Rubberford?" erwiederte er rauh. „Das ist ja eine recht komische Frage. Wenn meine Enkelin sich verheirathen will —"

Er schwieg und sah sich im Kreise um, nun selber erstaunt. Die Rubberfords machten nämlich sämmtlich verblüffte oder gar entsetzte Gesichter.

Jetzt meldete sich Gertie zum Wort. Es war hohe Zeit; denn die drei Damen Rubberford sahen aus, als ob sie in der nächsten Minute platzen müßten vor lauter Erwartung, Unwillen und Aufregung.

„Lieber Großvater," begann sie, „ich habe Herrn und Frau Rubberford noch nichts mitgetheilt — nur Dir zuerst, wie ich das für passend hielt."

„So!" sagte der alte Mann und sah die Familie Rubberford erst zornig, dann etwas sarkastisch an. „Die Geschichte wird ja immer netter und verheißungsvoller. Rubberford, ich habe Ihnen meine Enkelin für diesen Sommer anvertraut — Frau Rubberford, ich rechnete auf Ihre scharfen Augen und Ihre Aufmerksamkeit, Sie sollten das Kind schützen und bewahren — und nun —"

Die gekränkte Frau unterbrach ihn. „Und habe ich das nicht etwa gethan? War Gertie nicht bei uns — genau so, wie eins unserer Kinder?"

„Nein," schrie der alte Mann, dessen Geduld erschöpft war, „tausendmal nein! Gertie hat sich verlobt und will sich hier verheirathen — mit einem Herrn Wagener — und Sie wußten das nicht? Sie haben nichts gesehen oder gehört? Da hört denn doch Alles auf — da hätte ich ja Gertie ebenso gut ganz allein nach Long Branch oder nach Saratoga in's Bad schicken können! Schlimmer wäre es dort auch nicht geworden!"

Eine Pause folgte. Frau Rubberford, die sonst so redegewandte, war niedergedonnert und saß sprachlos da. Hilfesuchend sah sie bald Susie, bald Lizzie, bald ihren Mann an; doch keiner von diesen konnte ein Wort finden. Das war ja ganz unerhört — o! o! Wagener und Gertie! Diese heimtückischen beiden Seelen! Und das mußte in der Villa der hochrespektablen Familie Rubberford passiren!

Endlich begann Gertie wieder: „Aber, lieber Großvater, Frau Rubberford konnte ja gar nichts wissen —"

Der Alte unterbrach sie. „Lieber Großvater hin, lieber Großvater her! Spare Dir diese Betheuerungen! Denkst Du, ich werde meine Einwilligung geben? Weißt Du nicht, daß Du noch nicht mündig bist, daß das Gesetz mir Rechte über Dich einräumt, Rechte, die ich geltend machen werde?"

Gertie ließ den Sturm ruhig vorüberrauschen. Dann sagte sie einfach: „Das wird wohl zu spät sein. Ich — ich habe mich heute Morgen verheirathet."

Die Rubberfords schauderten. Allmächtiger Gott! Geschah denn gar nichts — wollte nicht der Himmel einstürzen!

Des alten Mannes Zorn war jedoch nach dieser Ankündigung wunderbarer Weise verflogen. Er sagte mit eisigem Tone: „Das ändert die Lage völlig. Die Thatsachen muß man anerkennen, man mag wollen oder nicht. Wozu riefst Du mich denn noch hierher? Ich bin hier überflüssig."

Er nahm Hut und Stock und wandte sich nach der Thür, als wollte er gehen. Doch kurz vor dem Ausgange machte er Halt und drehte sich nach Gertie um: „Wo ist Dein — Gatte? Da ich doch nun einmal nach Newport hergejagt bin, kann ich wohl noch eine andere Sache mit ihm erledigen. Wo hältst Du ihn versteckt?"

„Ich halte ihn gar nicht versteckt, Großvater," ent-

gegnete Gertie mit Würde, „ich hielt es nur nicht für geziemend, meinen Mann gerade heute, an diesem Orte, Dir vorzustellen. So, wie die Verhältnisse liegen, wäre es für mich und für ihn peinlich gewesen. Allein er erwartet Dich in unserer Wohnung. Ich denke, da ist eine passendere Gelegenheit."

Der Alte sah seine Enkelin erstaunt an. Er mußte ihr Recht geben, ihr Taktgefühl hatte das Richtige gefunden. Das Kind war mit einem Male Frau geworden, sie schien Charakter zu haben. So sehr er ihr sonst grollte, das gefiel ihm.

„So komm!" sagte er kurz, doch minder unfreundlich.

Gertie hatte noch eine Pflicht zu thun; sie war durchaus nicht angenehm, aber sie erfüllte sie mit einer ruhigen Vornehmheit, die ihre Wirkung nicht verfehlte. Sie wandte sich an die Rubberfords.

„Susie und Lizzie!" sagte sie, „Herr und Frau Rubberford! Sie haben mich auf Wunsch meines Großvaters diesen Sommer hindurch in Ihrem Hause aufgenommen, Sie haben mich freundlich und gütig behandelt, so daß es mir an nichts gemangelt hat. Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Nachsicht mit mir, für Ihre zahlreichen Aufmerksamkeiten und Zuvorkommenheiten. Daß ich mich während meines Aufenthaltes hier verlobte und verheirathete, das war nicht Ihre Schuld, Sie wußten nichts davon, und ich durfte Ihnen nichts mittheilen. Ich glaube, das wird auch mein Großvater einsehen. Noch einmal, ich danke Ihnen; leben Sie wohl!"

Sie machte eine Verbeugung und schritt zur Thür hinaus.

Während die Rubberfords sich gegenseitig mit Klagen, Verwünschungen, Vorwürfen und Ausrufen des Erstaunens bestürmten, schritten Großvater und Enkelin die Villenstraße entlang und gelangten nach wenigen Minuten in den inneren Theil der Stadt. Keines von ihnen sprach

ein Wort. Schweigend folgte der Alte der jungen Frau in das Kosthaus, in dem Wagener zwei möblirte Zimmer für sich und seine Gertie gemiethet hatte.

„Fred Wagener, mein Gatte — mein Großvater Samuel Hopkins!“ Gertie stellte die beiden Männer vor.

Der alte Herr ließ einen langen, prüfenden, kalten Blick auf den jungen Mann fallen, der vor ihm stand; er schien mit dem Blick in die Seele des Menschen eindringen zu wollen. Sein Gesicht wurde dabei immer eiserner und härter.

Herr Wagener spielte während dieses Aktes keine besonders imponirende Rolle. Seine wiederholten Verbeugungen, sein konventionelles Lächeln, sein geschmeidiges Wesen — das behagte dem alten Amerikaner durchaus nicht. „Ein Fremder!“ dachte der alte Hopkins für sich, „ein Mensch, der ein überflüssiges Gelenk in seinem Rückgrat besitzt! Das ist Einer, dem man nicht trauen darf.“

Er lehnte es ab, Platz zu nehmen; nach einer peinlichen Pause sagte er dann: „Sie haben meine Enkelin Gertie geheirathet?“

„Ja, Herr Hopkins.“

„Darf ich von dem Trauschein Einsicht nehmen?“

„Natürlich, Herr Hopkins, hier ist er; ich habe ihn bereit gehalten. Herr Pastor Brooks zu Lymington hat unsere Ehe eingesegnet.“

Der Alte prüfte das Dokument, das ihm Wagener hinreichte, in sorgfältigster Weise.

„Es scheint in Ordnung zu sein,“ sagte er darauf. „Es wäre wohl besser, schicklicher und natürlicher gewesen, Sie hätten sich vorher meine Einwilligung geholt. Sie wußten doch, daß ich der Großvater und Vormund dieser Waise war.“

Herr Wagener begann zu stottern und wollte eine Art Entschuldigung vorbringen. Diesem eisernen alten Manne

gegenüber kam er sich wie ein Schulbube vor, der beim Aepfelstehlen erwischt worden ist. Das sprach sich in seiner Haltung und in seinem Mienenspiel so deutlich aus, daß der Alte noch mehr ergrimmte.

Durch eine unwillige Handbewegung, die etwas Diktatorisches und für Wagener Unwiderstehliches hatte, schnitt er alle weiteren Erörterungen ab. „Es ist zu spät," sagte er, „lassen wir das. Sie haben es vorgezogen, ohne meine vorher eingeholte Einwilligung zu heirathen, Sie müssen die Folgen tragen. Man muß immer die Folgen von dem, was man vollbringt, im Leben auf sich nehmen."

Er holte seine Brieftasche nach einigem Tasten und Suchen hervor.

„Meine Pflicht als Vormund dieser jungen Dame," fuhr er fort, „erlischt mit dem heutigen Tage. Ihre Eltern haben ihr wenig hinterlassen, so gut wie nichts. Es mögen so gegen zweitausend Dollars sein. Hier sind sie."

Er schob ein Häufchen Papiergeld auf den Tisch.

„Die genaue Abrechnung und amtliche Bescheinigung erhalten Sie, sobald ich nach Boston zurückgekehrt bin. Ich habe die Quittung für dieses Geld mitgebracht; bitte, unterschreiben Sie."

Er überreichte ihm ein bereitgehaltenes Formular, unter das er nur seinen Namen zu setzen hatte. Wagener holte eilfertig eine Feder und erfüllte seinen Wunsch.

„Du mußt auch unterzeichnen." Er hatte sich an Gertie gewandt. Auch sie that, wie er verlangte.

„Adieu. Ich hoffe, wir sehen uns nicht wieder, mein Herr."

Herr Wagener wollte geschwätzig einfallen; aber der Alte sah ihn so durchbohrend an, daß er stammelnd schwieg.

„Meine Enkelin begleitet mich wohl bis an die Thür dieses Hauses, weiter nicht; und allein."

Mit diesen Worten verließ er hochaufgerichtet das Gemach.

Unten im geräumigen Hausflur fand sich Niemand. Großvater und Enkelin waren ungestört.

„Gertie," sagte der alte Mann dumpf, „Du hast heute eine meiner wenigen, meiner letzten Hoffnungen zu Grabe getragen."

„Großvater!"

„Gertie," sagte er und beugte sich ein wenig zu ihr nieder, und es war, als ob ein gefühlswarmer Strom durch seine Worte wehte, „Gertie, Du bist betrogen worden und hast Dich geirrt. Der Mann da oben, Dein Mann — taugt nichts. Nichts! Es ist ein schwankendes Rohr; stütze Dich darauf, und es wird Dir in der Hand zerbrechen. Ich habe ihn angeschaut, und ich verstehe mich darauf, in den Menschen zu lesen. Sein Blick ist unstät; er hat keinen Charakter und hat etwas zu verheimlichen."

„Großvater," schrie sie auf.

„Still — Du hast es gewollt."

„Das ist — nicht wahr; Fred hat ein gutes Herz und liebt mich. Ich wollte nicht mehr in der Sklaverei und in der Einsamkeit leben, ich bin auch ein Mensch. Mein Leben war so öde, so inhaltsleer!"

Der alte Mann nickte. „Die Fluth des Lebens," sagte er, „sie hat Dich verlockt. Ich glaubte meine Pflicht und das Beste für Dich zu thun, wenn ich Dich fern vom Elend der großen Stadt aufwachsen ließ. Doch was reden wir? Es ist Alles vorbei."

Er knöpfte sich langsam den Rock zu und blickte sie an, als ob er ein Bild von ihr mitnehmen wollte.

„Lebe wohl!" sagte er dann kurz. „Du weißt Samuel Hopkins' Adresse."

Mit diesen Worten war er an die Thür geeilt und verschwunden.

Die junge Frau schlug die Hände vor's Gesicht und weinte bitterlich.

4.

Thränen am Hochzeitstage! Zwar war ihr Mann nicht der unmittelbare Urheber und Veranlasser davon gewesen; aber das änderte sich bald. Als Herr Wagener das Geld sah, dem später noch ein paar hundert Dollars nachfolgten, als Herr Hopkins die in Aussicht gestellte nähere Abrechnung einsandte, da ergriff es ihn wie ein Schwindel. Wagener konnte kein Geld sehen, wenigstens nie große Beträge; jedesmal tauchte die während des letzten Jahres mühselig zurückgedrängte Sehnsucht nach Lust und Genuß in ihm wieder empor, sobald er sein Gehalt bezog. Er war seines soliden, ordentlichen, fast musterhaften Lebens überdrüssig geworden, es gelüstete ihn, einmal wieder recht zu tollen; er hatte seine bösen Leidenschaften etwas angehalten und eingedämmt, aber sie nicht überwunden.

Gertie wollte das Geld aufbewahren und zinsbringend anlegen, um sich späterhin für den angesammelten Betrag eigenen Hausrath zu kaufen; aber sie rettete nur den kleineren Theil. Ihr lieber Fred mußte nach Boston — in Geschäften; es war aber nicht herauszubekommen, was für Geschäfte das waren. Einmal entwischte er ihr sogar nach New-York; er hatte sich dort, wie er ihr versicherte, um eine bessere Stellung beworben, indessen kein Glück dabei gehabt. Lauter Lügen und Ausflüchte, lauter erbärmliche Unwahrheiten, die um so trauriger waren, je offener, reiner und wahrer sie dastand! Er vernachlässigte sie sonst gerade nicht, er war kein äußerlich roher Mensch, seine Rohheit saß versteckter. Als es nun so weit kam, daß sie ausziehen und sich ein eigenes Heim mit ihnen selbst gehörendem Hausrath einrichten mußten, da mangelte

es an den Mitteln, und es konnte nur eine recht dürftige Ausstattung angekauft werden.

Dabei fing Herr Wagener an, Schulden zu machen, keine großen Summen, doch solche, die empfindlich drückten. Er hatte anfänglich Kredit; denn es war bekannt geworden, daß der reiche Hopkins aus Boston der Großvater seiner Frau sei. Indeß bald sickerte es auch durch, daß der Millionär sich von seiner Enkelin zurückgezogen habe, weil sie wider seinen Willen sich vermählt habe. Und nun hatte auch das Borgen ein Ende; und die, welche geliehen hatten, kamen mit ihren Forderungen. Als das erste Jahr ihrer Ehe abgelaufen war und Gertie ihren Mann mit einem Töchterlein beschenkt hatte, war die finanzielle Lage der Familie bereits eine recht unangenehme geworden, und an Thränen fehlte es nicht mehr.

Damals fiel ihr zum ersten Male die Warnung des alten Mannes schwer auf das Herz; bis dahin hatte sie ihre Besorgnisse unterdrückt und bezwungen. „Fred,“ sagte sie eines Tages, als sie in der Dämmerstunde am Bettchen der kleinen Margarete saßen, „Fred, hast Du aus Deinem früheren Leben etwas gegen mich zu verheimlichen?“

„Wie kommst Du darauf, Gertie?“ erwiederte er; es war gut, daß das untergehende Licht des Tages nicht mehr die Röthe zu sehen gestattete, die sein Antlitz überzog. „Hat mich Jemand bei Dir verklagt?“ fuhr er fort. „Meine Eltern, das gestehe ich, waren arme Leute und lebten in trübseligen Verhältnissen; wenn das eine Schuld ist, so lastet sie auf mir.“

Sie sah ihm tief in's Auge und gewahrte darin das unstäte Flackern, das ihr Großvater bemerkt hatte.

Gertie hatte ein starkes Herz und ertrug das, was sie litt, mit fester Energie. Sie bedurfte der Kraft, denn in den nächsten Monaten wurde es schlimmer und schlimmer. Er vernachlässigte seine Schule, er verwilderte in seinem

äußeren Gebahren, er kam bisweilen betrunken nach Hause. Es mußte zu einer Katastrophe kommen, wenn Wagener nicht bald umkehrte. Die Vorbereitungen zu den Wahlen hatten begonnen; Wagener betheiligte sich mit regem Eifer und mit einem gewissen Geschick daran. Aber nun füllte die Wahlagitation seine ganze freie Zeit aus; bis spät in die Nacht hinein saß er in den Schänken, trank und debattirte.

Eines Tages kam er noch während der Schulstunden mit stark geröthetem Gesicht nach Hause.

„Aber, Fred!“ rief die geängstete Frau, „bist Du denn nicht in der Schule?“

Auch über die Schule und sein Verhältniß zu ihr hatte er seiner Frau stets unwahre Angaben gemacht. Er hatte ihr vorgespiegelt, er würde bald eine höhere Stelle und damit ein besseres Gehalt bekommen, wußte aber recht gut, daß dies unmöglich sei. Er hätte zu dem Ende sich einer Prüfung unterziehen müssen, und das vermochte er nicht, dazu reichte sein lückenhaftes Wissen nicht aus.

„Gertie,“ sagte er, „ich bin der Knechtschaft, der Plackerei in der Schule müde. Ich habe meine Stelle eben aufgegeben.“

Auch dies war eine Lüge; er war schimpflich entlassen worden, weil er mehrmals, „unter dem Einfluß schwerer Getränke stehend,“ — so lautete die Formel — in seine Klasse gekommen war.

Gertie wich zurück vor ihm; sein Anzug und sein etwas verwilderter Bart rochen nach Alkohol.

„Fred!“ schrie sie, „Fred! Besinne Dich! Wie soll es uns nun ergehen!“

Fred lachte überlegen. „Viel besser, Gertie,“ stammelte er, „viel besser! Das demokratische Hauptquartier hat mich zum Sekretär ernannt; auch nach der Wahl

wird für mich gesorgt werden. Und nun packe rasch ein paar Sachen für mich — ich — ich muß zum Bahnhof, nach New=York, zu Agitationszwecken; das Wahlkomité vergütet mir die Reise."

Die arme Frau erwiederte nichts; zitternd vor Gram und Leid packte sie ihm eilig seine Manteltasche, und er hastete fort.

Diesmal hatte er die Wahrheit gesagt, doch nicht die volle. Man hatte ihn nur nach New=York geschickt, um dort einen Beitrag für den Wahlagitationsfonds einzukassiren. Die Anstellung als Sekretär war noch ungewiß, da er viele Mitbewerber um diesen Posten hatte.

In New=York glückte es ihm; er hatte seinen Rausch ausgeschlafen und zeigte am nächsten Morgen seine Vollmacht vor. Das Geld wurde ihm ausgezahlt, aber damit kein Betrug aufkommen könne, wurde es sofort telegraphisch an das Hauptquartier zu Newport gemeldet, daß die Agitationssumme von dreitausend Dollars an Herrn Fred Wagener ausgehändigt worden sei. Man war vorsichtig geworden, da sich bei der letzten großen Wahl mehrere Unterschlagungsfälle ereignet hatten.

Jetzt konnte Wagener nichts veruntreuen; er mußte das Geld abliefern, oder er war im bürgerlichen wie im politischen Leben ein todter Mann. Allein die große Summe brannte ihm in der Hand. Die Gelegenheit mußte benutzt werden; zu Hause wartete seiner die weinende Frau — die zahlreichen Gläubiger drängten — eine Stellung hatte er nicht mehr. Lauter unerquickliche Dinge! Dagegen bot ihm die große Stadt Genuß in jeder Form.

Er ging in die Schänken und suchte alte Bekannte auf; dann, nachdem er sein Gewissen durch den Alkohol betäubt und die Stimme seines besseren Menschen eingelullt hatte, besuchte er die Spielhöllen. Das schwere Getränk hatte ihm Muth gemacht; er besaß ein Anlage=

kapital, das er verdoppeln und verdreifachen konnte, wenn er nur ein bischen Glück hatte. Nicht niedergebeugt und unsicher, sondern strahlenden Gesichtes betrat er die flimmernden Säle, die ihm aus früheren Jahren vertraut waren. Der Neger, der am Eingang stand, grinste ihn vertraulich an, er that, als ob er Herrn Wagener kenne. Erst wollte dieser es mit ein paar hundert Dollars versuchen.

Die paar hundert Dollars waren bald weg. Nun va banque! Was konnte das Zaudern helfen? Er mußte die volle Summe oder nichts zurückbringen. Einmal lächelte ihm das Glück — sein Nachbar kredenzte ihm schweren Wein — dann wandte es ihm den Rücken. Stieren Auges, die Hände krampfig geballt, verfolgte er den Lauf des Spieles.

Als der Morgen graute, hatte er zwei volle Drittel des anvertrauten Geldes verspielt.

Taumelnd schlich er, verstört, in sein Hotel zurück und schlief bis in den hellen Mittag hinein. Was nun beginnen? Er ersann allerlei Pläne, um sie im nächsten Augenblick wieder zu verwerfen. Er bot keinen angenehmen Anblick dar; seine Augen waren roth entzündet, sein Kopf brannte von den Folgen der wüsten Nacht. Sollte er auch das letzte Tausend daran wagen? Und dann — und dann — eine Kugel vor den Kopf oder ein Sprung von der Brücke?

Pah! Leute seiner Sorte legen die Hand nicht an sich. Ihnen fehlt der Muth, die letzte Reise als Freiwilliger anzutreten. Und sei es auch ein Leben der Schande — es ist Leben! Und das ist besser, als das unbekannte Jenseits.

Er ging wieder in die Schänken und trank sich Muth an. Endlich kam ihm ein rettender Gedanke. Es war ein verzweifeltes Mittel, aber doch vielleicht ein Ausweg. Sein Weg führte ihn über Boston so wie so. Wie, wenn er

dem alten Hopkins einen Besuch abstattete und es wagte, von ihm Geld zu erbitten? Hopkins, der Millionär, konnte ihn durch einen kleinen Check aus dem Sumpfe ziehen. Um sein einziges Enkelkind vor Schande zu bewahren, brachte er vielleicht ein Opfer. Tödten konnte ihn der alte Herr nicht; und Vorwürfe sind ja nur Worte. Die konnte er ertragen, die schüttelte er wieder ab. Um nicht noch einmal rückfällig zu werden, fuhr er sofort mit dem Nachtzuge ab.

Die Eisenbahnwagen waren nur schlecht besetzt; er fand überall Platz, soviel er wollte. Doch er hatte keine Ruhe; er zündete sich in dem für Raucher reservirten Wagen eine Cigarre an und warf sie wieder fort.

Es war etwa um die Mitte der Fahrt, als er in den Wagen, der an den Rauchwagen stieß, eintrat. Dort war Niemand, Alles war leer; doch halt! in der Ecke hockte ein Passagier, augenscheinlich ein Seemann, der fest schlief und schnarchte. Ein sonnengebräuntes Gesicht von unverkennbar irischem Typus. Der Mann trug eine blaue Bluse und über derselben einen leichten Rock; er hatte den Nacken auf die hölzerne, in halber Höhe befindliche Abtheilungswand am Ofen gelehnt; die Stellung mußte recht unbequem sein, da die Wagen hin und her flogen. Allein er schlief trotzdem wie Einer, der daran gewöhnt ist, in der unpassendsten Stellung zu schlafen.

Eben wollte Wagener weiter gehen, als er in der Brusttasche des Rockes, den der Seemann anhatte, etwas Buntes, Grünliches schimmern sah. Es war ein Päckchen — er blickte genauer hin und entdeckte — daß es Banknoten seien, das bekannte grüne amerikanische Papiergeld. War es möglich? Bot sich ihm hier noch zu allerletzt eine Gelegenheit, seinen Verlust zu ersetzen? Die Idee mit dem alten Hopkins hatte er halb und halb schon wieder aufgegeben; der alte Herr war ein recht fataler Mann

mit seinem Inquisitionsblick. Und dann — die größere Wahrscheinlichkeit war die, daß Herr Hopkins ihn aus dem Bureau werfen ließ. Der nahm keine Rücksichten, gar keine. Auf Gertie's Brief, daß ein kleines Mädchen bei ihnen angekommen sei, hatte er gar nicht geantwortet, auch nichts mehr geschickt. Der war von Stein und ihm ganz gewiß nicht wohlgesinnt.

Er blickte sich scheu um; Niemand war eingetreten, er war mit dem Schlafenden allein. Um die Probe zu machen, stieß er ihn etwas unsanft an; doch der an das Schütteln und Rütteln gewöhnte Fremdling rührte sich durchaus nicht, sondern schnarchte in aller Seelenruhe weiter. Und jetzt schnell — schnell, ehe Jemand kam! Er zupfte das Päckchen vorsichtig heraus und steckte es in seine Tasche. Er ergriff seine kleine Reisetasche, die vorn auf einer Bank gelegen hatte, und trat auf die Plattform in's Freie — der Kondukteur war nirgends zu sehen.

Er bückte sich und stieg die Stufen der seitlich befestigten eisernen kleinen Treppe hinab. Dann gab er sich einen Schwung und ließ sich fallen, zusammengekauert, wie eine todte Masse, wie einen Sack, den man hinstellt. Als Zeitungsjunge hatte er sich auf diese Art des Abspringens früher eingeübt. Es gelang vollkommen. Der Zug sauste an ihm vorüber. Er war gerettet — er hatte wieder Geld! Und Niemand hatte ihn gesehen — wer konnte ihn überführen?

Warme Regentropfen schlugen ihm in's Gesicht; es war gegen das Ende des Juni und die Luft mild und erfrischend. Er kletterte den Eisenbahndamm hinunter und schritt an demselben entlang. Zerrissene Wolken jagten am Himmel einher; bisweilen warf der Mond einen nur flüchtigen Blick auf die nächtliche Welt, aber sein Licht genügte, um ihm den Weg zu zeigen. Nach einer halben Stunde angestrengten Marschirens stieß er

auf eine Landstraße, die seitwärts führte. Diese verfolgte er; er wanderte die ganze Nacht. Als der Morgen kam und die erste Röthe über die Wipfel der Bäume zuckte, zählte er rasch seinen Raub. Es waren dreizehntausend Dollars.

Dann eilte er weiter — fort. Fort, in die weite Welt hinein.

5.

In der südwestlichen Ecke des großen Staates Pennsylvanien, hart an der Grenze, liegt eine Hügelkette, die früher unbebaut war. Ein reicher Mann hatte das Terrain angekauft aus Spekulation, um dort Kolonisten anzusiedeln. Doch mitten unter seinen Plänen starb er, und seine Erben ließen das Projekt unausgeführt. Da sich kein Käufer fand, blieb das Land lange Jahre wüst liegen.

Dort oben in den Hügeln bietet sich ein eigenthümliches Landschaftsbild. Auf den Gipfeln ist der Pflanzenwuchs ärmlich, verwitterte Sandsteinfelsen ragen empor, die aus der Ferne wie alte Burgen aussehen. Allein in den zahlreichen Schluchten grünt und blüht Alles; Kastanienbäume von der Art, die eßbare Früchte gibt, Wallnußbäume, Weiden und Ahorne neben Hickorygesträuch sind emporgesproßt, und von überall her hört man das Rieseln und Rauschen von Quellen, die sich an dem zur linken Hand gelegenen Hügelhang zu einem Bach vereinigen, der munter plaudernd, hier und da kleine Katarakte bildend, in die Ebene eilt. Das Wasser dieser Quellen ist warm und hat einen säuerlichen Geschmack; Thiere und Menschen trinken gern davon, und der Rasen, der den Rand umkleidet, ist von einer erstaunlichen Frische und Ueppigkeit.

In den ersten Tagen des Juli saß dort oben neben

den zerfallenden Trümmern einer Holzbaracke in der schweigenden Wildniß ein einsamer Mann. Sein Gesicht war ausdruckslos, sein Auge scheu, sein Bart verwildert und wie seine Schuhe bestaubt. Er mußte eine weite Strecke zurückgelegt haben, er sah wegmüde aus. Ein gewöhnlicher Vagabond und Landstreicher, einer der berüchtigten amerikanischen „tramps"? O nein, das bewies seine Wäsche, sein goldener Ring, seine Uhrkette, der Stoff seines Anzuges, daß er den gebildeteren Klassen angehörte.

Aber ihn drückte etwas, ein Leid lastete auf ihm. So müde er sein mochte, er hatte keine Ruhe. Bald ging er um die Holzbaracke, bald trat er an das gurgelnde Wasser, bald setzte er sich nieder — Alles so ziellos und ohne Plan wie möglich, fast mechanisch.

So verging Stunde um Stunde; er saß und sann und grübelte, und hörte dem Rauschen der Gewässer zu.

Fred Wagener war es.

Er war an dem Morgen, da wir ihn verließen, endlich auf eine Eisenbahn gestoßen und auf Umwegen von der zunächst erreichten Station nach Albany gefahren. Von dort aus hatte er sich nach Philadelphia begeben, wo er mehrere Tage rastete, nach Pittsburg, nach Baltimore. Schließlich hatte er eine Fußreise in das südliche Pennsylvanien unternommen. Alles das ohne bestimmten Zweck und ohne zu einem Entschlusse zu gelangen.

Seine Rückkehr nach Newport wurde mit jedem Tage schwieriger. Der Ausschuß des demokratischen Hauptquartiers, dem er das Geld bringen sollte, fahndete auf ihn. Natürlich auch der auf der Eisenbahn beraubte Mann, so dachte er wenigstens.

Wie sollte er unter diesen Umständen vor das Angesicht seiner weinenden Frau treten? Er wurde vielleicht schon auf dem Bahnhofe verhaftet.

Diese Gedanken überkamen ihn, als er dort oben saß.

Manchmal war es ihm, als ob ihn aus der Wildniß eine Stimme anriefe: „Kehre um! Kehre nach Hause zurück! Denke an Dein treues Weib, der Du das Herz brichst, an Dein Kind, das aus der Wiege Dich anlächelt und seine Aermchen nach Dir ausstreckt! Kehr' um, ehe es zu spät wird!" Er schauerte zusammen und sann nach; er hätte so gern dem Rufe Folge geleistet, denn so schlecht er war, in seiner Seele glomm es doch noch wie ein heimliches Feuer, das ihn zum Bessern mahnte; ein Licht der Sehnsucht nach Weib und Kind flackerte in ihm.

Eine Möglichkeit gab es allerdings noch, die ihn retten konnte. Der schlafende Fremdling im Eisenbahnwagen hatte ihn nicht gesehen; mit dem Gelde, das er ihm geraubt, konnte er seine Schulden, auch seine Unterschlagung und den Spielverlust decken. Er stand auf und kämpfte mit einem Entschlusse; aber die Furcht übermannte ihn. Er hatte Furcht, seinem Weibe vor das Angesicht zu treten, Furcht vor seinen alten Bekannten, Furcht vor der Heuchelei, die er weiter treiben mußte, Furcht vor einem ehrlichen Leben der Arbeit und Entsagung, das seiner harrte, wenn er unter die Gemeinschaft der Menschen zurückkehren wollte. Hier war ein verlassener und vergessener Winkel, in dem er weiter existiren konnte. Er hatte sich schon darauf gerüstet. Einem zerlumpten Stromer, den er auf der Landstraße getroffen, hatte er um ein paar Dollars eine Bescheinigung abgekauft, durch die sich derselbe als ein früherer Farmer Namens Harris, aus Reading in Pennsylvanien gebürtig, auswies. Das sicherte ihn vor polizeilichen Nachforschungen und Ermittelungsversuchen. Der alte Harris, der frühere Träger dieses Namens, hatte so schwach und krank und elend ausgesehen, der trieb es nicht mehr lange. Und der Gegenbeweis war schwierig, wenn nicht unmöglich.

Ja, das war es! Er wollte sich hier oben, wo Land

billig sein mußte, ankaufen, und pflanzen und säen und Alles vergessen, was ihn drückte. Eine Art von wilder Energie, von ingrimmigem Trotz erfaßte ihn. Er ging den Hügel hinab in das nächste Dorf, wo er sich nach Allem sorgfältig erkundigte, was die Besitzverhältnisse betraf.

Ein paar Tage darauf war Alles geordnet. Holzwagen ächzten den sandigen Weg hinauf, Maurer und Zimmerleute kamen, und als diese ihre Arbeit nothdürftig beendet und einen Stall und ein schmuckloses Wohngebäude hergerichtet hatten, erschien Herr Harris, der neue Eigenthümer. Fred Wagener war todt. Joe Harris hieß der Farmer. Bald zogen zwei Knechte ein, Hausrath aller Art mit ihnen, Kühe und Schafe und Pferde wurden angeschafft, und die Wirthschaft begann. Die Oede fing an aufzuleben, Bäume und Büsche wurden eingepflanzt und Saatkörner ausgestreut.

Und merkwürdig! Es lag ein reicher Segen auf dem Beginnen, es war, als ob die Wildniß nur auf die fleißige Menschenhand gewartet hätte. Die Pfirsichbäume gaben schon im dritten Jahre Frucht, die Apfelbäume gediehen, der Mais schoß fußhoch empor, und selbst auf dem sandigen Acker neigten sich die Aehren vor Schwere. Alle Gemüsesorten gewährten reichlichsten Ertrag, und zehn Meilen in der Runde gab es bald kein fetteres Vieh. Harris' Farm wurde wegen ihrer Ergiebigkeit zum Sprichwort, die Auslagen wurden zehnfach und zwanzigfach gedeckt. Ein kluger Krämer aus der Stadt, der eines Tages zum Besuche erschien, bemerkte, das warme Wasser der Quellen sei wohl die Ursache der außerordentlichen Fruchtbarkeit. Der Farmer Harris kaufte zur rechten Zeit auch noch die anstoßenden Aecker an, so daß ihn kein Nachbar in seiner Einsamkeit stören konnte.

Wenige Monate, nachdem Harris sich an der Halde

niedergelassen hatte, erschien bei ihm ein baumlanger alter Mann, ein Schäfer, der um Arbeit bat. Seit sieben Jahren war er in Amerika, und das Schicksal hatte ihn unbarmherzig verfolgt. Mit drei blühenden starken Söhnen war er gekommen, nun hatte er keinen mehr. Einer war Bundessoldat geworden und im Kampfe gegen die Indianer im fernen Westen umgekommen; der zweite war am Mississippi dem Fieber erlegen, und der dritte, der jüngste — dem alten Manne rollte eine einzige große Thräne über die Backe — war vor wenigen Wochen in Pittsburg in einer Maschinenfabrik von dem Treibriemen erfaßt und umhergeschleudert worden, bis er todt war. Der alte Mann machte durch sein treuherziges und schlichtes Wesen einen tiefen Eindruck auf den Farmer, und Harris engagirte ihn. Er hatte es nicht zu bereuen. Fortan stand sein Haushalt unter der Obhut eines ehrlichen und fähigen Mannes, der es verstand, Ordnung zu halten und Menschen und Vieh zu regieren. Der alte Schäfer war wortkarg und schweigsam, wie sein Herr, ein menschenscheuer Sonderling, und doch war er mit all' seinem Leid im Vergleich zu Harris zu beneiden.

Denn ob es auch auf der Farm lustig grünte und blühte, Harris hatte keine Rast noch Ruhe; keinen Schlaf in der Nacht und keine Erquickung am Tage. Es war, als ob ein böser Geist ihn peinige. Es machte ihm keine Freude, daß der Ueberfluß bei ihm eingekehrt war, es lag wie eine Centnerlast auf seinem Gewissen; selbst das Geld, das ihm zuströmte, hatte seinen Reiz für ihn verloren. Er bereitete Niemand eine Freude, weil er selber keine hatte. Und hätte er seine Knechte nicht freigebig bezahlt und ihnen vorzügliche Kost gegeben, er hätte keine Arbeiter gefunden.

So verging eine lange Zeit, und Harris wurde immer grauer und stiller.

6

Siebenzehn Jahre waren dahingezogen. An einem Nachmittag im Spätsommer saß der Schäfer mit den Knechten in der Gesindestube, die nur durch eine dünne Holzwand von den beiden Räumen getrennt war, die Harris bewohnte. Die Arbeit war beendet, das Vieh in den Ställen und besorgt. Es war Sonnabend, und die Zeit der Abendmahlzeit herangenaht. In der Ferne hörte man den leisen Klang einer Dorfglocke. Die Grillen zirpten auf den Feldern, und vom Bach her drang der Duft des frisch gemähten Grases.

Die Straße herauf, die von der neuangelegten Eisenbahnstation an den Hügeln entlang führte, keuchte ein zerlumpter alter Mann. Ein richtiger professioneller Vagabond war es. Branntwein, kalte Nächte und heiße Tage hatten sein Gesicht aufgedunsen gemacht; sein Hut war schmierig und farblos, wie sein in Fetzen zerfallender Anzug. Um den einen Fuß hatte er Lappen gewickelt, in der Hand schwang er einen irgendwo aufgelesenen Stock. Mühselig arbeitete er sich durch den Sand des Weges; sein Auge blickte theilnahmlos und verdrossen. Er bog in den Pfad ein, der zum Hause führte.

„'ne nette alte Pflanze!" sagte einer der Knechte und wies auf den Ankömmling.

„Ein hungriger, armer Schelm," meinte der Schäfer. „Der weiß auch was von Noth und Elend."

Der Wanderer kam angehumpelt und blickte furchtsam durch die offene Thür auf die neun Männer, die dort versammelt waren.

„Na, nur herein, alter Sohn!" sagte der Schäfer gutmüthig. „Müde und hungrig, he? Und weit des Weges? Woher?"

„Woher sollte ich kommen?" entgegnete der alte Strolch

mürrisch und nahm an der Tischecke Platz. „Aus dem Elend komme ich, und hinein in's Elend gehe ich wieder."

Das klang so heiser und verzweifelt! Die Knechte besaßen keine zarten Gemüther, aber der Ton bewegte sie doch. Er hatte eine Saite angeschlagen, die auch der Roheste zittern fühlt. Alle schwiegen.

Man reichte ihm stumm ein Glas Apfelwein, Fleisch und Brod und Bohnen. Gierig verschlang er das Gebotene.

Als er sich gesättigt, schob ihm der Schäfer das mit Tabak gefüllte Kästchen zu, das auf dem Tische stand. Jetzt lebte der alte Strolch sichtlich auf. Er zog eine halbzerbrochene Stummelpfeife aus einer Tasche, füllte sie mit dem Kraut und begann mit großem Behagen zu rauchen.

„Feine Farm hier oben!" sagte er. „Wie heißt der Mann, dem sie zugehört?"

„Harris," erwiederte Einer.

„Schon lange hier?"

„Hm," sagte der Schäfer, „es mögen wohl — ja, siebzehn Jahre mögen es her sein."

„Siebzehn Jahre!" rief der Strolch; „gerade so lange, als ich im Elend bin!"

„Wie kam das denn?" frug ein Knecht, „wodurch seid Ihr in's Elend gekommen?"

„Na natürlich!" fiel ein anderer Knecht ein. „Na, natürlich die alte Geschichte! Das Trinken —"

„Unsinn!" unterbrach ihn der Strolch. „Das Trinken war's nicht; hab' nie getrunken in meinem Leben, damals, als ich noch arbeitete."

„Na, dann erzähle 'mal!"

Der alte Lump paffte, klopfte seine Pfeife aus, stopfte sich eine frische, zündete sie an und sagte: „Vor siebzehn Jahren — ich heiße Shaugnessy und bin aus New-London, wo ich Weib und Kinder hatte — vor siebzehn Jahren

kam ich heim aus der Fremde und hatte Geld — sauer erworben und ehrlich verdient, drunten in Chile, beim Silbergraben. Ich war vom Schiff desertirt und in die Bergwerke gegangen. Rauhes Leben dort, aber es war Geld zu verdienen. Nach sechs Jahren hatte ich dreizehntausend Dollars. Ich dachte an Weib und Kind und ging auf ein Schiff nach Panama. Von da nach New-York. Es war im Juni; ich setzte mich des Abends auf die Eisenbahn, um nach Hause zu fahren, der Bostoner Zug — wißt ihr — der in der Nacht geht. Ich war müde und schlief ein. Mein Geld hatte ich frisch eingewechselt in New-York und in der Brusttasche stecken. Als ich aufwachte, war es weg. Ich war ein Bettler."

Er schwieg und stierte in das Abendroth hinein, das durch die Fenster leuchtete.

„Ließet Ihr denn nicht Nachforschung halten im Zuge?" fragte der Schäfer.

„Gewiß; natürlich. Es wurde Alles untersucht und nichts gefunden. Da kam die Wuth über mich, ich vergriff mich an Jemand, ich glaube, es war der Kondukteur. Auf der nächsten Station warfen sie mich vom Zuge und nannten mich einen Schwindler und Raufbold. Blutend und arm stand ich da."

„Warum gingt Ihr denn nicht nach Hause zu Weib und Kind?" fragte ein junger Bursche.

„Ohne Geld — nach so langen Jahren? Na, da laß Dir nur den Wind erst noch ein bischen länger um die Nase wehen, ehe Du so etwas fragst. Vor meine Schwiegermutter, die geborene Flanigan, ohne Geld hintreten? Nein, das verstehst Du nicht. Das ging nicht. Ich wanderte in's Elend hinein, suchend, bettelnd — da bin ich ein alter Lump geworden, ein miserabler Hund — und war doch früher ein ehrlicher, fleißiger Kerl, der seine Kinder lieb hatte und seine Frau —"

So verkommen er war, er stöhnte laut auf.

„Nie wieder gesehen — nie —"

Die Erinnerung überkam ihn, er sprang auf wie ein Jüngling. „Ihn aber, den Schurken, der das gethan, ihn, der mich und die Meinen in's Unglück gebracht und der mein Leben zertreten hat, ihn soll mein Fluch verfolgen bis an's Grab —!"

Er wurde plötzlich unterbrochen. Die Thür war aufgegangen, ohne daß es Jemand gehört hatte. Auf der Schwelle stand gebeugt, geisterbleich, Herr Harris.

Alles blickte auf ihn.

„Der Schurke bin ich," sagte er tonlos.

Shaugnessy fuhr zusammen und hielt sich am Stuhl fest.

„Ich bin es, der Farmer Harris. Ich habe Dir Dein Geld vor siebzehn Jahren im Eisenbahnwagen gestohlen."

Die Knechte saßen wie erstarrt.

„Du also, Du," schrie Shaugnessy, und die Augen traten ihm fast aus den Höhlen, „Du bist es, der gottverfluchte Kerl —"

Er stöberte in der Tasche, brachte ein Messer zum Vorschein und stürzte sich damit auf Harris.

Der stand bewegungslos da und erwartete den Streich.

Aber der alte Schäfer ergriff den Strolch mit eisernem Arm und entwand ihm das Messer.

„Schämt euch, ihr Leute," sagte er, zu den Knechten gewandt, „daß ihr das dulden wollt. Wir stehen hier in Brod und Kost bei Harris und er bezahlt uns unsere Arbeit ehrlich. Das dulde ich nicht, daß ihn ein hergelaufener Mensch vor unseren Augen niedersticht, das hat er nicht um uns verdient. Erst soll er redlich und wahrhaftig angeben, wie das Alles gekommen."

„Er hat Recht!" riefen die Männer durcheinander. „Harris soll reden!"

„Still!“ sagte der Farmer und hob die Hand. „Ich will Alles sagen. Ich war auf der Eisenbahn; ich hatte Geld verspielt, das mir nicht gehörte, und sah keine Möglichkeit, den Verlust wieder gut zu machen. Ich sah den Mann hier schlafen — aus seiner Brusttasche guckte ein Päckchen Banknoten hervor. Da flüsterte mir der Satan in's Ohr: ‚Nimm's — es sieht's Keiner — dann kannst Du Deine Schuld bezahlen und Dein Leben von Neuem beginnen.‘

Ich stahl das Geld und sprang vom Zuge — aber ich konnte der Rache nicht entrinnen. Zu den Meinen konnte ich nicht mehr zurück, es hat mich hier festgehalten wie mit eisernen Klammern. Ich kaufte die Farm — ich ward ein wohlhabender Mann, aber ich hatte keine Ruhe, keine — bei Tag und bei Nacht. Das — das war der Fluch des Beraubten, der Fluch der bösen That.“

Er schwieg. Der Strolch keuchte leise vor sich hin. Die Männer saßen so still — man hätte eine Nadel fallen hören können.

Harris hatte einen Augenblick das fahle Gesicht mit der Hand bedeckt. Er blickte wieder auf und sagte zu dem alten Strolch, indem er eine Menge Geldscheine vor ihn auf den Tisch legte: „Ich kann jetzt nichts weiter thun, Mann, nichts — da ist Geld! Viel Geld! Nimm es!“

Shaugnessy stand auf; in seinen Augen loderte ein eigenthümliches Feuer. „Gib mir mein Messer,“ sagte er zum Schäfer gewandt. Und als dieser eine abwehrende Bewegung machte, bemerkte er tonlos: „Nein, ich will ihm nichts thun, nichts, er ist es nicht werth.“

Er erhielt sein Messer, klappte es zusammen und steckte es in die Tasche.

Dann schob er mit einer Handbewegung das Geld vom Tische, daß es auf dem Fußboden fiel, und fuhr heiser fort: „Ich will Dein Geld nicht mehr — nein —

es ist viel zu spät. Ich bin ein miserabler alter Lump, ein Säufer und ein Strolch geworden und durch Dich in's Elend gerathen — meine Frau, meine herzlieben Kinder habe ich nie wieder gesehen — ich will nichts mehr von Dir! Aber wie ein fressendes Feuer soll es auf Deiner Seele brennen, so lange Du noch lebst."

Dann hatte er mit großer Behendigkeit seine Hutreste ergriffen und humpelte aus der Thür. Als sie ihm nachsahen, war er schon um die Ecke verschwunden.

Harris stand wie geistesabwesend da und blickte in's Leere. Die Knechte sahen ihn mit großen Augen, wie erschrocken über das Ungeheure, an. Einer nach dem Andern verließ still das Zimmer. Kein Wort ward gesprochen.

Der Letzte, der ging, war der alte Schäfer. Er blickte auf Harris mit innerer Angst und wollte reden. Aber die Kehle war ihm wie zugeschnürt, er konnte nicht. Auch er verschwand.

Als er nach einer Viertelstunde wieder eintrat, hört er nebenan ein Geräusch, ein Röcheln.

Er stieß die Thür auf. Harris war todt.

7.

Als Tag um Tag verrann und Wagener nicht heimkehrte, war es Frau Gertie fast zu Sinne, als ob sie verzweifeln müsse. Ihr geringes Haushaltungsgeld war aufgebraucht, die Gläubiger ihres Mannes drängten, und sie selber fühlte sich krank, elend und verlassen. Es waren schlimme Stunden, die über sie kamen. Bis in den Juli hinein wartete sie. Dann faßte sie sich eines Tages ein Herz und schrieb einen langen Brief, in dem sie Alles ausschüttete, was sie bewegte und drückte. Dieser Brief trug die Adresse Samuel Hopkins'.

Es kam keine Antwort, und doch war die Wirkung eine überraschende. Der alte Herr sandte einen heimlichen Boten, der nach Newport eilte und Alles bezahlte, was Fred Wagener geborgt hatte. An demselben Tage erhielt sie von dem Besitzer einer der schönsten Villen den Kaufkontrakt zugesandt; der alte Herr hatte sie für seine Enkelin erstanden. Auf allerhand Umwegen wurde ihr Geld zugewandt. Der Kassirer des Großvaters theilte ihr mit, es habe sich noch eine Hypothek gefunden, ein Besitzstück ihres lange verstorbenen Vaters; dieselbe sei werthlos gewesen, doch nun durch einen Glückszufall verkäuflich geworden. Es war eine bedeutende Summe, die sie vor jeder Noth sicherstellte. Unter allerlei Vorwänden fuhr Samuel Hopkins fort, sie zu unterstützen. Als Gertie im Spätherbst eines zweiten Kindes genas, wieder eines Mägdleins, dem sie den Namen Rhoda beilegte, ward sie reichlich mit Geld versehen; Fülle herrschte, wo früher die Noth ihr trauriges Antlitz gezeigt hatte.

Das Alles konnte freilich die Wunde nicht heilen, die ihr Fred Wagener geschlagen hatte; aber die Zeit übte ihren mildernden und ausgleichenden Einfluß. Die Kinder wuchsen zu lieblichen Mädchen, endlich zu Jungfrauen heran. Wagener erschien nie wieder, er blieb verschollen. Gertie wurde eine Schützerin der Armen und verbreitete Segen um sich; als glückliche Mutter genoß sie die reinsten Freuden. Wer im Anfange der achtziger Jahre in den Badeort kam, dem fiel wohl eine noch immer hübsche Frau auf durch ihr feingeschnittenes Antlitz, das die Spuren leiser Wehmuth und stillen Ergebenseins zeigte, durch ihr aschblondes Haar und ihre einfache und doch reiche Toilette. Sie war immer von zwei kräftig gewachsenen, munteren Mädchen begleitet, die sich liebevoll an die Mutter schmiegten. Das war Frau Gertie Wagener, die Enkelin des reichen alten Hopkins.

Der Großvater wurde sehr alt; er kam selten nach Newport und schrieb niemals; aber er sah seine Urenkelkinder noch heranblühen. Ein heimliches Lächeln der Freude lief über sein verwittertes Gesicht, als die Mutter eines Tages mit den Töchtern bei ihm erschien, um ihm in seiner letzten Krankheit beizustehen. Schmerzlos und lebenssatt schlief er unter ihnen ein. Von seinem bedeutenden Vermögen fiel ein großer Theil an milde Stiftungen; doch auch Gertie war nicht vergessen worden. Jede ihrer Töchter hatte eine volle Million Dollars erhalten.

Unter Harris-Wagener's Nachlaß fand sich ein durchaus rechtgiltig aufgesetztes Testament vor, durch das Frau Wagener in Newport zur Universalerbin eingesetzt wurde. Allein sie sollte zwei Legate auszahlen; das eine kleinere an den alten Schäfer, das andere größere an die Frau oder die Familie eines gewissen Shaugnessy, der früher in New-London gelebt hatte. Den alten Schäfer, der ihr Alles, was er wußte, berichtete, nahm sie in ihre Dienste und übertrug ihm die Verwaltung von Harris' Farm. Die alte Frau Shaugnessy entdeckte man nach langem Suchen im Armenhause; ihre Familie war wie der Mann verweht und verschollen. Frau Gertie hat mit großer Aufmerksamkeit und Liebe für die greise Frau gesorgt, die niemals entdeckte, warum die feine fremde Dame sich ihrer so freundlich annahm und ihr die letzten Lebensjahre verschönte. Frau Gertie hat, soviel an ihr lag, dazu beigetragen, die Schuld ihres Mannes zu sühnen.

Eisenbahnsignale.

Ein wichtiges Kapitel aus der Verkehrspraxis.

Von

Alr. Myers.

(Nachdruck verboten.)

Wie Jedermann bekannt, haben die Eisenbahnsignale den Zweck, die Sicherheit des Betriebes zu fördern und zu erhalten, sie dienen aber auch zur Warnung für das Publikum und für die Eisenbahnbeamten, und manches Unglück könnte verhütet werden, wenn das Publikum mehr mit den Eisenbahnsignalen bekannt wäre; wir wollen uns daher hier ein wenig näher damit beschäftigen.

Als die Eisenbahnen in England eingeführt wurden, gab es überhaupt keine Signale; selbst die Lokomotiven hatten keine Dampfpfeifen. Die Züge fuhren aber auch nur mit einer Geschwindigkeit von zwei Meilen in der Stunde, während jetzt der Schnellzug durchschnittlich zwölf Meilen in der Stunde macht; man duldete nicht, daß Straßen- und Wegeübergänge in gleicher Höhe mit der Eisenbahn hergestellt wurden, und nie bewegten sich zwei Züge gleichzeitig zwischen zwei Stationen. Trotzdem fand man schon nach kurzem Betriebe, daß Signale nicht vollständig zu entbehren seien, besonders an Stellen der Bahn, welche unübersichtlich waren, wie z. B. tiefe Einschnitte, Krümmungen u. s. w. Man errichtete deshalb drehbare Tafeln, die auf der einen Seite roth, auf der anderen grün angestrichen waren; in der Nacht brachte man an

diesen Tafeln Laternen von gleicher Farbe an. Wenn dem Lokomotivführer die rothe Scheibe entgegenstand, so hieß dies „Halt!“ die grüne Scheibe bedeutete „Langsam fahren!“; wurde die Tafel so gedreht, daß sie ihre scharfe Kante dem Lokomotivführer zuwendete, so hieß dies „Freie Fahrt!“

Als man in Deutschland die Eisenbahnen einführte, mußte man sich dazu entschließen, mehr Signale anzuwenden, weil hier die Straßen- und Wegeübergänge in gleicher Höhe mit der Eisenbahn lagen. Bekanntlich hat man sich erst in den letzten Jahren entschlossen, bei Neuanlagen die Wege stets über den Bahnkörper hinweg oder unterhalb desselben zu führen. Die ersten Bahnwärter erhielten farbige Fahnen und des Nachts Handlaternen mit farbigen Gläsern. Auch kam man darauf, den Zug auf weite Entfernung schon vorher anzuzeigen, und dazu benutzte man sogenannte „Tuten“, auch Huppen genannt, einfache Blechtrompeten, mit denen man nur einen Ton, bald kurz, bald lang, erzeugen konnte. Die Einführung dieser Blechtuten erwies sich als ein ganz außerordentlicher Vortheil für den Eisenbahnbetrieb.

In den ersten Jahren dieser Verkehrsentwickelung gab es kein fahrplanmäßiges Ankommen von Zügen; dieselben kamen bald mit großer Verspätung, bald viel früher an, je nachdem das Geleise frei geworden war, oder sie unterwegs Aufenthalt gehabt hatten. Durch das Vorhersignalisiren der Züge vermittelst der Blechtuten konnte man nun die Fahrgeschwindigkeit vermehren, und die Züge begannen allmälig bestimmte Zeiten innezuhalten. Allerdings, ein Uebelstand ergab sich bald: wenn der Wind dem geblasenen Signal entgegenstand, vernahm es der nächste Wärter schwach und undeutlich oder auch gar nicht. Auf der ersten großen deutschen Eisenbahn, der Leipzig-Dresdener, führte man daher Klingelzüge ein, ver-

mittelst deren die Bahnwärter sich untereinander Signale gaben, und als auch diese sich nicht bewährten, errichtete man im Jahre 1840 die sogenannten Sichtsignale. Diese bestanden aus einem Maste, an dem roth oder grün angestrichene Korbbälle in die Höhe gezogen wurden; war der Korb ganz bis zur Spitze des Mastes gezogen, so hieß dies „Freie Fahrt", befand er sich in halber Masthöhe, so hieß das „Langsam fahren", und war er endlich am Mast nicht zu erblicken, sondern lag am Fuße desselben, so hieß dies „Halt".

Im Jahre 1843 versah man die Signalmasten mit zwei Armen und gab ihnen die Gestalt, die sie noch heute besitzen. Damit aber mehr als die drei oben angeführten Signale gegeben werden könnten, führte man farbige, verschieden geformte Tafeln ein, die an den Signalmasten befestigt wurden, dazu bunte Scheiben an der Lokomotive und an den Wagen, Fackeln, Laternen- und Lichtsignale, Glocken, Dampfhörner, Knallkapseln u. s. w. In den sechziger Jahren bildete das Signalwesen so recht ein Abbild des damals noch uneinigen Deutschlands. Jede Eisenbahnverwaltung hatte allmälig für ihre Linien andere Signale eingeführt, im Ganzen gab es 700 Signale für ungefähr 70 verschiedene Nachrichten oder sogenannte „Begriffe". So lange der Verkehr sich in bescheidenen Grenzen hielt, ging das an, aber als aus den einzelnen Eisenbahnlinien sich durch Verbindungsstrecken allmälig das große deutsche, engmaschige Eisenbahnnetz bildete, ergaben sich die größten Unzuträglichkeiten. An Knotenpunkten, wo die Eisenbahnlinien verschiedener Verwaltungen zusammenliefen, entstand oft heillose Verwirrung, und manches Unglück wurde nur durch die verschiedenen Signalsysteme herbeigeführt. Schon im Jahre 1865 hatte daher die Versammlung deutscher Eisenbahntechniker sich entschieden für ein einheitliches Signalsystem in Deutschland aus-

gesprochen; zehn Jahre aber dauerten die Vorarbeiten für dieses Werk, das seinen Abschluß erst auf der Versammlung deutscher Eisenbahnverwaltungen im Jahre 1875 fand, welche eine einheitliche Signalordnung für die Eisenbahnen Deutschlands annahm.

Seit dieser Zeit haben sämmtliche deutschen Eisenbahnen genau dieselben Signale. Die Signalordnung unterscheidet fünf Klassen von Signalen; solche auf der freien Strecke, solche auf und vor Bahnhöfen, Signale am Zuge, Signale des Zugpersonals und Rangirsignale. Von diesen fünf Klassen wollen wir diejenigen beschreiben, welche für das Publikum von Interesse sind, und indem wir uns an die Eintheilung der Signalordnung halten, in jeder Abtheilung noch einen Unterschied zwischen hörbaren und sichtbaren Signalen machen.

Die hörbaren Signale, die auf offener Strecke angewendet werden, bestehen nach der Vorschrift aus Glockenzeichen. Nebem jedem Bahnwärterhäuschen steht bekanntlich ein Glockenhäuschen, auf dessen Dache eine große Signalglocke mit zwei Hämmern angebracht ist. Ein elektrisches Läutewerk löst diese Hämmer aus, das Werk wird durch eine Kurbel aufgezogen und durch eine starke Uhrfeder im Betriebe erhalten. Bevor ein Zug von einer Station abgeht, wird er bis zur nächsten Station, an der er hält, „abgeläutet", indem der Telegraphenbeamte einen Stöpsel in ein bestimmtes Loch des elektrischen Apparates steckt. Geläutet wird so, daß immer eine Anzahl von Glockenschlägen, gewöhnlich acht bis zwölf, hintereinander ertönt; dann folgt nach einer kurzen Zwischenpause eine Wiederholung dieser Schläge. Einmaliges Läuten der Glocke bedeutet: der Zug geht in der Richtung von A. nach B., zweimaliges Läuten bedeutet: der Zug geht in der Richtung von B. nach A., dreimaliges Läuten bedeutet das Ruhesignal, d. h. die Bahn wird bis zum nächsten fahr-

planmäßigen Zuge nicht mehr befahren; für Bahn- und Streckenwärter ist dies am Abend auf Linien mit geringem Verkehr ein Zeichen, daß bis zum Morgen unter keinen Umständen ein Zug über die Bahn geht. Sie können sich dann ruhig schlafen legen und die Wegeschranken öffnen. Sechsmal dieselbe Anzahl von Schlägen bedeutet, daß etwas Außergewöhnliches zu erwarten ist. Es ist dies das Alarmsignal. Wer mit seinem Wagen in der Nähe eines Wegüberganges ist, wird, wenn ein solches Signal kommt, wohl daran thun, zu warten, selbst wenn die Schranke nicht geschlossen sein sollte. Es können auch mit Tuten oder Hörnern diese Signale wiederholt werden, indem ähnlich wie mit den Glockenzeichen mit einer Reihe von kurzen oder langen Tönen das betreffende Signal geblasen wird. Diese Signale sind aber in der Signalordnung blos gestattet und nicht ausdrücklich vorgeschrieben.

Die sichtbaren Signale können gegeben werden durch den Bahnwärter und durch die Telegraphenmasten. Macht der Bahnwärter Front gegen den vorüberfahrenden Zug, so ist Alles in Ordnung; hält er seine rothe Fahne oder irgend einen anderen Gegenstand quer über das Gleis, so bedeutet das „Langsam fahren", und ein Schwenken der Fahne oder einer rothen Laterne bei Nacht bedeutet endlich das Haltesignal für einen Zug. Am Signalmast bedeutet der wagerecht ausgestreckte Arm „Halt", der in einem Winkel von 45 % nach oben gerichtete Arm „Freie Fahrt". Ist in der Nähe dieses Armes seitlich oder oben am Mast noch eine runde Scheibe auf einem Stock befestigt, so bedeutet dies „Langsam fahren". In der Dunkelheit bedeutet rothes Licht „Halt", grünes Licht „Langsam fahren", weißes Licht „Freie Fahrt". Sind einzelne Stellen der Strecke, weit entfernt von dem Signalmast, in Reparatur, oder nicht ganz sicher, so werden Scheiben aus Korbgeflecht auf Latten aufgestellt, welche gewöhnlich

grün und weiß, aber auch schwarz und weiß oder roth und weiß bemalt sind. Die Scheiben tragen auf der einen Seite den großen lateinischen Buchstaben A, auf der anderen Seite den Buchstaben E und befehlen dem Lokomotivführer, langsam zu fahren und zwar vom Zeichen A (Anfang) an bis zum Zeichen E (Ende) der Strecke, welche nicht ganz sicher ist.

Sichtbare Signale auf freier Strecke werden auch in der sogenannten Blockstation durch weiße und rothe Scheiben gegeben; da diese Zeichen nur für den Bahnwärter, nicht aber für das Publikum sichtbar sind, haben dieselben kein allgemeines Interesse.

Die hörbaren Signale auf und vor Bahnhöfen werden für das Publikum nur mit der Glocke gegeben. Vielfach ist man sich über die Bedeutung dieses Läutens nicht ganz klar. Ein kurzes Läuten und ein deutlich markirter einzelner Schlag bedeutet nicht, wie man vielfach glaubt, die Ankunft des Zuges, sondern heißt vielmehr: es *darf* eingestiegen werden; kurzes Läuten und zwei markirte Schläge bedeutet für das Publikum: es *muß* eingestiegen werden; drei kurze Schläge bedeuten für die Bahnbeamten das Zeichen zur Abfahrt, welches indeß von dem Zugführer mit der Trillerpfeife wiederholt werden muß; für das Publikum aber heißt es unter allen Umständen, es *darf nicht mehr* eingestiegen werden. Wer nach den drei Schlägen noch in einen Zug hineinzugelangen sucht, thut dies auf die Gefahr hin, deshalb nach dem Bahnreglement zur Strafe gezogen zu werden.

Die sichtbaren Signale am Bahnhofstelegraphen sind dieselben, wie auf der Strecke; der wagerechte Arm bedeutet „Halt", der hochgezogene Arm bedeutet „Freie Einfahrt". Da aber das Einfahren in einen Bahnhof stets verhältnißmäßig gefährlich ist, so begnügt man sich nicht mit dem sogenannten Abschlußtelegraphen an beiden

Enden des Bahnhofes, sondern man hat vor diesen noch sogenannte „Vorsignale“ errichtet; es sind dies Masten, die kleiner sind als die sonstigen Signalmasten und nur eine Scheibe zeigen. Dieses Vorsignal ist mit dem sogenannten Abschlußsignal so in Verbindung gebracht, daß es sich von selbst stellt, wenn irgend ein Signal am Abschlußmast gegeben wird. Wird dort der Arm wagerecht, also auf „Halt“ gestellt, so dreht die Scheibe des Vorsignals die rothe Seite (bei Nacht eine rothe Laterne) dem Lokomotivführer entgegen; steht dort das Signal „Freie Einfahrt“, so zeigt das Vorsignal die grüne Scheibe (bei Nacht ein grünes Licht), weil bei der Einfahrt in einen Bahnhof immer langsam gefahren werden soll und für den Lokomotivführer das grüne Licht und die grüne Scheibe nicht nur das Signal „langsam“, sondern auch „vorsichtig fahren“ geben. Ist kein Zug signalisirt, so stehen Abschlußsignal und Vorsignal immer auf Halt. Wer also in der Nähe eines Bahnhofes öfters Geleise zu überschreiten hat, sei es zu Fuß, sei es in einem Wagen, kann sich durch Beobachten der Signale genau davon überzeugen, ob ein Zug kommt oder nicht.

Die dritte Art von Signalen, nämlich diejenigen, die am Zuge selbst befestigt sind, sind der Natur der Sache nach nur sichtbare. Am Tage hat jeder Zug am letzten Wagen, und zwar da, wo die sogenannten Zughaken befestigt sind, eine weiße Scheibe mit einem rothen Mittelpunkt; es ist dies das sogenannte Schlußzeichen, welches andeutet, daß dies der letzte Wagen des Zuges ist. Fehlt bei einem vorüberfahrenden Zuge diese Scheibe, so ist anzunehmen, daß der Zug sich auf der Fahrt getrennt hat, und daß Wagen sich noch auf der Strecke befinden. Wer dann an einer Schranke steht, die er sich selbst öffnen kann, oder die sich durch besondere Vorrichtungen von selbst öffnet, überschreite ja nicht das Geleise, ehe er nicht

vorher sehr sorgfältig Umschau gehalten hat; abgetrennte Wagen folgen gewöhnlich dem Zuge nach, besonders wenn die Strecke etwas Gefälle hat, und man kann durch diese unvermuthet dahergejagt kommenden Wagen in große Gefahr kommen. Bei Nacht befindet sich am Ende des Zuges anstatt der Scheibe eine rothe Laterne, außerdem aber an der oberen Wagenkante zu beiden Seiten des letzten Wagens je eine Laterne, die nach vorn grün, nach hinten roth leuchtet.

Bei Nacht hat ferner die Lokomotive, wenn der Zug auf dem richtigen Geleise fährt, vorn zwei weiße Laternen; fährt der Zug auf dem sogenannten falschen Geleise, weil das andere gesperrt ist, so hat die Lokomotive zwei rothe Laternen vorn. Eine grüne Scheibe oben auf dem letzten Wagen oder zwei nach hinten grün leuchtende Laternen auf dem letzten Wagen deuten an, daß dem Zuge unmittelbar ein Extrazug folgt. Eine grüne runde Scheibe vorn an der Lokomotive oder eine grünleuchtende Laterne über den beiden weißen Laternen vorn an der Lokomotive bedeutet: es kommt ein Extrazug aus der entgegengesetzten Richtung. Eine weiße Scheibe vorn an der Lokomotive bedeutet für den Bahnwärter, die Telegraphenleitung ist nachzusehen. Schwingt ein Schaffner seine Mütze bei Tage oder eine Laterne bei Nacht, so heißt dies, die Strecke ist sofort zu revidiren, es ist etwas nicht in Ordnung.

Die Signale des Zugpersonals werden nur durch Pfeifen ausgeführt und nur auf Bahnhöfen und während der Fahrt gegeben. Ihre Kenntniß ist aber auch für das Publikum von Nutzen. Ein lauter Pfiff der Lokomotive auf freier Strecke bedeutet „Achtung!“ drei Pfiffe bedeuten „Bremsen fest!“ zwei bedeuten „Bremsen los!“ Kennt man die Bedeutung dieser Signale, so braucht man während der Fahrt auf offener Strecke nicht zu erschrecken, wenn plötzlich mehrmals die Lokomotive pfeift. Das

Alarm- und Nothzeichen der Lokomotive besteht aus einer ganzen Reihe aufeinanderfolgender Pfiffe; den Reisenden ist, wenn dieses Signal ertönt, zu rathen, so schnell als möglich auf die Sitze zu steigen, da im Falle des Zusammenstoßes mit einem anderen Zuge zumeist den Passagieren, die auf den Bänken sitzen, die Beine zerquetscht werden. Dieses Nothsignal wird indeß nur in den äußersten Fällen gegeben, da der Lokomotivführer zu gewärtigen hat, daß das gesammte Zugpersonal ebenso wie die Passagiere durch das Nothsignal den Kopf verlieren. Dasselbe hat schon zur Folge gehabt, daß, während sich der Zug noch in der Fahrt befand, ängstliche Passagiere heraussprangen, ja, daß sogar Bremser, ohne zu wissen, um was es sich handelte, von ihren hohen Sitzen herabsprangen und sich schwer verletzten.

Im Bahnhofe heißt der Pfiff der Lokomotive vor der Abfahrt des Zuges „Achtung!" und zeigt an, daß die Maschine in Gang gesetzt wird. Die Signale mit der Trillerpfeife des Zugführers bedeuten dagegen: ein Pfiff, daß die Zugbeamten ihre Plätze einnehmen sollen; zwei Pfiffe, daß abgefahren werden soll. Pfeift der Stationsbeamte oder der Zugführer dreimal rasch hintereinander auf der Trillerpfeife, so heißt dies „Halt" für den bereits in Bewegung gebrachten Zug. Dieses Signal muß gegeben werden, wenn noch während der Abfahrt irgend eine Ungehörigkeit entdeckt wird, oder wenn sich ein Mensch in Lebensgefahr befindet.

Sehr oft muß dieses Signal gegeben werden, weil ein Passagier, der sich verspätet hatte, im letzten Augenblick trotz der Aufmerksamkeit der Stationsbeamten auf das Trittbrett des bereits fahrenden Zuges springt und nicht im Stande ist, die Thür einer Abtheilung zu öffnen; würde sich der Zug nunmehr in schnellere Gangart setzen, so würde der tollkühne Fahrgast in den meisten Fällen

verunglücken, man muß den Zug daher unter allen Umständen noch im Bahnhofe halten lassen, obgleich dies Verspätungen und andere Unregelmäßigkeiten zur Folge hat. Das dreifache Trillersignal „Halt“ wird auch sofort im Bahnhofe von allen Rangirern, Weichenstellern und allen anderen Beamten, die Trillerpfeifen haben, aufgenommen und dem Zuge nachgesendet.

Wenn übrigens ein Fahrgast Veranlassung wird, daß ein bereits in Bewegung befindlicher Zug wieder angehalten werden muß, so hat er unter allen Umständen eine Bestrafung zu gewärtigen, die bis zur Höhe von hundert Mark steigt.

Die fünfte Klasse von Signalen, die Rangirsignale, hat insofern für das Publikum Bedeutung, als heutzutage fast jeder Geschäftsmann in die Lage kommt, einen Bahnhof zu betreten. Besonders, wenn er nach der Güterexpedition oder dem Lagerschuppen sich begibt, muß er häufig Geleise überschreiten, auf denen rangirt wird. Es mag ausdrücklich erwähnt werden, daß das Ueberschreiten der Geleise außerordentlich gefährlich ist, und daß Personen, die nicht sehr genau auf einem Bahnhofe Bescheid wissen, besser thun, sich von einem Eisenbahnbeamten begleiten zu lassen. Im Allgemeinen ist ja auch das Ueberschreiten der Geleise innerhalb eines Bahnhofes allen Nichtbeamten verboten. Besonders Wagen, welche die Lokomotive beim Rangiren abgepufft hat, und die auf den Geleisen ohne großes Geräusch hin- und herlaufen, können für den Ueberschreitenden gefährlich werden.

Die hörbaren Rangirsignale werden mit einer Trillerpfeife, manchmal auch mit einem Horn gegeben. Ein langer Ton oder ein Pfiff bedeutet: die Wagenreihe muß vorgerückt werden; zwei Pfiffe oder Töne bedeuten das Zurückdrücken der Wagenreihe; drei kurze Töne oder Pfiffe bedeuten „Halt“. Ist der Rangirer oder Rangirmeister

so weit von der Lokomotive entfernt, daß man seine Signale wegen des Geräusches dort nicht mehr hören könnte, so gibt er sichtbare Rangirsignale, am Tage mit dem Arm, bei Nacht mit einer weißen Laterne, die er in die rechte Hand nimmt. Die senkrechte Bewegung des Armes von oben nach unten bedeutet Vorschieben, die wagerechte Bewegung des Armes bedeutet Zurückdrücken des Zuges, die kreisförmige Bewegung endlich bedeutet „Halt".

Wie man sieht, haben die verschiedenen Signale unter sich eine gewisse Aehnlichkeit, indem sie genau nach demselben Schema angeordnet sind; es ist daher auch gar nicht so schwer, sich dieselben zu merken und auf Reisen oder beim Besuch der Bahnhöfe den entsprechenden Nutzen aus dieser Kenntniß zu ziehen. Mancher Unglücksfall würde verhütet werden, wenn die weitesten Kreise des Publikums mit der Bedeutung der Signale, wie sie hier angegeben ist, vertraut wären.

Der Abenteurerroman im vorigen Jahrhundert.

Literaturgeschichtliche Skizze

von

Eugen Schmitt.

Während des spanischen Erbfolgekrieges (von 1701 bis 1704) kämpften die Engländer gegen Frankreich auf Seiten Deutschlands, und der Krieg wurde gleichzeitig zu Lande und zu Wasser geführt. Zu Wasser hatte er noch eine ganz großartige Bedeutung deshalb, weil während

jenes Feldzuges die Südsee gewissermaßen erst den handeltreibenden Nationen erschlossen wurde, und besonders England Anstrengungen machte, sich dort möglichst viele Besitzthümer zu sichern. So hatte im Jahre 1708 auch die Kaufmannschaft von Bristol zwei Schiffe, „Duke“ und „Dutcheß“ (Herzog und Herzogin) für eine Fahrt nach der Südsee ausgerüstet, deren Führer der Kapitän des Duke, Woodes Rogers, war.

Das kleine Geschwader kam im Februar 1709 an eine kleine Insel im Stillen Ocean, westlich von der Küste von Chile. Man sah Abends auf der Insel ein Licht, wagte sich aber nicht heran, weil man fürchtete, Seeräubern oder Franzosen zu begegnen. Erst am nächsten Morgen wurde ein Boot ausgesetzt, welches entdeckte, daß die Insel von einem einzigen, halb verwilderten Menschen bewohnt war, der im Jahre 1704 von einem Schiffe dort ausgesetzt worden war. Die Expedition hatte den berühmten Alexander Selkirk auf der Insel Juan Fernandez entdeckt, von dessen Schicksalen der Leser wohl schon genügend gehört haben wird, und dessen wir daher nur Erwähnung thun wollen, so weit dies für unsere Betrachtungen nothwendig ist. Nur ein Irrthum muß sofort berichtigt werden. In den meisten Literaturgeschichten findet sich die Notiz, dieser Alexander Selkirk sei ein liederlicher Matrose gewesen, der wegen Insubordination von seinem Kapitän auf der Insel ausgesetzt worden sei. Dies ist nicht der Fall. Er war vielmehr ein wissenschaftlich gebildeter Mann, der als Steuermann auf einem Schiffe mit seinem Kapitän in Zwistigkeiten gerathen war und nicht zur Strafe, sondern auf seinen eigenen Wunsch auf jener Insel ausgesetzt wurde.

Er nahm sofort wieder Dienste als Steuermann auf dem „Duke“ und kam im Jahre 1711 mit der Expedition wieder nach England. Im Jahre 1712 gab der Kapitän

Woodes Rogers eine Reisebeschreibung heraus, welche unter dem Titel: „Reise nach der Südsee und um die Welt" erschien. Natürlich vergaß er darin nicht das Zusammentreffen mit Alexander Selkirk und widmete demselben einen besonderen Abschnitt unter dem Titel: „Ein Bericht über Alexander's Alleinleben auf einer Insel." Im Jahre 1713 kam Alexander Selkirk als Schiffskapitän auf der Rhede zu Hamburg an. Es ist wenigstens dem Hamburger Geschichtsforscher Karl Koppmann gelungen, erst in den letzten Jahren eine Flugschrift zu entdecken, eine zum Theil wörtliche Uebersetzung des Berichts Rogers', soweit es sich um die Auffindung Alexander Selkirk's handelt. Um dem Leser die weiter unten gezogenen Vergleiche zu ermöglichen und bei ihm in Kürze die Erinnerung an die Schicksale Alexander Selkirk's wachzurufen, folgt hier ein kurzer Auszug aus dieser Flugschrift, welcher mit Auslassung verschiedener Weiterungen lautet:

„Er (Selkirk) erzählte, daß er von Largo in der schottischen Grafschaft Stiff gebürtig war und von Jugend auf zur See gefahren. Die Ursache dieses seines Unfalls sei ein Zwist gewesen; da auch überdem sein Schiff leck geworden, habe er anfangs lieber auf der Insel verbleiben, als weiter mitsegeln wollen; wie er aber hernach seine Meinung geändert und mitzufahren verlanget, habe ihn der Kapitän nicht wieder annehmen, sondern aus Rachgier zurücklassen wollen. Er sagte, wie er schon vordem auf der Insel gewesen, um daselbst Wasser und Holz einzunehmen, und daß dazumal ihrer zwei von den Schiffsleuten ein Halbjahr allda hausgehalten haben, bis das Schiff wieder zurückgekommen, welches von Franzosen verjaget gewesen. Wie er an Land gestiegen, hatte er seine Kleider und sein Bette nebst etwas Pulver, Kugeln, Tabacke, item ein Beil, ein Messer, einen Kessel, eine Bibel und seine mathematischen Instrumente und Bücher mit

sich gebracht. Er habe sich so gut als ihm möglich gewesen belustigt und versorgt; allein die ersten acht Monat sei es ihm sehr schwer geworden, der äußersten Melancholie zu widerstehen und der Furcht zu gewohnen, die ihm die grause Einsamkeit an solchem wüsten und von aller Welt verlassenen Orte eingejaget. Er habe zwei Hütten gebauet von Piementen Bäumen, welche er mit langem Gras bedecket und inwendig mit Ziegenfellen ausgefüttert; wie er dann, so lang sein Pulver gewähret, welches nicht über ein Pfund ausgetragen, so viele Ziegen geschossen, als er nöthig gehabt; nachdem selbiges aber alle, habe er, um Feuer zu bekommen, zwei Stücke von dem Piementenholz so lange und hart auf seinen Knieen zusammen gerieben, bis sie endlich Feuer gefangen. In der kleinen Hütte, welche etwas von der andern entfernt war, habe er seine Speisen bereitet und in der großen geschlafen. Höchstens sei seine meiste Beschäftigung Lesen, Psalmen singen und Beten gewesen. Anfangs habe er nimmer gegessen, bis ihn der Hunger gezwungen, theils aus Gram, theils aus Mangel an Salz und Brod; auch sei er niemals zu Bett gegangen, bis es ihm unmöglich gefallen, länger zu wachen; das Piementholz, welches sehr helle gebrennet, habe ihm beides, zum Feuer und zu Lichtern gedienet, auch dabei mit seinem angenehmen Geruch erquicket.

Fische hätt er genug gefangen, aber dieselben wegen Salzmangel nicht essen können, Krebse ausgenommen, welche daselbst so groß als unsere Hummer, und sehr gut sind. Deren habe er je zuweilen etliche gekochet, etliche gebraten, imgleichen sein Ziegenfleisch, wovon recht gute Suppen lernen machen. Wie sein Pulver verschossen gewesen, habe er sich auf das Laufen gelegt und vermittelst seiner Geschwindigkeit diese Thiere erhaschet, mochten seine Lebensart und immerwährende Uebung zu gehen und zu laufen ihn von allen dicken und schweren Humoribus end-

lich dergestalt befreit hatte, daß er mit wunderbarer Fertigkeit durch die Wälder, Klippen und Berge auf und nieder rennen und so viele Ziegen fangen konnte, als er nur immer wollte.

Zuletzt habe er sein Ziegenfleisch ziemlich wohl ohne Salz und Brod essen mögen und zu gewissen Zeiten häufige Rüben daselbst angetroffen, welche vormals durch Kapitän Dampier's Leute allda gesäet worden, und nach dem etliche Morgen Landes weit sich ausgebreitet haben; imgleichen sei auch guter weißer Kohl dagewesen, und habe er sein Essen mit der Frucht des Piementobaumes angewürzt, welcher ebenso wie der Pfeffer zu Jamaika ist und einen niedlichen Geruch hat. Seine Schuhe und Kleider habe er gar bald mit dem Laufen in den Wäldern vertragen; und da er auf's letzte gezwungen worden, derselben müßig zu gehen, wären seine Füße so hart geworden, daß er allenthalben ohne Empfindung habe hinüber laufen können. Auch vermochte er, nachdem ihn die Schiffe gefunden, in etlicher Zeit keine Schuhe an den Füßen zu leiden.

Nachdem er seine Melancholie endlich bemeistert, habe er sich zuweilen seine Zeit vertrieben mit der Einschneidung seines Namens und der Jahreszahl seiner Verlassenheit in den Baumrinden.

Anfänglich haben ihm die Ratzen und Katzen sehr zugesetzet, welche daselbst in großer Menge zugezeuget hatten, von den wenigen, die von den Schiffen etwan an Land geschwommen, indessen man mit Einladung des Wassers und des Holzes beschäftigt gewesen; so gar, daß ihm die Ratzen an den Füßen und an Kleidern genaget, wenn er geschlafen, welches ihn dann genöthigt, der Katzen Freundschaft mittelst Ziegenfleisches zu suchen, worin es ihm dermaßen geglücket, daß selbige sich in aller Ehrbarkeit bei Hunderten um ihn her gelagert und alsobald von den Ratzen erledigt. Auch habe er etliche Geißlein zahm

gemachet und bisweilen mit ihnen und den Katzen gesungen und gesprungen. Nachdem auch seine Kleider vergangen, habe er sich einen Rock und eine Mütze von Ziegenfellen gefertigt und selbige mit schmalen Riemchen, die er mit einem Messer geschnitten, zusammen gefüget. Als Nadel sei ein Nagel gewesen; und wie sein Messer ganz weggeschliffen, habe er deren andere, so gut als er gekonnt, von etlichen eisernen Banden, welche am Strande gelegen, gemachet und selbige auf Steinen dünn geschlagen und geschliffen. Aus dem bei sich gehabten Leinwand habe er sich mit dem Nagel Hembder genähet, wozu er das aufgereffelte Garn seiner alten Strümpfe gebrauchet. Wie ihn die Schiffe antrafen, hatte er sein letztes Hemde am Leibe."

Dieser Bericht über das Leben Alexander Selkirk's ist deshalb so wichtig, weil er die Grundlage für den „Robinson" und die darauf später folgenden Robinsonaden bildet und Veranlassung für eine Literaturart wurde, welche den ganzen Erdkreis mehr als ein Jahrhundert lang beherrschte. Einem Engländer, Daniel Defoe (sprich: Defóh), war es vorbehalten, der Begründer der Abenteurerromane und dieser Literaturart zu werden.

Im Jahre 1719 erschien nämlich in London ein Buch, welches den Titel führte: „Leben und sonderbare, bewundernswerthe Abenteuer Robinson Crusoe's (sprich: Krusoh)." Das Buch hatte drei Theile, welche sämmtlich in einem und demselben Jahre erschienen. In dem ersten Theile erzählt Defoe die Erlebnisse eines jungen Engländers, der, von Abenteuerlust getrieben, Seereisen unternahm und auf eine wüste Insel verschlagen wurde, wo er jahrelang lebte und sich, so gut es ging, zu helfen suchte. Unzweifelhaft hat Defoe hier Alexander Selkirk als Modell gedient, und eine unverkennbare Aehnlichkeit läßt sich nachweisen, wenn auch das dürftige Material aus dem Tagebuche Rogers' hier in wahrhaft genialer Weise verarbeitet ist.

Man hat darüber gestritten, ob Defoe die Reisebeschreibung Rogers' benutzt habe, oder nicht. Dieser Streit hat aber wenig Werth. Wenn er sie benutzt hat — und wie bereits erwähnt, ist kaum ein Zweifel daran — so wird sein Verdienst doch nicht geschmälert, denn der ungeheure Erfolg gerade dieses ersten Theils, der heute noch vorhält, ist nicht auf den Inhalt, sondern zum größeren Theile auf die Art der Bearbeitung zurückzuführen.

Im zweiten Theil des Werkes wird geschildert, wie Robinson von seiner wüsten Insel befreit wird, dann aber, von der Reiselust getrieben, neue Fahrten unternimmt und viele Abenteuer in Asien, insbesondere in Sibirien, in der Mongolei und in Rußland erlebt, bis er als begüterter Mann in sein Vaterland zurückkommt.

Der dritte Theil heißt: „Ernstliche Betrachtungen über das Leben Robinson Crusoe's, nebst seinen Visionen aus der Welt der Engel," und stellt sich als ein mystisches Werk dar, welches allerdings durch das Vorleben Defoe's zu erklären ist.

Defoe war im Jahre 1661 als der Sohn eines Schlächters in London geboren. Er war, wie sein Vater, ein eifriger Dissenter (Dissident), d. h. er gehörte jenen protestantischen Sekten an, welche sich von der englischen Hochkirche losgesagt hatten, und welche erst im Jahre 1836 den Staatsbürgern, welche Anhänger der anglikanischen Kirche waren, gleichgestellt wurden. Defoe wendete sich dem Handel, gleichzeitig aber auch der Schriftstellerei zu und verfaßte einige heftige Streitschriften in Glaubenssachen, die ihn zwangen, sein Vaterland zu verlassen und Reisen zu unternehmen. Dieselben erstreckten sich meist nur auf den Kontinent und nicht etwa in ferne Länder und Meere. Nach England zurückgekehrt, erlitt er dennoch Strafe wegen seiner Schriften, die ihm indessen in den Augen der Oeffentlichkeit nicht schadete.

Er hielt sich gewiß auch für einen Staatsmann, und bei den Verhandlungen über die Vereinigung Englands und Schottlands bediente sich seiner die Regierung nicht ohne Nutzen als Unterhändler. Er zog sich indeß frühzeitig von der Politik zurück, und, wie wir hier nur gleich hinzusetzen wollen, starb im Jahre 1731 in großer Dürftigkeit.

Unsterblich aber war er geworden durch das im Jahre 1719 erschienene Werk, welches in der Literatur aller Völker eine Umwälzung verursach'e.

Schon im nächsten Jahre erschien in Deutschland eine Uebersetzung, welche hintereinander fünf Auflagen erlebte. Der Name des Defoe'schen Helden wurde bekannt in ganz Europa, in der ganzen Welt. Das Werk fand seinen Weg nach Amerika, wo es in englischer und spanischer Sprache erschien, ja, es soll sogar bis zu den Arabern in einer Uebersetzung gedrungen sein, wo es den Titel: „Die Perle des Oceans" führte. Als Defoe starb, kannte bereits die ganze civilisirte Welt sein Werk.

Fragen wir uns nun, worin denn das Geheimniß des Erfolges, den Defoe zu verzeichnen hatte, lag, so wird man von vornherein sich überzeugt halten können, daß es nicht seine Darstellungsweise allein war. Er verdankte vielmehr seine Unsterblichkeit dem Umstand, daß er den für die Zeit am meisten passenden Roman geschaffen hatte. Blicken wir zurück auf die Geschichte des Romans in der Literatur aller Völker, so finden wir als den ersten ausgebildeten Roman den Ritterroman, der erst im 16. Jahrhundert sein Ende nahm und dem der unsterbliche Cervantes mit seinem „Don Quixote" den Todesstoß versetzte, indem er ihn der Lächerlichkeit preisgab. Aber schon im Don Quixote finden sich die Andeutungen des „Schäferromans", der den Ritterroman ablöste.

In ganz Europa fand der Schäferroman Anklang,

wurde mehr und mehr verkünstelt, und es entstand der allegorische Roman, ein Mittelding zwischen Schwärmerei und Wirklichkeit, so barock, um nicht zu sagen verrückt, daß wir uns heute mit Entsetzen von der Lektüre dieser Art Romane abwenden würden.

Da kam Daniel Defoe und schuf den Reiseroman und mit diesem eine Fortsetzung der Abenteurerromane. Solche Romane, welche Spiegelbilder der Zeitläufte bilden und das Leben von Abenteurern schildern, die in bewegten Zeiten angeblich die verschiedensten Schicksale durchlebt hatten, hat es auch schon vor dem Defoe'schen Roman in Deutschland gegeben, und als das wichtigste dieser Werke ist der „Simplicius Simplicissimus" von Grimmelshausen zu erwähnen, welcher die Abenteuer eines jungen Mannes während des dreißigjährigen Krieges schildert, und der ebenfalls das Muster für eine ganze Anzahl von Romanen geworden ist, die nach ihm erschienen sind.

Doch das Defoe'sche Werk sollte eine förmliche Hochfluth neuer literarischer Erscheinungen hervorrufen. Zwanzig Jahre nach dem Erscheinen des ersten Theils gab es schon Nachahmungen, die man „Robinsonaden" nannte, nicht nur in Deutschland, wie den „Teutscher Robinson oder Bernhard Kreuz," der in Schwäbisch-Hall im Jahre 1722 erschien, wie einen sächsischen, einen schlesischen, einen niedersächsischen, einen schwäbischen, einen kurpfälzischen und einen ostfriesischen Robinson, in denen allen gewissermaßen nur die Form des Defoe'schen Robinson's beibehalten, der Held aber zu einem Deutschen gemacht wurde, der die Abenteuer so durchlebte, wie es der nationalen Eigenthümlichkeit entsprach, auf welche das Werk berechnet war. Man ging aber noch weiter; man ließ einen geistlichen Robinson, einen moralischen Robinson, einen medicinischen und einen jüdischen Robinson erscheinen, und bis zum Ende des 18. Jahrhunderts war die Zahl der Robin-

sonaden eine so ungeheure geworden, daß man daraus eine große Bibliothek hätte bilden können.

Das unsterbliche Werk Defoe's aber sollte selbst in seinen Nachahmungen gewissermaßen noch eine Auferstehung feiern, und zwar dadurch, daß ein talentvoller Mann kam, welcher den Roman von Robinson unter dem Namen „Robinson der Jüngere“ in deutscher Sprache für Kinder bearbeitete. Campe, der große Pädagoge und Schriftsteller, ließ im Jahre 1779 dieses Werk erscheinen, welches sich bis heute unübertroffen in der Jugendliteratur erhalten, mehr als siebzig rechtmäßige Auflagen erlebt hat, und wohl noch lange Jahre ein Buch für die Jugend bleiben dürfte. Millionen und abermals Millionen von Deutschen haben als Kinder dieses Buch gelesen und ihm eine treue Erinnerung durch das ganze Leben bewahrt. Sie mögen es immer wieder ihren Kindern in die Hände geben, und diese Kinder und Kindeskinder werden das Buch in Ehren halten, ebenso wie ihre Väter.

Auch dieses Buch hat Schule gemacht. Es wurde schon zu Lebzeiten Campe's in alle lebenden Sprachen, sogar in das Neu-Griechische und Alt-Böhmische übersetzt, es wurde auch wieder das Muster für Nachahmungen, welche in Deutschland und England selbst heute noch erscheinen. Vergessen sind all' die Nachahmungen des Robinson Defoe's, ja nicht ohne ein Gefühl des Mitleids muß konstatirt werden, daß das originelle Werk Defoe's selbst durch den Campe'schen „Robinson den Jüngeren“ sehr in den Hintergrund gedrängt worden ist.

Wie unverwüstlich und kräftig die Defoe'sche Idee des Robinson aber ist, geht wohl am besten daraus hervor, daß sie heute noch verwendbar ist, sobald der Abenteurerroman in irgend welcher Form wieder auftaucht. Jules Verne, der Begründer der phantastischen Romane, hat unter seinen zahlreichen Werken eine ganze Anzahl, die

ganz bestimmt unter die Abenteurerromane zu rechnen sind. Unter diesen aber befindet sich als der werthvollsten einer, der den Titel führt: „Die verzauberte Insel," und welcher nichts ist, als eine moderne Bearbeitung der Robinsonidee, natürlich in einem Gewande und in einer Art und Weise, welche den großartigen Fortschritten auf den Gebieten der Physik und Chemie entspricht.

Die Robinsonidee ist, wie man sieht, unsterblich, und vielleicht haben die Leute nicht Unrecht, welche voll Begeisterung behaupten, daß nächst der Bibel kein Buch in so viele Sprachen übersetzt und so vielen Millionen von Lesern bekannt geworden ist, als dieses Unterhaltungswerk, dessen Entstehung und Entwickelung den Lesern hier vorgeführt werden sollte.

Das Schneeschuhlaufen.

Sportbilder aus dem Norden.

Von

Th. v. Wittenbergk.

Wenn bei uns der Winter den Einzug gehalten hat und Flüsse und Seen mit seiner krystallenen Eisdecke überzieht, dann kennt die Jugend kein größeres Vergnügen, als den stählernen Schuh hervorzuholen, beschwingten Fußes über die spiegelglatten Flächen dahinzueilen und sich in erfrischender Winterluft auf der blinkenden Bahn zu tummeln. Aber auch noch ein anderes Vergnügen bietet der riesenhafte Greis mit den Eiszapfen im Bart, wie wir uns den Winter zu versinnbildlichen pflegen, er hüllt die Erde in ein weiches Schneetuch ein, und fröhlich spannen wir die schellenbehangenen Rosse vor den

leichten Schlitten und gleiten unter lautem Peitschenknall über das schneeige Blachfeld. Damit sind bei uns die Abwechslungen, die die kalte Jahreszeit bringt, erschöpft. Anders bei dem Nordländer. Er läuft auf dem Schlittschuh, er fährt im Schlitten, er huldigt aber auch noch einem andern Sport, den er dem Schneeschuh verdankt. Das Schneeschuhlaufen aber wird keineswegs als Sport allein betrieben, sondern der Schneeschuh dient in Ländern, wo — wie z. B. in Norwegen und Kanada — die Winter stets lang und schneereich sind, neben dem Schlitten zugleich als ein durchaus unentbehrliches Beförderungsmittel.

Es gibt zwei Hauptformen dieser Schneeschuhe: die kanadische und die norwegische.

Die kanadischen Schneeschuhe haben die dortigen Ansiedler ursprünglich von den Rothhäuten übernommen. Es sind Reifen aus zähem Holz, die man mit Leder oder mit Saiten überzogen hat und auf denen man selbst über weichen Schnee dahinschreiten kann, ohne einzusinken. Während des langen Winters bedienen sich Männer, Frauen und Kinder ganz allgemein derselben, auch das Militär wird in der Benützung der Schneeschuhe ausgebildet, und endlich bestehen in den Städten noch zahlreiche Vereine, welche das Laufen damit als Sport betreiben.

In Skandinavien, wo die Schneeschuhe (Ski auf Norwegisch) schon seit Jahrhunderten in Gebrauch sind, werden sie aus Holz angefertigt und sind in der Regel 10 Centimeter breit und ungefähr 2½ Meter lang. Sie sind flach und glatt auf der Unterseite, nach vorne zu mehr oder weniger in die Höhe gebogen und zuweilen auch ein wenig am hinteren Ende. Dies ist die Grundform. Daneben gibt es eine Reihe von Abänderungen. Einige sind kurz und breit, und es befindet sich unter ihnen ein großer hohler Rand, unter anderen nur ein kleinerer, wieder

andere haben zwei oder noch mehr kleinere Ränder, während eine ganze Reihe von Formen gar keinen Rand hat und auf der Unterseite völlig glatt ist. Der Zweck des Randes ist, die Ski fester zu machen, so daß sie, besonders auf harter Bahn, geradeaus gehen, ohne nach den Seiten zu schleudern. In der Mitte befindet sich ein breiter Riemen, in den der Fuß gesteckt wird. Vielfach läuft ein von diesem ausgehendes zweites Band um die Fersen.

Auch die Lappen bedienen sich der Schneeschuhe mit großer Geschicklichkeit. Sie haben fellbekleidete Schuhe, die unter manchen Nachtheilen den Vortheil besitzen, daß sie auf einer bestimmten Schneeart glatter dahingleiten als gewöhnliche Ski, indem die Haare des Fells das Festhängen des Schnee's verhindern, was bei Holz, besonders wenn es frisch oder feucht ist, sehr leicht der Fall sein kann. Ferner haben sie den Vorzug, daß sie nicht so leicht zurückgleiten, indem die Haare gegenhalten.

Als Skimaterial benützt man außer Fichtenholz, was das gewöhnlichste ist, auch noch das der Tanne, der Esche, Ulme, Eiche, Erle, Espe, des Vogelbeerbaumes und zuweilen auch das des Ahorns.

Nicht jeder Schnee ist gleich gut zum Schneeschuhlaufen. Feuchter Schnee ist sehr ungünstig, besonders für Ski, die nicht mit Fell überzogen sind. Er hängt daran fest und ballt sich mitunter zu einer festen Schicht zusammen, die viele Zoll, ja oft sogar einen Fuß dick werden kann, und die das Vorwärtskommen sehr erschwert. Hiergegen hat man verschiedene Mittel. Eines der gewöhnlichsten ist das Tränken der Ski mit Leinöl oder Theer, der zum Theil mit Talg versetzt ist. Man reibt auch wohl die untere Fläche mit Talg, Wachs oder Stearin ein. Ein anderes, häufig angewendetes Mittel besteht darin, die Ski mit einem Beutel Salz, das ein wenig

angefeuchtet ist, einzureiben, oder man benutzt dazu auch einen gesalzenen Hering. Nicht bei allen Holzarten ballt sich der Schnee gleich leicht, die fettigeren pflegen in dieser Beziehung die besten zu sein und namentlich wird hierin das Fichtenholz als vorzüglich angesehen. Auch auf frisch gefallenem Schnee gleitet es sich nicht leicht, er pflegt, selbst wenn er bei Kälte fällt, Neigung zum Hängenbleiben zu haben. Dasselbe ist auch der Fall beim Schneetreiben. Der Schnee wird gewöhnlich, nachdem er dem Winde eine Weile ausgesetzt war, fein wie Staub, er ballt sich fest zusammen. Besonders ist dies der Fall, wenn der Schnee bei starker Kälte gefallen ist und seither keinem Thauwetter ausgesetzt war.

Eine treffliche Bahn gewährt der Schnee, der bei Thauwetter fällt, zusammensinkt und darauf scharfer Kälte ausgesetzt ist. Noch besser ist es, wenn der Schnee erst dem Thauwetter und dann der Kälte ausgesetzt war, so daß sich eine feste Kruste bilden konnte. Fällt dann eine ganz dünne, ungefähr einige Centimeter dicke Schicht von losem, gutem Schee oder noch besser von Reif, so gibt dies eine Skibahn ersten Ranges, die Ski gleiten ganz erstaunlich leicht und selbst bei der schwächsten Abschrägung geht es ganz von selber abwärts. Eine glatte, harte Kruste ohne Neuschnee darauf ist insofern gut, als es sich leicht darüber hingleiten läßt, ist sie aber zu hart, so haben die Ski keinen Halt und schleudern leicht hin und her.

Die Schneeschuhe sind in ganz Norwegen eingebürgert, vom Nordkap bis zum Kap Lindesnäs; am wenigsten huldigt man dem Sport im Westlande, wo die Schneeverhältnisse ungünstiger liegen. Im ganzen norwegischen Volk gibt es nur wenig Männer und Knaben, die den Gebrauch der Schneeschuhe nicht kennen. Aber auch ein beträchtlicher Theil der weiblichen Bevölkerung versteht

die Führung des Schneeschuhes. Namentlich hat in den allerletzten Jahren das Schneeschuhlaufen einen bedeutenden Aufschwung genommen.

In Schweden sind die Schneeschuhe viel seltener in Gebrauch, eine Erscheinung, die auf den Bodenverhältnissen dieses Landes beruht. Die tüchtigsten Schneeschuhläufer kommen von Telemarken, Christiania und Umgegend, doch finden sich auch in Oesterdalen, Oplanden, Rumedalen, Hallingdalen, in der Gegend von Drontheim, in Nordland und Finnmarken beachtungswerthe Kämpen.

Bis vor Kurzem trug der Skiläufer stets einen Stab bei sich, den er für unentbehrlich hielt. Auf ihm ritt er den Berg hinab, wenn die Geschwindigkeit zu groß wurde, und zu ihm nahm er seine Zuflucht, wenn er irgendwie in Gefahr gerieth. Eine Aenderung hierin ging von den Skiläufern aus Telemarken aus, die zeigten, daß ohne ihn viel größere Schwierigkeiten überwunden werden können, wenn die Haltung des Körpers sicher und frei ist, statt daß er sich auf die Stütze des Stabes verläßt.

Der Norweger wird sozusagen schon von Kindesbeinen an den Schneeschuh gewöhnt. Mit drei und vier Jahren fangen die Bauernkinder mit ihren Uebungen an, und sie sind noch nicht viel älter, da wissen sie schon, welche Form ein guter Schneeschuh haben muß, wie das beste Holz für ihn aussieht, und wie man eine Weidenruthe biegen muß, um sie zur Befestigung des Ski verwenden zu können. Nichts ist aber auch nöthiger, als ein früher Beginn des Schneeschuhlaufens. Leute, die erst in späteren Lebensjahren diesen Sport zu pflegen anfangen, bringen es fast nie zu einer mehr als durchschnittsmäßigen Fertigkeit.

Zum Ueben hat das Kind des norwegischen Bauern vor dem Hause selbst die beste Gelegenheit. Tief und reich liegt der Schnee den ganzen Winter hindurch vor

den Thüren, und auch Berge und enge Thäler finden sich allenthalben in unmittelbarster Nähe. Der Ski ist der norwegischen Kinderwelt fast ebenso nothwendig, als der Bundschuh, denn auf ihm tummelt sich der Knabe des Sonntagnachmittags im Verein mit den Gespielen bis zum Abend, auf ihm besorgt er allerlei kleine Botengänge und auf ihm muß er den Weg zur Schule zurücklegen. Der Lehrer ist oft selbst unter der Schaar seiner Schüler und stellt sich zuweilen sogar an ihre Spitze.

Das Schneeschuhlaufen geschieht durch eine eigene gleitende Bewegung der Beine und des Unterkörpers. Die Anfangsgründe sind eigentlich nicht schwer. Man darf die Schuhe nicht aufheben oder durch den Schnee stampfen, sondern es kommt darauf an, die Füße gleitend über den Schnee zu führen. Dabei hält sich der Läufer immer etwas vorwärts gebeugt, indem der Körper elastisch und leicht den Bewegungen folgt. Die Schneeschuhe werden in paralleler Richtung so nahe wie möglich aneinander vorübergeführt, also nicht wie die Schlittschuhe nach den Seiten. Deshalb bilden auch die Spuren, die ein tüchtiger Schneeschuhläufer im Schnee hinterläßt, zwei parallele Linien. Bergaufwärts geht es natürlich langsamer, aber auch hier wird ein geübter Mann jedem Anderen überlegen sein. Ist der Berg steil und hoch, so geht es nicht gerade aus, sondern man nähert sich dem Gipfel Schritt für Schritt kreuzend, oder erklimmt ihn auch seitwärts Schritt für Schritt und bildet so gleichsam eine Treppe im Schnee. Ist der Hügel niedriger und sind die Schneeschuhe nicht zu lang, so kann man direkt bergauf gehen. Der Läufer wendet dann die Schneeschuhe auswärts, bis sie einen so großen Winkel gegeneinander bilden, wie es der Abfall des Berges erfordert, und führt sie so, daß das hintere Ende des einen in die Höhe gehoben und vor dem andern hingesetzt wird. Die

Spur im Schnee hat dann viele Aehnlichkeit mit dem sogenannten Hexenstich der Näherinnen.

Bergab geht die Fahrt ganz von selbst. Nur muß sich der Läufer auf den Schuhen zu halten wissen und die Herrschaft über sie bewahren, damit er nicht gegen Bäume fährt oder in einen Abgrund stürzt.

Aber bei dem einfachen Fahren ist man nicht stehen geblieben, sondern hat auch in letzterer Zeit ein Kunststück ausgebildet, den Luftsprung. Hierzu werden Schneeschanzen aufgesucht, die entweder zusammengeweht oder künstlich aufgehäuft worden sind. Frisch und keck kommt der Skiläufer den Berg hinabgestürmt, wenige Schritt vor dem Sprung duckt er sich nieder, nimmt einen Anlauf und fliegt über die Schanze hinweg; die längsten derartigen Sprünge messen gegen 20 Meter.

Um aber völlig Herr auf dem Ski zu sein, muß der Läufer noch etwas mehr verstehen als den Luftsprung. Er muß im Stande sein, nach beiden Seiten zu springen, sich ganz quer hinzustellen und vor jedem unerwarteten Hinderniß Halt zu machen. Kann er das nicht, so läuft er stets Gefahr, gegen Bäume und Erhöhungen im Gelände anzurennen und in unbekannte Abgründe zu stürzen.

In den südlicheren Gebirgsgegenden werden alljährlich Wettrennen auf Schneeschuhen abgehalten, zu dem die hervorragendsten Läufer zusammenströmen. Bei Christiania findet das Wettrennen auf dem Huseby-Berge statt. Die Geschwindigkeit, zu der es ein ausdauernder Skiläufer bringen kann, hängt sehr von dem Terrain und von der Beschaffenheit des Schnee's ab. Auf guter Bahn und bei einigermaßen günstigem Terrain kann man jedoch annehmen, daß er täglich ungefähr 100 Kilometer zurückzulegen vermag.

Der längste Distanzlauf in Norwegen wurde im Februar 1888 bei Christiania zurückgelegt. Die Bahn war

50 Kilometer lang und ging größtentheils über hügeliges, unebenes Waldterrain, und es waren unterwegs viele Hindernisse verschiedenster Art aufgestellt, um die Tüchtigkeit der Skiläufer zu erproben. Der Sieger durchmaß die Bahn in 4 Stunden und 26 Minuten.

Der längste Distanzlauf auf Schneeschuhen, der überhaupt bekannt ist, wurde auf Veranlassung des Polarreisenden Nordenskjöld am 3. und 4. April 1884 in Jockmock im nördlichen Schweden abgehalten. Den ersten Preis errang der Lappe Tuorda — 37 Jahre alt —, der Nordenskjöld auf seiner Reise über das grönländische Inlandeis begleitet hatte. Er legte nach Angabe der Preisrichter 220 Kilometer in 21 Stunden 22 Minuten zurück, der zweite, ebenfalls ein Lappe — 40 Jahre alt — kam 5 Minuten später an, und von den sechs Männern, unter denen fünf Lappen waren, kam der Letzte nur 46 Minuten später als der Erste an. Die Bahn war beinahe eben und führte zum größten Theil über eisbedeckte Seen.

Abgesehen davon, daß die Schneeschuhe in Norwegen während des langen Winters zum täglichen Verkehr zwischen den einzelnen Gehöften der dünnbevölkerten Landstriche dienen, wo Mann oder Frau, überhaupt ein Jeder, der von einem Hof zum andern gelangen will, die Schneeschuhe anschnallen muß, will er nicht bis über die Hüften im Schnee versinken, benutzt man die Ski auch noch zur Jagd. Früher war es in Skandinavien ganz allgemein, daß man im Winter die größeren Thiere, Elen- und Renthiere, auf den Schneeschuhen verfolgte. Wenn der Schnee tief ist, pflegt es für einen tüchtigen Skiläufer nicht schwierig zu sein, das Wild einzuholen, da es einsinkt und nur mit Mühe vorwärts kommen kann. Es war eine spannende Jagd, die sowohl Stärke, wie Ausdauer und Gewandtheit in Benützung der Schneeschuhe erforderte.

Jetzt, wo jene Thiere des Waldes gesetzlich geschont werden müssen, hat diese Jagd ein Ende, doch wird sie noch von vielen Wilddieben in den flachen Walddistrikten Schwedens betrieben.

Die Jagd, zu der der norwegische Bauer gegenwärtig hauptsächlich die Schneeschuhe benutzt, ist das Schneehuhnschießen und der Dohnenfang im Gebirge. Das Umherstreifen in den Bergen im Winter, wenn das Weidendickicht von der Schneelast tief herabgedrückt liegt, wenn die Schneehühner, die so weiß sind, daß sie nur mit Mühe von ihrer Umgebung zu unterscheiden sind, im Birkengestrüpp umherflattern und gackern, das Alles kann wohl dem Jäger, der mit der Büchse und dem Jagdnetz in sausender Fahrt die langen, offenen Abhänge hinabgleitet, das Blut schneller durch die Adern treiben.

Zuweilen bedient sich der Bauer der Ski auch zur Hasenjagd, und es kommt auch vor, daß er auf Schneeschuhen den Bären in seiner Höhle aufsucht, oder, wenn der Schnee tief und lose ist, den Luchs, den Vielfraß oder einen einzelnen Bären verfolgt, der zufällig aufgeschreckt worden ist. Dem Lappen ist es etwas ganz Gewöhnliches, auf Schneeschuhen seinem ärgsten Feind, dem Wolf nachzusetzen und ihn zu verfolgen, bis er ihn schießen oder mit dem Skistab todtschlagen kann. Auch die meisten nordsibirischen Völker betreiben ihre Winterjagd auf Schneeschuhen, so daß sie ihnen geradezu zu einer Lebensbedingung geworden sind.

Endlich haben die Schneeschuhe in Skandinavien auch schon oftmals im Kriege Verwendung gefunden. Der Erste, der sie dazu anwandte, ist aller Wahrscheinlichkeit nach König Sverre gewesen, der unter den Bewohnern der Hochlande ein Schneeläufercorps bildete. In der Schlacht bei Oslo, im März 1200, befahl der König bei der Musterung auf dem Eise Paul Belte und seiner

Hochländerschaar, ihre Schneeschuhe und Stäbe zu ergreifen und die Ryenberge hinaufzulaufen, um die Stärke des Feindes auszuforschen.

Olus Magni stellt auf seiner berühmten Karte des Nordens aus dem Jahre 1539 die Finnen auf Schneeschuhen mit den Helsingern kriegführend dar.

Wem wäre ferner die Erzählung unbekannt, die ja auch ihre poetische Verherrlichung gefunden hat, wo ein Lappe einer Abtheilung Russen als Führer über das Gebirge dienen muß und er voll Vaterlandsliebe in stürmischer Nacht, mit der Fackel in der Hand, freiwillig den Todtensprung in den Abgrund thut und dadurch die Feinde, die blindlings dem Scheine folgen, mit in die Tiefe reißt.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden in Norwegen besondere Schneeschuhläuferkompagnien errichtet, die jeden Winter ihre Uebungen abhielten und die noch heute bestehen.

In letzter Zeit hat man die Schneeschuhe auch im Dienste der Wissenschaft benutzt, nämlich zu den arktischen Expeditionen nach dem Nordpol. So gebrauchten sie zwei Lappen aus dem Gefolge Nordenskiöld's im Jahre 1883, sowie Pecrez und Maigard im Jahre 1886. Den ausgiebigsten Gebrauch aber hat von ihnen der kühne Reisende Fridtjof Nansen gemacht, der in Begleitung von fünf Männern, darunter zwei Lappen, seinen Weg mitten durch Grönland nahm. Er, der begeisterte Verehrer des Skisportes, den er in umfassender Abhandlung geschildert hat, benutzte nur die Schneeschuhe als Fortbewegungsmittel und gründete auf ihre Verwendung den ganzen Plan seiner so glänzend durchgeführten Expedition.

Das Schneeschuhlaufen stählt die Muskeln, macht den Körper elastisch und geschmeidig und verleiht dem Läufer höchste Gewandtheit mit sicherster Geistesgegenwart. Es

kräftigt nicht nur die Schenkel, sondern wirkt auch auf die Arme und den Oberkörper ein, die stetig das Gleichgewicht zu erhalten suchen müssen und gibt dem ganzen Körper eine gesunde, harmonische Entfaltung. Das junge Deutschland hat in letzter Zeit mancherlei Sport aus dem Auslande herübergenommen, um ihn mit Eifer und Ausdauer zu üben, vielleicht erleben wir es auch in nicht allzuferner Zukunft, daß Schneeschuhläufer über die schneebedeckten Abhänge der bayerischen Voralpen, des Riesengebirges u. s. w. hingleiten.

Mannigfaltiges.

Ein Schlangenabenteuer. — Ein englischer Beamter in Ostindien, Sir Gilbert Campbell, erzählt in einem kürzlich erschienenen Werke (X. Marmier, à travers les tropiques) ein merkwürdiges Ereigniß. „Ich mußte einst von Wassind nach Mhow reisen. Es war in der Regenzeit und wir hatten damals dort noch keine Eisenbahnen. So unangenehm aber auch die Reise war, so ließ sie sich doch nicht aufschieben. Ich stieg demnach auf meinen alten Karren und reiste ab. Diese lange Fahrt ohne Haltestelle und mit einem langsamen Gespann auf den elenden Wegen war so aufreibend, daß ich davon das Fieber bekam. Obschon die geringste Verzögerung der mir übertragenen Angelegenheit nachtheilig werden konnte, entschloß ich mich doch eines Abends, vor einer Herberge anzuhalten und dort zu übernachten. Ich bezog ein mit Kalk geweißtes Zimmer, das mit zwei wackeligen Stühlen, einem elenden Tisch und einem Lager ausgestattet war. Neben diesem „Salon" lag das Badezimmer, d. i. ein enger Raum, wo vier oder fünf thönerne, mit Wasser angefüllte Krüge standen und in dessen Mauer unten sich ein Loch befand, durch welches das Wasser ablief, wenn man seine Waschung beendet hatte.

Ich war so müde von dem Rütteln und Knarren meines elenden Gefährts, daß ich mich, sobald ich ein Glas Wein getrunken und eine Cigarre geraucht hatte, auf mein Lager warf und bald in einen schweren Schlaf sank, der aber von häßlichen Träumen heimgesucht wurde. Es war mir, als läge eine schwere, eiskalte Masse auf meiner Brust, die mich zu ersticken und zu zermalmen drohte. Plötzlich erwache ich und will sogleich von meinem Lager herunterspringen; doch ganz entsetzt halte ich mich

zurück. Bei dem Schein der in meinem Zimmer brennenden Lampe erblicke ich auf meiner Brust eine ungeheure zusammengerollte Schlange, welche den Kopf mit zwei feurigstrahlenden Augen nach mir richtet und zischend ihre gespaltene Zunge bewegt. Sofort begreife ich den Zusammenhang: das Thier ist durch das Loch der Wand in den Waschraum und von da durch die Thür, die ich nicht wieder zugemacht hatte, in mein Zimmer gekommen, wo sie durch das Bedürfniß nach Wärme von meinem Bett angezogen worden ist. Meine rasche Bewegung hat sie munter gemacht und gereizt. An dem Feuer ihrer Augen, an dem heftigen Zucken ihrer Zunge erkenne ich ihren steigenden Zorn, und da sich auch auf ihrem Kopfe eine helmartige Anschwellung bemerkbar macht, wird es mir klar, daß die schrecklichste der Schlangen, die giftige Cobra, sich auf mir niedergelassen hat.

Meine plötzliche Unbeweglichkeit besänftigt sie. Ihre Zunge wird ruhiger, ihre Augen weniger glänzend, ihr Zischen hört auf, und der Helm verschwindet. Ich fühle mich von einem kalten Schweiß bedeckt und wage weder die leiseste Bewegung zu machen, noch um Hilfe zu rufen. Bei der geringsten Erregung würde mich die Cobra beißen, und gegen ihr Gift gibt es kein Heilmittel. Ich muß also ruhig ausharren, bis sie sich bei den einfallenden Lichtstrahlen des neuen Morgens erhebt, um für den folgenden Tag eine dunkle Zufluchtsstätte aufzusuchen. Sie ist wieder eingeschlafen, und ich bleibe in meiner Angst, ohne nur ein Glied zu rühren. Die Last, die auf meiner Brust liegt und der abscheuliche Geruch der Schlange peinigen mich entsetzlich.

Eine Stunde mochte vergangen sein, die mir zur Ewigkeit wurde, da höre ich plötzlich meine Thüre gehen. Ein Mann schleicht herein und macht sich mit meinem Gepäck zu schaffen. Dann erhebt er sich wieder und nähert sich meinem Bett. Er besaß nur einen Dolch, den er zwischen seinen Zähnen hielt; sein ganzer nackter Körper aber war vom Kopf bis zu den Füßen mit Oel gesalbt. Es war ein indischer Dieb, der diese Nacht zum Stehlen ausersehen, sich deshalb seiner Kleider entledigt und den Körper eingefettet hatte, um so leichter den Händen entgleiten zu können, die ihn etwa aufzuhalten versuchen würden.

Der Glanz der über mein Lager gebreiteten seidenen Decke

reizt die Begehrlichkeit des Diebes. Er will sie wegnehmen, und um sich ihrer schneller zu bemächtigen, ergreift er sie an beiden Enden. Dabei berührt er mit der Hand die giftige Schlange, die sich augenblicklich mit Blitzesschnelle emporrichtet und ihn in die Wange beißt. Mit einem Hieb seiner Waffe haut er ihr den Kopf ab, dann prüft er sie und als er sich überzeugt, daß es eine Cobraschlange ist, die ihm ihr Gift eingeflößt hat, setzt er sich mit stummer Ergebung auf die Erde in dem Bewußtsein, daß er nur noch einige Augenblicke zu leben hat.

Auf mein Rufen kamen die Leute aus der Herberge herbei und stürzten sich auf den Dieb; doch dieser versuchte sich nicht zu vertheidigen, er empfand schon die Wirkung des tödtlichen Giftes und bereits nach einigen Sekunden verschied er an der Seite des schrecklichen Thieres, von dem er mich befreit hatte." L. Ht.

Von Peter dem Großen. — Unter der Admiralität in Petersburg hatte sich durch die beständigen Schiffsarbeiten eine solche Menge Holzspäne gehäuft, daß das Admiralitätskollegium mit einem Unternehmer einen Kontrakt machen wollte, damit diese Späne weggeschafft würden. „Nichts als Kontrakte und Kontrakte!" sagte aber Zar Peter und befahl, öffentlich bekannt zu machen, daß Jedermann unentgeltlich Späne aus der Admiralität abführen könne. Kaum war diese Erlaubniß bekannt geworden, so kamen von allen Seiten Wagen gefahren, welche Späne abholten, denn die vielen sumpfigen Gegenden um die Stadt und mehrere noch nicht gepflasterte Straßen in derselben machten den Transport des Holzes aus den Wäldern beschwerlich und theuer.

Der Zar fuhr um diese Zeit eines Tages mit seinem Kabriolet nach der Admiralität. Der Adjutant, welcher ihn begleitete, wollte über die Zugbrücke fahren, und wurde gewahr, daß ein Wagen mit Spänen eben auf diese Brücke hinaufgefahren war. Sobald er dies sah, rief er dem Führer zu, umzukehren, und fuhr zugleich auf die Brücke hinauf.

„Halt," sagte da der Zar, „siehst Du denn nicht, daß jener Wagen beladen ist? Unser Gefährt ist leicht, und wir können es weit eher zurückziehen, als der Andere seinen Lastwagen."

Hierauf stieg Peter selbst aus seinem Kabriolet, und schob es mit eigenen Händen zurück.

Einige Tage darauf kam der Monarch wieder an die Zugbrücke, und zufällig traf sich's, daß derselbe Führer ebenfalls mit einem beladenen Spänewagen an der andern Seite derselben anlangte. Der Monarch kam ihm diesmal zuvor, er fuhr zuerst auf die Brücke, und rief Jenem zu, er möchte halten; dieser aber ließ sich nicht stören und setzte seinen Weg fort. Der Zar war genöthigt, aus dem Kabriolet zu steigen, und da er die Person des Führers wieder erkannte, so sagte er zu ihm: „Neulich warst Du zuerst auf der Brücke, und da war es billig, daß ich umkehren mußte, aber jetzt bin ich zuerst heraufgekommen; ich rief Dir zu, daß Du halten möchtest; warum thatest Du es nicht?"

„Ich bin schuldig!" antwortete der Fuhrmann.

„Das ist wahr," erwiederte der Zar, „aber damit Du Dich in Zukunft besser in Acht nimmst, will ich Dir doch eine kleine Erinnerung geben." Diese Worte wurden mit derben Ohrfeigen begleitet, bei welchen ihm Peter jedesmal zurief: „Sei bescheiden, sei nicht unverschämt; lasse den zuerst hinüberfahren, der vor Dir auf der Brücke ist!" C. T.

Der Lootsenfisch. — Daß der Haifisch seine Führer habe, wurde bislang als eine Fabel angezweifelt. Doch die hartnäckige Behauptung der Matrosen, daß der Hai thatsächlich von besonderen Fischen begleitet und geführt werde, hat auch Naturforscher veranlaßt, dieser seltsamen Bundesgenossenschaft nachzuspüren, und das Resultat ihrer Forschungen lautet: Es ist kein Märchen, sondern feststehende Wahrheit, der Haifisch hat seine Lootsen. — Nur über die Ursachen, welche diesem Bunde zu Grunde liegen, gehen ihre Ansichten auseinander. Die Einen glauben, der Lootsenfisch führe den Hai zum Raube, um von letzterem einen Beuteantheil zu erhalten; die Anderen nehmen dagegen an, der Lootsenfisch fühle sich in der Nähe des gewaltigen Raubfisches vor seinen übrigen Feinden vollständig sicher. Daß dem Lootsenfische Brocken vom Raube des Hai's willkommen sind, versteht man, daß aber der Hai diese seine Begleiter, auch wenn sie ihm dicht vor dem Rachen schwimmen, niemals berührt, bleibt ein Räthsel. Auch das ist sonderbar, daß der Lootsenfisch — wie Bennett beobachtete — nur bei dem einzeln schwimmenden Hai gesehen wird, daß er aber fehlt, sobald mehrere

Haifische in Gesellschaft schwimmen. In der Regel schwimmt der Lootsenfisch dem Hai zur Seite oder ganz nahe an dessen Rachen, auch schwimmt er zuweilen eine Strecke voraus, schießt rechts und links in's Meer hinaus, als gehe er auf Entdeckungen aus, kehrt aber stets zu seinem Hai zurück und begibt sich häufig unter eine seiner Brustflossen. Ein Einverständniß zwischen dem Hai und dem Lootsenfisch kann also nicht bestritten werden, denn es ist ersichtlich, daß sich einer um den anderen bekümmert. Commerson sagt: „Oft habe ich gesehen, wie ein Lootsenfisch nach dem ausgeworfenen Specke und dann zurück zum Hai schwamm, worauf dieser sogleich selbst kam. Fängt man den Hai, so folgen ihm seine Lootsen, bis mán ihn emporwindet, und erst dann fliehen sie." Geoffroy erzählt: „Auf der Fahrt nach Egypten kam während einer Windstille ein Hai gegen das Schiff geschwommen, nebenher zwei Lootsenfische, welche immer eine gewisse Entfernung hielten, bei ihrer Ankunft das Schiff zweimal von einem Ende zum anderen untersuchten, und, da sie nichts für ihren Gaumen fanden, weiterzogen, ihren Hai mit sich nehmend. Inzwischen hatte ein Matrose einen Haken mit Speck geködert und warf ihn in's Meer. Die Fische waren zwar bereits ziemlich weit entfernt, hörten jedoch das Plumpen, kehrten um und begaben sich, sobald sie den Speck ausgekundschaftet, wieder zu ihrem Gebieter, welcher sich während dessen an der Oberfläche des Wassers durch Umwälzen belustigt hatte. Sogleich kehrte er um, auf jeder Seite begleitet von einem seiner kleinen Freunde, wurde von diesen förmlich auf den Speck, welchen er nicht gewittert zu haben schien, gestoßen, biß zuerst ein Stück des Köders ab, schnappte noch einmal zu und hing an der Angel." Auch der Forscher Mayen erzählt, daß von seinem Schiffe ein Köder ausgeworfen ward, weil in einiger Entfernung ein Haifisch folgte. Schnell schoß der Lootsenfisch auf den Köder zu, dann kehrte er zum Hai zurück, umschwamm denselben mehrmals und peitschte das Wasser so lange mit dem Schwanze, bis der Hai unter seiner Führung zum Schiffe schwamm, wo er nach wenigen Minuten als Opfer seiner Freßgier an der Angel hing. C. T.

Die Nationalität der Päpste. — Die Mehrzahl der Päpste

stammt aus Italien. Deutsche waren Gregor V. (996—999), ein Sohn des Herzogs Otto von Kärnthen; Clemens II. (1046—47), vorher Bischof von Bamberg; Victor II. (1055—57), vorher Bischof von Eichstädt, und Leo IX. (1048—54), ein Elsäßer. Daß Clemens XIV. (1769—74), als Kardinal Johann Ganganelli, eigentlich Johann Gottfried Lange geheißen, am 22. Oktober 1702 zu Leoben geboren, Buchdrucker geworden und zuletzt als solcher in Breslau gearbeitet, dann aber auf Reisen gegangen sei, ohne daß man in seiner Vaterstadt je wieder etwas von ihm gehört hätte, ist eine bloße Sage: Clemens XIV. war vielmehr der am 13. Oktober 1705 in der Gegend von Rimini geborene Sohn eines Wundarztes.

Von niederländischer Abkunft war Hadrian VI. aus Utrecht (1522—23). Aus Spanien stammten Gregor VIII. (1119—22), vormals Erzbischof von Braga, und Calixtus III. (1455—58), Bischof von Valencia. Ein Engländer war Hadrian III. (1154—59), als Kardinal Nikolaus Breakespeare; ein Grieche Alexander V. (1409—10), als Kardinal Peter von Candia. Französische Abkunft hatten Sylvester II. (999—1003) aus der Auvergne; Calixtus II. (1119—24), vorher Erzbischof von Vienne; Urban IV. (1261—64); Clemens IV. (1265—68), aus St. Gilles in Languedoc; Martin IV. (1281—85). Natürlich waren Franzosen die Päpste während des Exils von Avignon, nämlich Clemens V. (1305—14), Erzbischof von Bordeaux; Johann XXII. (1316—34); Benedict XII. (1334—42); Clemens VI. (1342—52); Innocenz VI. (1352—62); Urban V. (1362—70), Benedictinerabt aus Marseille; Gregor XI. (1370—78) und Clemens VII. (1378—94). Aus Portugal stammte Johann XXI. (1276—77). Alle übrigen Päpste waren Italiener. D.

Zur Geschichte der Bürste. — Die Bürste ist noch gar nicht so alt, als man vielleicht annehmen sollte. Der Erfinder dieses unentbehrlichen Hausgeräthes war ein Bürgerssohn von Todtnau im badischen Schwarzwald, Namens Leodegar Thoma. Als Müllerbursch wollte er sich das Zusammenkehren des Mehlstaubes erleichtern; so kam er auf den Gedanken, ein Stück Holz zu durchbohren und dann in den Löchern Schweinsborsten zu befestigen. Später betrieb er in Todtnau einen kleinen Viehhandel

und begann im Jahre 1770 auch gewerbsmäßig Bürsten zu verfertigen und in der Umgebung, besonders in Freiburg zu verkaufen. Bald nahm seine ganze Familie an der Bürstenarbeit theil, er konnte einige Hausirer anstellen, und vor etwa hundert Jahren fing ein gewisser Balthasar Brander an, aus der Herstellung der Bürstenhölzer einen eigenen Erwerbszweig zu machen. Das war der unscheinbare Anfang einer wichtigen Hausindustrie, die in Todtnau und anderen Orten am Südabhange des Feldberges besonders heimisch wurde und jetzt etwa 1000 Bürstenmachern, 100 Verfertigern von Bürstenhölzern und 75 Hausirern Nahrung gibt. Man schätzt den Werth der Bürstenwaaren, die in jener Gegend jährlich erzeugt werden, auf 1½ Millionen Mark. Mehr und mehr wird aber dieser Zweig der Hausindustrie von der Fabrikindustrie verdrängt. H. Th.

Die Macht des Gesanges. — Der berühmte Sänger Farinelli spielte vor König Philipp V. in einer Oper die Rolle eines gefangenen Helden, welcher einen wüthenden Tyrannen um Freiheit für sich und seine Geliebte anfleht. Der Tyrann der Oper soll unerbittlich bleiben, allein die rührende Stimme Farinelli's, sein seelenvolles, ergreifendes Spiel machten auf den Sänger, welcher den Tyrannen gab, einen solchen Eindruck, daß er, sich selbst vergessend, zum Erstaunen der Zuschauer den Helden heftig weinend an sein Herz drückte und ihn seiner ewigen Liebe und Freundschaft versicherte. K. St.

Der spanische Bettler. — Ein besonders charakteristischer Typus spanischen Lebens ist stets der Bettler gewesen. Wie die älteste christliche Kirche lehrte, daß der Arme der Bruder auch des Kaisers sei, so wurde in Spanien früher die Bettlerzunft für fast heilig angesehen. Wer einem Bettler nichts geben konnte oder wollte, berührte wenigstens seinen Hut mit den Worten: „Verzeihen Euer Gnaden um Gottes willen, mein Bruder!“ Der echte spanische Bettler war stolz und kühn, da er von seinem Werthe überzeugt war. Er empfing Almosen, ohne sich dadurch gedemüthigt zu fühlen, ja mit dem stolzen Bewußtsein, Demjenigen, welcher ihm dieselben reichte, durch ihre Annahme zu einer Belohnung im Jenseits zu verhelfen. „Suchen Sie sich Ihre Armen wo anders,“ sagte ein Bettler zu einer Dame, die augenblicklich

kein Geld bei sich hatte, „denn ich habe keine Zeit, um wieder zu kommen.“ — Ein französischer Reisender wurde bei seiner Ankunft in Sevilla von einem gesund und kräftig aussehenden jungen Manne um eine Gabe angesprochen. Der Franzose wollte ihm ein paar Franken zukommen lassen, ohne ihn in seinem Ehrgefühl zu kränken, und sagte: „Nehmen Sie meinen Koffer und tragen Sie ihn in mein Gasthaus.“

„Herr,“ antwortete der Bettler, „ich diene keinem Menschen, ich bettle nur; Sie können mir ein Almosen geben oder verweigern, wie Sie wollen, aber Sie haben kein Recht, mich als Ihren Knecht zu behandeln!“ M. L—l.

Eine passende Inschrift. — Sir Christopher Wren war der Baumeister, der die als Meisterstück der Architektur bewunderte Paulskirche zu London in den Jahren 1675 bis 1710 erbaut hat. Er liegt in einem der Gewölbe seines großen Werkes begraben, und statt eines prächtigen Denkmals ist nur sein Name in einen Stein gehauen, mit den einfachen, aber Alles erschöpfenden Worten: „Monumentum quaeris, viator? — Circumspice!“ (Du suchest sein Denkmal, Wanderer? — Schau Dich um!) A. St.

Das „Marterinstrument“. — Lady Marie Wortley Montague, eine bekannte englische Schriftstellerin, kam auf ihrer Orientreise (1716—1719) auch einmal in ein türkisches Familienbad. Die Frau des Hauses kam selbst herbei, um der Lady beim Entkleiden zu helfen. Da bemerkte sie das Schnürleibchen derselben. Ihr Staunen über diesen ihr unbekannten Gegenstand war sehr groß, sie rief sofort die anderen badenden türkischen Damen mit den Worten herbei: „Kommt hierher und seht, wie grausam die armen englischen Frauen von ihren Männern behandelt werden!“ Und zu der Lady gewendet, fuhr sie fort: „Ihr dürft euch wahrlich nicht rühmen, mehr Freiheit zu haben als wir, da ihr ein solches Marterinstrument tragen müßt.“ G. W—r.

Bis jetzt sind [...] Aus-
wahl getroffen werden kann:

Band		Geheftet M. ₰	Gebunden M. ₰
130|131:	Roth, Die Römer in Deutschland	–40.	–80.
132:	Plieninger, Die schönsten Erzählungen des Weisseschen Kinderfreundes	–20.	–60.
133:	Neumann-Strela, Karl, Kaiser Wilhelm	–20.	–60.
134|136:	Plieninger, Vom schwarzen Kontinente	–60.	1.–
137|138:	Dungern, J., Kleine Erzählungen aus dem Tierleben	–40.	–80.
139:	Ludwig, J., Schloß Heimburg	–20.	–60.
140|142:	Jacobs, Friedrich, Alwin und Theodor	–60.	1.–
143|145:	Cooper, Marks Riff. Bearbeitet von M. Barack	–60.	1.–
146|149:	Schwab, Die schönsten Sagen d. klassischen Altertums. I. Teil.	–80.	1.20.
150|153:	– „ – „ „ „ „ „ II. Teil.	–80.	1.20.
154|157:	– „ – „ „ „ „ „ III. Teil.	–80.	1.20.
158|159:	Werther, Kleine moralische Erzählungen	–40.	–80.
160|162:	Stricklands, Jane, ausgewählte Erzählungen. Nach d. Englischen v. G. Plieninger	–60.	1.–
163:	Wolff, Emil, David Copperfield oder „Gott ist der Waisen Vater"	–20.	–60.
164|165:	Jacobs, Die Feierabende in Mainau	–40.	–80.
166:	Arthur, Erzählungen aus dem amerikanischen Leben	–20.	–60.
167:	Stöll, Helene, Die Seeschwalbe. Das Lappenmädchen. Im Thale der Tuareks	–20.	–60.
168|169:	Jacobs, Kleine Erzählungen des alten Pfarrers von Mainau	–40.	–80.
170|171:	Plieninger, Hilfe in der Not. Erzählungen	–40.	–80.
172:	Proschko, Ein Mann von Wort. „Zu spät"	–20.	–60.
173:	Messerer, Th., Krieg und Frieden	–20.	–60
174|175:	Hebel, J. P., Ausgewählte Erzählungen des Rheinländischen Hausfreundes	–40.	–80.
176|177:	Ingelow, Jean, Skizzen aus dem Mädchenleben	–40.	–80.
178:	Knogler, J., Das Institutskind. Erzählung	–20.	–60.
179:	Roth, Ein nordischer Held. Geschichtsbild	–20.	–60.
180|181:	Schmid, Christoph v., Ausgewählte Erzählungen: I. Die Ostereier. Der Weihnachtsabend	–40.	–80.
182|183:	– „ – II. Rosa von Tannenburg	–40.	–80.
184:	– „ – III. Heinrich von Eichenfels. Das Täubchen	–20.	–60.
185|186:	– „ – IV. Das Blumenkörbchen. Der Kanarienvogel. Das Johanniskäferchen	–40.	–80.
187|189:	Lossius, Gumal und Lina. Bearbeitet von A. Willms	–60.	1.–
190:	St. Pierre, Paul und Virginie. Bearbeitet von Fogowitz	–20.	–60.
191|192:	Werther, Werner, Der Jugend Rätselschatz. 664 der schönsten Rätsel	–40.	–80.
193|194:	Müller, K. A., Oberon der Elfenkönig oder „Ritter Hüons Abenteuer"	–40.	–80.
195|197:	Gotthelf, Jeremias, Der Knabe des Tell	–60.	1.–
198|199:	Plieninger, Gustav, Beispiele des Guten	–40.	–80.
200|201:	Hoffmann, Franz, Fürchte Gott, thue recht und scheue niemand!	–40.	–80.
202|203:	– „ – Frisch gewagt, ist halb gewonnen	–40.	–80.
204|205:	– „ – Dem Gerechten wird Gutes vergolten	–40.	–80.
206|207:	– „ – Wen Gott lieb hat, den züchtiget er	–40.	–80.
208|209:	– „ – Die Rache ist mein, ich will vergelten	–40.	–80.
210|211:	– „ – Der Segen des Wohlthuns	–40.	–80.
212:	Pichler, Die Brüder. Vaterländisches Schauspiel	–20.	–60.
213|214:	Hoffmann, Ein armer Knabe	–40.	–80.
215|216:	– „ – Nichts ist so fein gesponnen, der Herr bringt's an die Sonnen	–40.	–80.
217|218:	– „ – Kindesliebe	–40.	–80.
219|220:	– „ – Des Herrn Wege sind wunderbar	–40.	–80.
221|222:	– „ – Der Mensch denkt und Gott lenkt	–40.	–80.
223|224:	– „ – Geschwisterliebe	–40.	–80.
225:	Nathusius, Marie, Eine Dienstmägdegeschichte. Das Baregekleid (Bearbeitet von Dr. Werner Werther.)	–20.	–60.
226:	– „ – Der Bankerott. Der Wolkenbruch	–20.	–60
227:	– „ – Vater, Sohn und Enkel	–20.	–60.
228:	– „ – Martha, die Stiefmutter. Marie	–20.	–60.
229|230:	– „ – Die Kammerjungfer	–40.	–80.
231|233:	– „ – Die Geschichten von Christfried u. Julchen	–60.	1.–
234|236:	– „ – Die alte Jungfer	–60.	1.–
237|238:	– „ – Der Vormund	–40.	–80.
239|240:	– „ – Tagebuch eines armen Fräuleins	–40.	–80.
241:	Neumann-Strela, Karl, Lebensbild der Kaiserin Augusta	–20.	–60.
242:	Nathusius, Marie, Die Botenfrau. Die Sonntagsschule. Lorenz, der Freigemeindler (Bearbeitet von Dr. Werner Werther.)	–20.	–60.
243:	– „ – Wo wächst der Glücksbaum? Die Kassette	–20.	–60.
244|246:	– „ – Langenstein und Boblingen	–60.	1.–
247:	– „ – Der kleine Regimentstrompeter. Der Turmwart von Weißlingen. Balster Meier bei den Franzosen	–20.	–60.
248|249:	– „ – Joachim von Kamern	–40.	–80.
250:	– „ – Die beiden Pfarrhäuser. Ringet danach, daß ihr stille seid. Das Rektorat	–20.	–60.
251:	– „ – Tante Sofie. David Blume. Die beiden Tannenbäume. Jungfer Lottchen	–20.	–60.
252|253:	– „ – Rückerinnerungen aus einem Mädchenleben		
254:	– „ – Die dumme Anne. Christian, der Vogelsteller. Die Gebirgsreise. Drei Erzählungen für die reifere Jugend		

——— Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

Bis jetzt sind [...] Auswahl getroffen werden kann:

Band		Geheftet M. Pf.	Gebunden M. Pf.
130/131:	Roth. Die Römer in Deutschland	–40.	–80.
132:	Plieninger. Die schönsten Erzählungen des Weisseschen Kinderfreundes	–20.	–60.
133:	Neumann-Strela, Karl, Kaiser Wilhelm	–20.	–60.
134/136:	Plieninger. Vom schwarzen Kontinente	–60.	1.–
137/138:	Dungern, J., Kleine Erzählungen aus dem Tierleben	–40.	–80.
139:	Ludwig, J., Schloß Heimburg	–20.	–60.
140/142:	Jacobs, Friedrich, Alwin und Theodor	–60.	1.–
143/145:	Cooper, Marks Riff. Bearbeitet von M. Barack	–60.	1.–
146/149:	Schwab, Die schönsten Sagen d. klassischen Altertums. I. Teil.	–80.	1.20.
150/153:	– " – " " " " " " II. Teil.	–80.	1.20.
154/157:	– " – " " " " " " III. Teil.	–80.	1.20.
158/159:	Werther, Kleine moralische Erzählungen	–40.	–80.
160/162:	Stricklands, Jane, ausgewählte Erzählungen. Nach d. Englischen v. G. Plieninger	–60.	1.–
163:	Wolff, Emil, David Copperfield oder „Gott ist der Waisen Vater"	–20.	–60.
164/165:	Jacobs, Die Feierabende in Mainau	–40.	–80.
166:	Arthur, Erzählungen aus dem amerikanischen Leben	–20.	–60.
167:	Stöll, Helene, Die Seeschwalbe. Das Lappenmädchen. Im Thale der Tuareks	–20.	–60.
168/169:	Jacobs, Kleine Erzählungen des alten Pfarrers von Mainau	–40.	–80.
170/171:	Plieninger, Hilfe in der Not. Erzählungen	–40.	–80.
172:	Proschko, Ein Mann von Wort. „Zu spät"	–20.	–60.
173:	Messerer, Th., Krieg und Frieden	–20.	–60
174/175:	Hebel, J. P., Ausgewählte Erzählungen des Rheinländischen Hausfreundes	–40.	–80.
176/177:	Ingelow, Jean, Skizzen aus dem Mädchenleben	–40.	–80.
178:	Knogler, J., Das Institutskind. Erzählung	–20.	–60.
179:	Roth, Ein nordischer Held. Geschichtsbild	–20.	–60.
180/181:	Schmid, Christoph v., Ausgewählte Erzählungen: I. Die Ostereier. Der Weihnachtsabend	–40.	–80.
182/183:	– " – II. Rosa von Tannenburg	–40.	–80.
184:	– " – III. Heinrich von Eichenfels. Das Täubchen	–20.	–60.
185/186:	– " – IV. Das Blumenkörbchen. Der Kanarienvogel. Das Johanniskäferchen	–40.	–80.
187/189:	Lossius, Gumal und Lina. Bearbeitet von A. Willms	–60.	1.–
190:	St. Pierre, Paul und Virginie. Bearbeitet von Fogowitz	–20.	–60.
191/192:	Werther, Werner, Der Jugend Rätselschatz. 664 der schönsten Rätsel	–40.	–80.
193/194:	Müller, K. A., Oberon der Elfenkönig oder „Ritter Hüons Abenteuer"	–40.	–80.
195/197:	Gotthelf, Jeremias, Der Knabe des Tell	–60.	1.–
198/199:	Plieninger, Gustav, Beispiele des Guten	–40.	–80.
200/201:	Hoffmann, Franz, Fürchte Gott, thue recht und scheue niemand!	–40.	–80.
202/203:	– " – Frisch gewagt, ist halb gewonnen	–40.	–80.
204/205:	– " – Dem Gerechten wird Gutes vergolten	–40.	–80.
206/207:	– " – Wen Gott lieb hat, den züchtiget er	–40.	–80.
208/209:	– " – Die Rache ist mein, ich will vergelten	–40.	–80.
210/211:	– " – Der Segen des Wohlthuns	–40.	–80.
212:	Pichler, Die Brüder. Vaterländisches Schauspiel	–20.	–60.
213/214:	Hoffmann, Ein armer Knabe	–40.	–80.
215/216:	– " – Nichts ist so fein gesponnen, der Herr bringt's an die Sonnen	–40.	–80.
217/218:	– " – Kindesliebe	–40.	–80.
219/220:	– " – Des Herrn Wege sind wunderbar	–40.	–80.
221/222:	– " – Der Mensch denkt und Gott lenkt	–40.	–80.
223/224:	– " – Geschwisterliebe	–40.	–80.
225:	Nathusius, Marie, Eine Dienstmägdegeschichte. Das Baregekleid	–20.	–60.
226:	– " – Der Bankerott. Der Wolkenbruch	–20.	–60
227:	– " – Vater, Sohn und Enkel	–20.	–60.
228:	– " – Martha, die Stiefmutter. Marie	–20.	–60.
229/230:	– " – Die Kammerjungfer	–40.	–80.
231/233:	– " – Die Geschichten von Christfried u. Julchen	–60.	1.–
234/236:	– " – Die alte Jungfer	–60.	1.–
237/238:	– " – Der Vormund	–40.	–80.
239/240:	– " – Tagebuch eines armen Fräuleins	–40.	–80.
241:	Neumann-Strela, Karl, Lebensbild der Kaiserin Augusta	–20.	–60.
242:	Nathusius, Marie, Die Botenfrau. Die Sonntagsschule. Lorenz, der Freigemeindler	–20.	–60.
243:	– " – Wo wächst der Glücksbaum? Die Kassette	–20.	–60.
244/246:	– " – Langenstein und Boblingen	–60.	1.–
247:	– " – Der kleine Regimentstrompeter. Der Turmwart von Weißlingen. Balster Meier bei den Franzosen	–20.	–60.
248/249:	– " – Joachim von Kamern	–40.	–80.
250:	– " – Die beiden Pfarrhäuser. Ringet danach, daß ihr stille seid. Das Rektorat	–20.	–60.
251:	– " – Tante Sofie. David Blume. Die beiden Tannenbäume. Jungfer Lottchen	–20.	–60.
252/253:	– " – Rückerinnerungen aus einem Mädchenleben	–40	–80.
254:	– " – Die dumme Anne. Christian, der Vogelsteller. Die Gebirgsreise. Drei Erzählungen für die reifere Jugend	–20.	–60.

(Bd. 225–240 und 242–254: Bearbeitet von Dr. Werner Werther.)

Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

